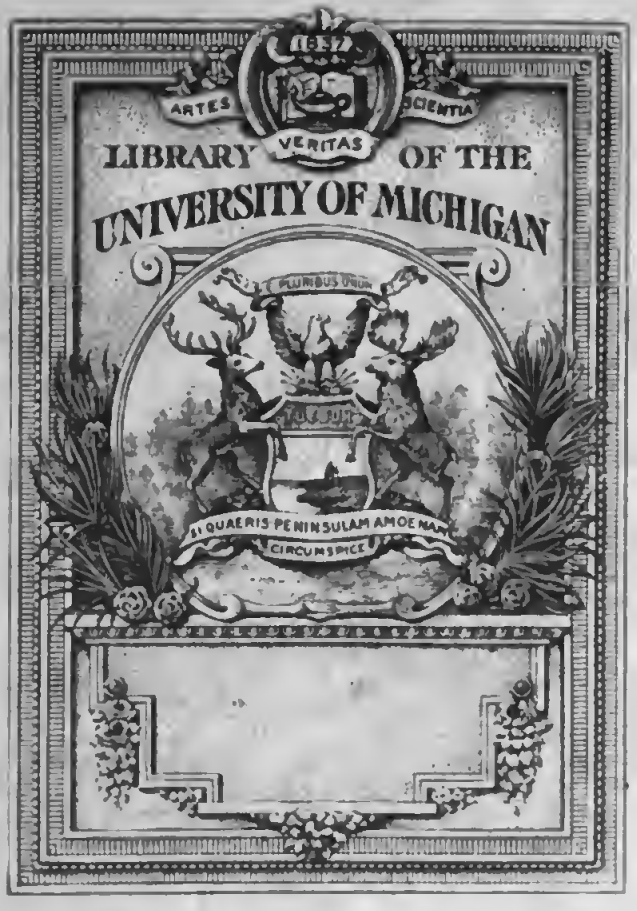
A 606017

Peter Rosegger

Sonnenschein


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
R8sn
Q8

Sonnenſchein

Digitized by Google

Sonnenſchein.

Von

Peter Roſegger.

Einundzwanzigſtes Tauſend.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

13 Dec. 3. H. 2 W.

Vor einem Jahre, als ich das Buch „Mein Himmelreich“ herausgegeben hatte, war bei Fernerstehenden einiges Kopfschütteln. Der weltfrohe Waldgeschichtenmann sei ein religiöser Schwärmer, ein Kopfhänger geworden! Aufmerksamere Leser haben freilich gesehen, daß die Dinge, so in meinem „Himmelreich“ besonders niedergelegt sind, in anderer Form durch alle meine Schriften gehen, vom „Waldschulmeister“ bis zum „Weltleben“, vom „Gottsucher“ bis zum „Ewigen Licht“, vom „Zither- und Hackbrett“ bis zu den übermütigsten der Dorfgeschichten. Woher haben wir Menschen denn das frohgemute Herz, als von unserer Harmonie mit der Gottheit, und der Sonnenschein, woher soll er denn kommen, als vom Himmel! So lange Gott mir mein Himmelreich bewahrt, soll es in meinen Büchern keine Kopfhängerei geben, sondern möglichst viel Freude und Sonnenschein.

Oft empfinde ich die Unzulänglichkeit der dichterischen Kraft, das Können bleibt zurück hinter dem Wollen. Aber ein starkes Talent fühle ich in mir,

Digitized by Google

das jeder Mann haben muß, der zum Volke ſpricht — das Talent an Gott und Menſchen zu glauben und den Sieg der Gerechtigkeit und der Freude zu erhoffen. Hätte jemand alle Talente, aber dieſes nicht, dann müßte er ſchweigend ſich zurückziehen in eine dunkle Höhle um zu grollen und zu verzagen. Die irdiſche Wahrheit iſt ernſt genug, aber ſie verträgt es recht gut, von dem Sonnenſchein der Poeſie beleuchtet zu werden, ohne daß ſie unwahr wird. Die Welt iſt reich an Niedertracht, und ſie iſt reich an Größe und Schönheit. Nur darauf kommt es an, was wir Poeten liegen laſſen oder aufleſen.

Übrigens, man glaube ja nicht, in dieſem neuen Buche „Sonnenſchein" lauter ſonnenheitere Sachen zu finden. Schattenloſe Tage ſind weder ſchön noch gut. Ich habe es immer gern gehabt, wenn am ſonnigen Himmel auch weiße Wolken ſtehen, die das Licht oft noch erhöhen und die der Landſchaft jene wandernden Dämmerungen verleihen, welche in ihrem milden Wechſel ein Sinnbild unſeres Gemütes ſind. Die Heiterkeit dieſes Buches wird von unabſichtlichen und abſichtlichen Schattenſeiten unterbrochen werden. Treten dort und da etwa kleine Derb- und Bosheiten auf, ſo gedenke man der ſtechenden Strahlen, und wenn ſogar einmal ein tragiſches Geſchick ſich vollzieht, ſo erinnere man ſich des Sprichwortes vom — Blitz aus heiterem Himmel. Aber die Grundſtimmung dieſer Abbilder des Lebens iſt eine ſonnig frohe, eine herzmutige und vertrauende, dazu beſtimmt, unſere Freude an der Welt und den Menſchen zu erhöhen und nach erſchütternden

Ereigniſſen unſer erſchrecktes Gemüt wieder zu verſöhnen.

So will ich Dir, mein lieber Leſer, in dieſem Buche etwas Freundliches geben. Nimmſt Du es an, ſo bringe eine gute Stimmung mit, daß es mir am Ende nicht ſo ergeht wie jenen klugen Schildbürgern, die den Sonnenſchein in Säcken in ihr fenſterloſes Rathaus tragen wollten.

Krieglach, im Sommer 1901. R.

Inhalt.

Vorwort.	Seite
Waldsonnenschein	1
Wie der Lehrer Constant seinen Bruder glücklich macht	15
Der Mann mit den sechs Händen	29
Die Kreuzhütten-Buben	40
Die Familie Nagerl auf der Bergpartie	61
Maigewitter	72
Die Männerwahl	83
Null-Annerls Hofstaat	98
Die Komödie des Todes	113
Der Waldbauer, dieser Dodel!	146
Schneiderliebe	159
Der singende Schabelwirt	175
Das reiche Waldschulmeisterlein	192
Auf der Waldwiese	211
Der Keuchen-Ferdl	223
Der schlaue Bürgermeister	237
Ein Ehehindernis	252
Eine Vorlesung im Salon der kleinen Martha	259
Lose Stubengenossen	268
Wie die Müllnersleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten	280
Den Zug versäumt	291
Die Feinde	303
Mein Vetter, der Türke	362
Onkel Sonnenschein	377

Waldsonnenschein.

Mitten in einem grünen Meer liegt eine dunkle Insel. Das Meer, das sind die sonnigen Matten, die sich hin über Ebene und Hügelland breiten bis in den blassen Himmel; die dunkle Insel, das ist der Kürbaumerwald. Ein altes Bestände von Fichten und Kiefern, stellenweise wohl gepflegt und gesäubert, fast wie ein Herrschaftspark; kaum ein wüstes Ästlein hängt an den Stämmen, so weit hinauf es von Menschenhänden erreichbar ist. Das dürre Astwerk ist Freigut der Armen in den Dörfern draußen. Es giebt aber freilich fürsichtige Sammler, die den frischen Ast mit einem heimlichen Einschnitt verletzten, damit er das nächste Mal dürr sei. Der Wald ist in so viele Teile geteilt, als es ringsum Großhöfe giebt, die daraus ihren Holzbedarf ziehen. Darum wird das Gehölze wirtschaftlich gut verwaltet. Von drei zu drei Jahren unternehmen sie eine Waldreinigung; da wird das Gefälle fortgeschafft, die halbgestorbenen Bäume legt man nieder und kliebt sie zu Scheitern. Auch wo junger Anwachs zu dicht steht, und im Kampf um Erdreich und Sonnenschein die Schwächlinge unterliegen, kommt das Beil und

erlöst die Siechenden, damit die andern ihre Ellbogen breiter ausstemmen können. An Lichtungen grünt Heidekraut, unter dem Eidechsen wimmeln; unter Beständen, die mit hohem Gewipfel gleichsam überwölbt sind, liegt die Schicht der dürren Nadeln vom vorigen Jahr, bevölkert von emsigen Ameisen und Käfern, damit ja keine Handbreit Erde leblos und fruchtlos bleibe.

Also nichts Neues in diesem Walde? Ei doch! An Sommersonntagen, wenn in den umliegenden Dörfern das laute Leben ist, in Kirchen und Wirtshäusern, auf Gassen und Straßen, wenn die Leute in Festgewändern auf den Feldwegen umherschwärmen mit fröhlichem Gethue — na, da geht der alte Waldbauernbub gern in den Kürbaumerwald. Im stillen, geheimnisvollen Leben und Weben des Waldes fühlt man in sich den Menschen, der unter Leuten so leicht verloren geht. Unter Leuten ist man bloß ein „Leut", und es giebt nichts Banaleres als ein „Leut".

Auf einem solchen Waldgang nun habe ich den Riedel begegnet — einen der nichtssagendsten Leute auf dem Dorfplatz, einen der wunderlichsten Menschen im Wald. Ich kannte den Mann schon seit länger, er ist ein Holzknecht aus dem Unterthal, mit dem man unter Leuten nichts anzufangen weiß, weil er immer nur „ja" oder „na" sagt. Wenn man mit ihm allein ist, da thut er sich auseinander. Er ist sehr wohlthätig, verschenkt gelegentlich viel Geld — bis er es erst hätte. Er setzt in die Lotterie zu jeder Ziehung — drei Nummern nach Graz und drei Nummern nach Linz. „Und wenn ich einen Terno mache," sagt er, „so schenke ich die Hälfte

davon den Armen!“ Oder er ſchenkt hundert Gulden für Abgebrannte, oder er läßt über den Berg einen neuen bequemen Weg bauen und oben auf dem Sattel der Muttergottes eine Kapelle. Oder er ſchenkt — natürlich, bis er erſt Geld haben wird — einen großen Betrag der Kirche für neue Glocken. Von Glocken hat auch der was, der nicht in die Kirche geht. Und auf dieſem Punkt ſteht der Riedel. Er iſt ſoweit ein guter Chriſt, hält viel auf Meſſe und Predigt. Aber wenn der Menſch mit dem Pfarrer verfeindet iſt, da kann bei der Meſſe keine Andacht ſein und bei der Predigt kein gutes Fürnehmen, „da muß man ſich immer giften“. Er hatte in ſeinem Kirchenſtuhl die Augen zugedrückt, da hörte er des Pfarrers Stimme; hatte ſich bei der Meſſe endlich auch die Ohren zugehalten — aber wenn einer blind und taub ſein muß, da thut ſichs auch nicht, da geht man lieber gar nicht in die Kirche, ſondern ſitzt oben am Feldrain, macht ſich gute Gedanken und richtet ſich nach den Glocken, wann das Evangelium iſt oder das Sanktus oder die Wandlung.

Die Feindſchaft kam davon, daß der Pfarrer dem Holzknecht ſeine „Lebensſüßigkeit“ nicht laſſen wollte. Seine Lebensſüßigkeit, das war die einäugige Kellnerin beim Schleierwirt. Sie hatte ja nur ein einziges Auge, aber der Pfarrer gönnte dem Riedel auch das nicht. Ledigerweis darf man den Kellnerinnen in kein Auge ſchauen, auch wenn ſie himmelblau ſind — es iſt des Teufels Himmel. Ähnlich hatte es der Pfarrer einmal auf der Kanzel ausgelegt und dabei mit dem Finger auf den ſechseckigen Kirchenpfeiler gezeigt, hinter dem

der Holzknecht saß. Die Wirkung war überraschend: der Riedel blickte seiner Lebenssüßigkeit noch tiefer in das Auge, vermied aber von jetzt ab die Kirche. Eine nächste Predigt sprach von der schiefen Ebene. „Wer ein sittenloses Leben führt, kommt bald soweit, daß er auch den Gottesdienst nicht mehr besucht." Nun war der Mann draußen, und jetzt hat er von der Kirche nur das Läuten. Die neuen Kirchenglocken — vier müssen es sein, und einen schönen Klang müssen sie haben — schafft er an, sobald der Doppelterno kommt. Alle vierzehn Tage kann er kommen. In diesem Augenblick ist er noch nicht da.

Dieser Holzknecht Riedel nun hatte im Kürbaumerwald die Säuberung übernommen. Da war er mit einem Buckelkorbe gekommen, in den er seine notwendigsten Sachen gepackt hatte, mit Ausnahme der einäugigen Lebenssüßigkeit. Seine guten und schönen Sachen hatte er alle zu Hause gelassen, in einer Bodenkammer des Schleierwirtshauses, wo sie betraut wurden von der Selbigen. Ein reichlich beflicktes und doch schon wieder zerschlissenes Lodengewand hatte er am vielkantigen Leibe; das bekannte nur unter den Flicken noch seine ursprüngliche Farbe, im übrigen hatten dem in der Vorzeit so schönen, grauen, grünberandeten Rock Sonne und Regen alle Hoffart ausgetrieben. Nun, für Waldarbeit thuts auch das schlechte Zeug. Der Wald deckt ja seinen grünen Mantel darüber, und am Abend, wenn es dunkel wird, schleicht man ins nächste Dorf zur Schlafstelle. Des Werktags nimmt keiner und keine ein Ärgernis, nicht einmal die Hunde. Je zerschundener das Gewand, je

tüchtiger der Arbeiter. Anders am Sonntag. Schon nichts bezeichnet sicherer den Lumpen, als ein unordentliches Sonntagsgewand. Und erst ein solches, wie der Riedel anhat! Nein, es ist ganz unmöglich, daß er dergestalt unter die Leute geht. Keiner würde ihm im Wirtshaus einen Trunk anbieten, und mancher möchte sich denken: der Unterthaler Pfarrer wird doch recht haben mit seiner schiefen Ebene.

Da heißt es, den lieben langen Sonntag im Walde hocken bleiben, und noch abseits vom Wege, damit Durchziehende, die eine silberne Uhrkette baumeln haben, nicht zu sehr erschrecken. Schon in aller Gottesfrühe hat er seinen Korb aus dem Heustadl getragen und auch einen Topf Wasser mitgebracht; denn im Walde rinnt weitum nichts Nasses, und Wasser meint er, ist das allerdümmste, wenn man keins hat.

Nun sitzt er da. Sitzt stundenlang auf einem Baumstock, stützt die Ellbogen auf die Knie, legt das Gesicht in die hohlen Hände und denkt: ja, so gehts auf der Welt. Aus den Dörfern klingen die Glocken herüber. Dort sind sie jetzt beisammen, am Altar steigt der Weihrauch auf, und der Geistliche hebt die Hostie. Der Riedel thut aus dem Sack einen braunen Rosenkranz, den schlingt er um die knochigen Fäuste und beginnt ihn — Gralle für Gralle — abzubeten, lautlos. Nur an den Lippen sähe es ein Sachkundiger, daß er betet. Wenn man ihn nachher fragen würde, was er während dieses Rosenkranzgebetes für Gedanken gehabt habe, er würde verwundert dreinschauen. Gedanken? Beim Beten? Beim Beten darf man ja keine Gedanken haben, oder

höchstens die: ich thu jetzt rosenkranzbeten, weil Sonntag ist. Nach der Andacht steht er auf und schlenkert die Glieder aus, sie sind ungelenk geworden. Arbeiterglieder heben beim Rasten sofort an zu rosten. Zwischen den Stämmen trottet er hin und guckt einmal zwischen das Gewipfel durch, wie hoch die Sonne steht. Sie sprüht ihm durch das Reisig so heftige Funken ins Auge, daß er nachher auf eine Weile nichts sieht vor sich als lauter regenbogenfarbige Räder. Sie könnte eigentlich schon höher stehen. An Werktagen steigt sie schneller auf. Dort am Stamm spießt sich ein dürrer Ast. Ihm zuckts in den Armen. Am liebsten möchte er aus dem Korbe die Axt nehmen. Das ist aber spaßig: das Holzhacken ist verboten am Sonntag, und das Saufen und Raufen ist der Brauch. Der Riedel ist kein solcher. Wenns sein kann, sitzt er gern im Schleierwirtshaus bei einem „Krügel Gespritzten" und schaut seiner Kellnerin zu, wie sie die Bauernburschen abtrumpft, wenn die anlebig werden wollen. Er pafft aus seinem Pfeiferl und schaut just einmal zu. Und beide thun nichts desgleichen, als ob sie einander was angingen. Die heimliche Botschaft muß der Wein ausrichten im dunklen, verschwiegenen Krügel, denn das ist kein „Gespritzter", das ist ein feuriger Ungar. Ja, das sind Zeiten! Aber im Wald hier? Der Riedel weiß nichts mit sich anzufangen.

An der wulstigen Lodenhose haben sich Flicken losgeschält, aber mit Spinnwebfäden und Fichtennadeln kann der Mensch nicht nähen. Rauchen? Die paar lumpigen Pfeifen voll, die er mithat, sollen für den

Nachmittag geſpart werden. Endlich ſteht die Sonne dort auf dem Lärchenwipfel, wie die Flamme auf der Kerze. Es iſt Kochenszeit. Der Riedel bricht von den Bäumen dürres Aſtwerk und trägt es zuſammen auf einen Haufen. Nun aber kommen die Nöte mit den Streichhölzern. Fürs erſte wollen ſie an der Raſpel nicht Feuer fangen, und ziſcht das Flämmchen endlich auf, ſo bläſts die Luft aus. Der Boden ringsum iſt ſchon beſtreut mit toten Streichhölzern, und immer noch kein Feuer. Der Forſtmeiſter im Karwaſſergraben hat ein Brennglas, das die Sonnenſtrahlen zuſammenfängt und Heuſchober anzünden kann, wie der Blitz. Der Riedel wollte es nicht glauben, bis er in der Hoſe das Brandloch hatte. Der Forſtmeiſter hatte damals lachend einen Kübel Waſſer gegoſſen über den „brennenden Holzknecht“. Als dem Riedel dieſe Geſchichte einfällt, denkt er nach, daß er eigentlich ja ſchon öfter Feuer gefangen habe. Das Auge der Kellnerin — es war auch ſo ein verteufeltes Brennglas. Dann das Briefel, das ſie ihm vor etlichen Tagen geſchickt. Der Tauſend, mit dem könnte ers verſuchen, das iſt feurig genug. In der Huthöhlung brennt er mit einem letzten Streichholz das Papier an, ſchier ungeſtüm wie Pulver loht es auf, das Liebesbrieflein, ſchon die Finger ſind in Gefahr, als ers unters Reiſig ſteckt. Der Haufen hebt munter an zu kniſtern, und jetzt — Holzknecht — haben wir einen eigenen Herd!

Aus dem Korb holt er eine Kaffeemühle hervor und eine Düte mit braungeröſteten Bohnen, denn lumpen laſſen wir uns nicht. Kaffee eſſen, das trägts dem Holz-

knecht noch, Gott sei Dank! Wenns auch nur schwarzer ist! Ja, wenn wirs könnten, was die alte Vedelhex in Hüllersberg kann! Die melkt den Ahornbaum, daß der Rahm nur so an den Zweigen herabzudelt. Wir hingegen kochen uns zum Schwarzen ein Sterzlein in Schmalz, das geht ganz ohne Zauberei, bei den Mitteln, die wir im Korb haben. Was nur die Kaffeemühle hat, sie will nicht beißen. Er muß sie erst auseinandernehmen und mit der Feile die Zähne schärfen, dann aber rieselt das braune, kräftig duftende Mehl ins Lädlein, daß es eine Freude ist. Während solcher Umständlichkeiten ist das Reisigfeuer niedergebrannt und nur noch ein Kranz von Holzstümpchen übrig, die an der weißen Asche träge herumrauchen. Das hätte ich anders machen sollen, denkt der Riedel und beginnt neuerdings Knisterholz zu sammeln, neuerdings Flammen zu entfachen, bis er endlich den Kaffee in den Wassertopf schüttet und diesen ans Feuer stellt. Und wie der Inhalt nun in emsigen Perlen aufkocht, rückt der Riedel wohlgemut im Feuer einen ungebärdigen Ast zurecht und stößt dabei den Topf um. Die Flüssigkeit ergießt sich über das Gewurzel als braunes Bächlein.

Im ersten Augenblick nach dem Ereignis war der Holzknecht starr und stumm geworden. Im zweiten würgte er einen klobigen Fluch aus der vor Wut geschnürten Gurgel, im dritten erfaßte er den gähnenden Topf am Henkel und wollte ihn an den nächsten Baumstamm schleudern. „Du gottverfluchter Häfen, du höllvermaledeiter!“ Dieser schauderhafte Stoßseufzer erleichterte ihm das Herz, und schon fiel ihm sänftiglich die

Vernunft in den Arm: Riedel, thu das nicht. Dem dummen Topf ist es ganz gleichgiltig, ob er Topf ist oder Scherben — du selbst jedoch bringst dich durch den Mord um all dein Sonntagsglück. Der Tag ist noch lang, du mußt Mann sein, mußt dich wieder aufzurichten suchen aus dem Jammer! Auf dem Baumstock saß er. Eine so abgrundtiefe Trauer empfand er über den vergossenen Kaffee, daß er plötzlich auflachte. Wenn er in der großen Lotterie den Haupttreffer macht, dann läßt er sich im Kürbaumerwald eine Küche bauen mit Sparherd, wie beim Schleierwirt, und stellt die richtige Köchin dazu! Nach einer Weile that er neuerdings Bohnen in die Mühle, begann zu mahlen und pfiff dazu ein Liedel. Wie es klang, das sage ich nicht, Gepfiffenes kann man nicht erzählen. Endlich konnte das Zeug in den Topf gethan werden, auch Zucker und Löffel legte er in Bereitschaft, na — und jetzt fehlte das Wasser! Da that er laut den großen Ausspruch: „Wasser ist das allerdümmste, wenn man keins hat!"

Zwar — eine Quelle wußte er, allein sie ist weit unten auf dem Feldrain, nahe der Straße, wo die aufgeputzten Gecken gehen, diese Lümmel und Gänse durcheinander. Daß sie ihn recht ausspotten möchten, als ob sie selbst morgen nicht wieder in ähnlichem Werktagsgewand stecken würden! Also ist Fasttag, und zwar einer ohne Wert für den Himmel, weil er unfreiwillig gehalten wird. Durchaus unfreiwillig. Was soll der Mensch denn anfangen mit so einem unaufhörlichen Sonntag? Saß er halt wieder auf seinen Baumstock, stützte auf das Knie den Ellbogen und legte das Gesicht

in die hohle Hand. Und verſenkte ſich in die Tiefe des Weltgedankens: es iſt zu dumm!

Da begann ein Wunder zu geſchehen. Allmählich hatte ſich der Sonnenſchein zurückgezogen, als wollte er ſagen: thörichtes Menſchenkind, ich laſſe dich allein, ſchließe die Augen, wenn du magſt, und gedenke der Israeliten in der Wüſte, denen Brot vom Himmel fiel. Wenn ich jetzt Hausbrotlaibe auf dich fallen laſſen wollte, ſo wäre dir das möglicherweiſe wieder nicht recht. Vielleicht aber weißt du mit folgendem etwas anzufangen. Und es begann vom Himmel ſacht Waſſer zu fallen, anfangs tropfenweiſe, dann in Strömen. Der Topf war bald voll, aber das Feuer war tot, und der Riedel war naß. Alſo Waſſer genug, allein der nie zu befriedigende Holzknecht fand, daß auch ſolches nicht ganz das Richtige wäre. Es kommt, meinte er, alles aufs Maßhalten an. Oben kroch aus ihrer Wolke die Sonne hervor und lachte. Lachen ſteckt an, und der Riedel fand auf einmal die Sache ſehr luſtig.

Er hängt ſeine Kleider an die Äſte, die Sonne ſoll das Feuchte herausſaugen. Dann nimmt er aus dem Korb ein Holzkübelchen, hebt die Decke und guckt hinein. Mehl iſt drin. Er ſchüttet es in den Topf zum Regenwaſſer und macht mit einem geſchälten Aſt den Teig an. Dann will er Feuer machen, aber die Streichhölzer ſind im Naſſen nicht brennluſtiger geworden, auch hier ſoll die Sonne ſchlichten. Er überſiedelt auf die nahe Lichtung. Nach ein paar Stunden iſt alles trocken, das Feuer praſſelt, der Sterz ſchmort, und der Riedel ſetzt ſich zum Mahl. Aber — es iſt ſonderbar, was dieſer

Sterz für einen Geſchmack hat. Der Riedel leckt vom Reſte des Mehles; das iſt ja nicht bitter. Das Regenwaſſer kann doch auch nicht bitter ſein. Der Sterz jedoch, der prenzelt ſo. Die Sonne lacht. Es iſt auch zu heiter, wenn ein Holzknecht nicht weiß, daß geſchälte Äſte harzig ſind und ſich deshalb nicht eigentlich zu Kochlöffeln eignen. „Aber gut iſt er doch, der Sterz!“ ſagt er ganz laut zu ſich ſelbſt, damit ers weiß und glauben ſoll. Baumpech ſoll gegen Gicht gut ſein. Nach einiger Zeit wird das Löffeln ſaumſeliger, er hat ja keine Gicht, wozu medizinieren? Es iſt vier Uhr nachmittags. Da wäre er zwar auch ſo ſchon wieder hungrig, hätte er rechtzeitig um elf Uhr gegeſſen. Es iſt überhaupt eine ſonderbare Einrichtung — Hunger, Eſſen — Hunger — Eſſen, und immer ſo fort! Der Menſch ißt, damit er arbeiten kann, und arbeitet, daß er was zu eſſen hat. Sonſt könnte man immer ruhig in der Sonne liegen. Aber die iſt ja auch ſo: geht auf, damit ſie untergehen kann, und geht unter, damit ſie wieder aufgehen kann. Wenn auf der Welt keine Kellnerinnen wären! Na, bei dieſen iſts auch ſo — einmal ſunnig, einmal duſter.

Alſo reimt er ſichs, der Holzknecht, dieweilen er jetzt ſorglos und gewandlos in der Sonne liegt auf dem weichen Moos. Was doch die Hände ſo braun ſind und der übrige Menſch ſo weiß iſt, bis hinten hinüber, ſoweit man ihn ſehen kann. Und die Sonne legt ſich an die Glieder, ſo lind, wie weiche Wolle. Da draußen im Dorfſonntag, wo ſie allerhand haben; haben ſie ein Vergnügen, vergleichbar dem, wenn man als be-

häbiger Molch daliegt in der ſüßen Sonne? Nein, die haben Sonntag, aber keinen Sonnentag. Den giebt es nur hier in der umfriedeten Waldlichtung. Das empfindet er mehr, als ers denkt, wie er nun ſeine Glieder ſo hinlegt auf das Moos. Seine Beine ſchlenkern ſich, recken ſich, einmal ſo, einmal ſo. Doch fein, wenn der Menſch ſo ganz ſein eigen iſt, daß er ſeine Beſtandteile auseinanderthun und zuſammenpacken kann nach Belieben. So ein milchweißer Menſch, denkt er, iſt eigentlich etwas ganz Merkwürdiges. Und ſo was kann holzhacken. Man meint immer, das Gewand ſei es, und jetzt iſts auch ohne. Dann ſieht er auf ſeine Fetzen: Gott, was der Menſch ſich für abſcheuliche Sachen an den Leib hängt! Wenn man ſichs einrichten dürfte — das wäre das richtige Sonntagsgewand. Und er klatſcht ſeine Hand an den Schenkel. Wenn er einen Terno macht, ſo richtet er ſich ein Waldplatzel her zum Liegen „in der Sunn".

Es mag ſein, daß in der Sonne auch Holzknechtgehirne auftauen. Wir wiſſen nicht, wie hoch ſich der Philoſoph, der ſeinen Sterz mit Fichtenharz würzte, noch verſtiegen hätte ins Sonnenreich hinein, wenn hinter ihm nicht jählings ein Geräuſch geweſen wäre. Ein Fiſch, plötzlich aufs Trockene geworfen, kann nicht heftiger aufſchnellen, als es jetzt der Riedel that. Dem Dickicht huſchte er zu und lauerte voller Angſt. Es war aber nichts. Ein Reh, oder dergleichen. Ach, was haben es die Rehe und Hirſche gut, denen nimmt man nichts für übel!

Die Stimmung war zerriſſen, die Freude an dem

ſchönen Sonnenſonntagsbad war vorbei. Das Kniſtern — es war ihm zu ſehr in die Beine gefahren. Er kriecht dahin im Heidekraut, ganz wie auf dem Ägyptenbild an der Wand beim Schleierwirt das Krokodil, vor dem der Kellnerin ſo „grauſt“ — denn jetzt kommt wirklich jemand dort herauf den Waldſteig. Ihrer mehrere Sonntagsvergnügler. Sie wollen doch auch einmal ſehen, was im Walde geleiſtet worden iſt die Woche über. Denn am Sonntag gegen Abend hin beginnen ſie ſchon wieder mit der Arbeit zu liebäugeln. Sechs Sonntage nacheinander wären nicht zu ertragen.

„Sauber gehalten wird er, der Kürbaumerwald!“ ſagt der eine. Dann gehen ſie zwiſchen dem Geſtämme dahin. Der Riedel hatte nie recht gewußt, wo der Menſch das Herz hat, eigentlich nie darüber nachgedacht; vielleicht, daß er das ſeinige bei der Kellnerin geſucht hätte. Und nun, als die Leute ſo nahe an ſeiner entblößten Weſenheit vorübergingen, ſtieß es wie ein ungebärdiges Böcklein in der linken Bruſtſeite. Und that gleichſam einen entſetzten Renner gegen den Bruſtkorb, als ob es heraus wollte, und fort, das wahnſinnig erſchrockene Holzknechtherz — die Kleider waren nicht mehr am Platz! Sie ſind nicht da! Die Kleider ſind nicht da! Die Kleider nicht! Trotz der kühlen Luft dringt ihm der Schweiß aus allen Poren. Er hatte ſich nicht einmal mit den Kleidern in das Dorf gewagt, und jetzt erſt ohne. — — Geſtohlen! Nicht auszudenken, was jetzt werden mag.

Die ganze Frevelhaftigkeit, hülſenlos wandeln zu müſſen, ſie ſtand vor ihm, ſchlug ihn völlig in den Boden. Nein, da mag ſie noch ſo locken

und ſchmeicheln, die falſche Sonne, der Menſch iſt eine Hülſenfrucht. Und wenns glücklich ausgeht, ſo vermach ich zweihundert Gulden auf Mariazell, ſobald der Terno kommt.

Es kam aber gnädiger, als er in ſeinem erſten Schrecken geſehen hatte. Während vorhin der Holzknecht den erhabenen Gedanken und Gefühlen nachhing, hatte ſich in ſeinem Kopf die Magnetnadel ein bißchen verſchoben, ſo daß für einen Augenblick die Richtung verloren war, in der die Kleider lagen. Nun ſah er ſie ſchon, hübſch hingebreitet über den Moosboden und gründlich trocken.

Und endlich, als der dunkle Abend kam, war der Riedel ein freier Menſch. Er hob den Korb auf den Rücken, ging in das Dorf hinaus und ſuchte ſeinen Heuſtadl auf.

An einem der nächſten Tage hat er die „paar Zeilen" geſchrieben an ſeine Einäugige im Unterthal: „Denk dir, i hab drei Numera g'ſetzt auf Linz. Ein umg'ſchmiſſener Häſen iſt 28, ein Pech im Sterz iſt 7 und ein Krokodil in der Sunn iſt 63. Die kummen g'wiß, paß auf. Aſtn ſchenk i für die Armen hundert Gulden und heirat dich. Jaz halt i mi no etli Wochen da auf. Laß deine Gellnerei gehn, die i eh nit gern ſiech, und kumm amal auf an Tag her. Bring mir mein beſſers Gwand mit. Der Deinige."

Wie der Lehrer Konstant seinen Bruder glücklich macht.

Dieser Frühsommermorgen! Wo der stolze Kranzhof gestanden, der Stolz des Thales, da stieg jetzt breit und träge der Rauch auf, teils in rostbraunen Massen, teils in lichten blauen Strähnlein. Die Felder ringsum waren besät mit Hausgeräten, Säcken und Wagen. Dazwischen blökende Rinder und Schwalben, die planlos umherschossen. Auf dem nassen Weg stand eine Feuerspritze, an der mehrere Männer herumstanden und die Maschinenteile ordneten oder auch nur beguckten. Die meisten Beschauer aber hatte die weite Stätte, aus der zwischen halbverbrannten Balken und weißer Asche rostbraune Grundmauern hervorragten, besonders der massige Kochherd und der Backofen, die jetzt unter freiem Himmel fast schamlos dastanden. Stellenweise scharfer brenzlicher Geruch von aufgeschmortem Fett oder geröstetem Fleisch. Darüber nun wirbelte der Rauch, der das ganze breite Thal mit einer dünnen bläulichen Schicht überzogen hatte.

„Der arme Kranzhofer!“ riefen die Leute ein ums

andere Mal. „Er ist weit und weiß von nichts. Er ist im fernen Bayernlande und soll erst in nächster Woche nach Hause kommen. Nach Hause!“ —

Aber schon zur Mittagszeit waren die Verwandten darin überein gekommen: Konstant, der Schullehrer zu Brachstein, sein Bruder, soll sofort nach Wörishofen reisen, um dem Kranzhofer das Unglück schonend mitzuteilen. Eine Depesche nach der Kuranstalt, ob der Kranzhofer aus Brachstein in Steiermark noch dort sei, wurde am Nachmittage dahin beantwortet: „Kranzhofer gestern nach glücklich vollendeter Kur nach München abgereist.“

Wenigstens hat der Arme jetzt die Gicht vom Leibe, die ihn jahrelang geplagt. Ein Kreuz ab, ein anderes auf, so gehts. Der Schullehrer Konstant reiste also nach München. Dort würde, das wußte er, sein Bruder im Gasthof zum Blauen Schwan absteigen, um sich bei dieser Gelegenheit die bayerische Hauptstadt anzusehen. Als Konstant abends im Hotel ankam, erfuhr er, daß Herr Kranzhofer dort auf Nummer 17 wohnte, aber die Thür war abgeschlossen. Nun setzte sich der Lehrer in der Eintrittshalle auf eine aus Binsen geflochtene Bank, wartete auf den Bruder und besann sich, wie er ihm das schwere Unglück am glimpflichsten beibringen würde. Bei dem etwas vollblütigen Mann, an dem die Gicht leicht auch das Herz angegriffen haben konnte, mußte man vorsichtig sein. Die Ampel im Vorraum brannte langweilig und drohte schier zu verlöschen. Der Portier kauerte in seinem Gelaß und gröhlte manchmal; es war nicht zu erkennen, ob wachend oder träumend. Endlich pustete er durch den Schuber hervor: „Wollns a Zimmer — oder

ſunſt gehns — da ſitzen bleiben könnens net die ganze Nacht!"

„Entſchuldigen Sie, Herr, ich muß auf meinen Bruder warten, den Paſſagier von Nummer 17. Muß heute noch mit ihm ſprechen!"

Der Portier zog träge ſeine Taſchenuhr hervor: „Heut? Heut dauert noch lang. Iſt erſt halb auf Eins. Der Herr Bruder wird ſich irgendwo unterhalten. Wenn er nicht etwa ſchon längſt auf dem Zimmer iſt."

In demſelben Augenblick ſchrillte die Thorglocke. Bei der Handlaterne des Portiers, die dem Ankömmling in das gerötete Geſicht leuchtete, erkannte der Lehrer ſeinen Bruder ſofort.

„Ein ſolider Zimmerherr, gelt?" lachte der Eintretende und reichte dem Portier unter verbindlichen Worten ein Silberſtück. „Und jetzt wollen wir uns ausſchlafen gehen." Seine Zunge war etwas ungefügig, ſeine Beine ſtanden nicht beſonders ſicher.

„Hier wartet jemand auf Ihnen," ſagte der Portier.

Da ſtanden die Brüder ſich gegenüber.

Zuerſt ſtummes Staunen des Kranzhofers, dann mächtiges Ausbreiten der Arme: „Du? Konſtantel? Ja? hörſt — wie kommſt denn du daher? Ach gelt, das iſt was Herrliches, dieſes München! Nein, da wollen wir doch noch ins Kaffeehaus."

„Bruder," ſagte der Lehrer, „da komm ich lieber mit dir auf das Zimmer. Ich habe zuerſt ein biſſel was mit dir zu ſprechen."

„Ja! So ſoll uns der Kellner noch ein Glas

Wein aufs Zimmer bringen. Du wohnst doch hier im Hotel?"

„Ich habe mir kein Zimmer genommen, weil mit dem nächsten Zug abgereist wird. Er geht drei Uhr morgens ungefähr?"

Sie schritten über den Teppich die Treppe hinan. Der Kranzhofer trug den Leuchter mit dem Kerzenstümpfchen, denn die Stiegenbeleuchtung war schon ausgelöscht.

„Nein, Bruder, daraus wird natürlich nichts," sagte er. „Am Samstag reisen wir zusammen. Für morgen steht der Glaspalast, die alte Pinakothek und die Bavaria auf meinem Zettel. Und abends natürlich das Hofbräuhaus. Herrgott, Bruder, d a s ist dir eine Anstalt! Bitte, hier links herum, da ist eine Stufe. Meiner Seel, ich bin schon ganz zu Hause in diesem München. Meine Alte, wenn du mitgebracht hättest. — Na, wie gehts denn zu Hause? Habe erst heute eine Karte von der Meinigen erhalten — über Wörishofen. Du, jetzt gehts wieder bei mir! Aber glaubst es nicht, wie einem ist, wenn man diesen Teufel aus den Gliedern hat!" Er meinte die Gicht. „So, mein Alter. Hier residiere ich. Mach' dir's bequem. Das Bett nachher ist dein. Na, na, da giebts nix. Ich schlaf auf dem Sofa. — Und jetzt erzähl' mir doch einmal, Konstantel, wie du herkommst?"

Der Schullehrer, ein ruhiger, behäbiger Mann, mit langem zurückgeschlagenem Haar und einem schon etwas grauenden und etwas verwilderten Vollbart, suchte seine Gelassenheit mit Mühe aufrecht zu erhalten.

„Der Vater Kneipp," ſagte er, als ſie ſich am Tiſch gegenüberſaßen, „hat er kein gutes Beinbruchpflaſter?"

„Aber gebrochen war ja nichts!" lachte der Bauer.

„Nein, für daheim, meine ich."

„Iſt bei dir was geſchehen?" fragte der Kranzhofer.

„Dein Kettenhund, dem iſt der linke Hinterfuß ab," erzählte der Lehrer. „Ganz ab. Das arme Tier zieht ihn nach; wie am Strickel zieht er's nach, das Bein."

„Mein Sultan? Das Bein ab? Aber wie ſo denn?"

„Mit dem Waſſerwagen abgeführt."

„Mit dem Waſſerwagen? Mit welchem Waſſerwagen?"

„Ja eben, wie die Brachſteiner Feuerſpritze angefahren kam?"

Jetzt wurde der Kranzhofer erſt recht aufmerkſam; ſeine Augen wurden groß und hatten auf einmal einen nüchternen Ausdruck? „Bruder, was ſprichſt du da? Mich deucht doch, du ſprichſt von mir daheim. Was iſt das, mit der Feuerſpritze?"

„Es iſt nämlich geſtern nachts dein Heuſchoppen abgebrannt," ſagte der Schullehrer.

„Was ſagſt du? Der Heuſchoppen, der hinter den großen Wirtſchaftsgebäuden ſteht — knapp dran?"

„Natürlich."

„Und weiter? Weiter doch nichts?"

„Allerdings iſt das Feuer auf die Dächer gekommen. — Mein lieber Bruder!" Der Lehrer ſtand auf,

faßte den Gutsbeſitzer an den Händen und ſagte tiefernſt und leiſe: „Leider habe ich dir die Nachricht zu bringen, daß deine Wirtſchaftsgebäude ein Raub der Flammen geworden ſind. Mitſamt den Vorratskammern.“

„Jeſ Maria und Joſef!“ ſchrie der Kranzhofer grell auf. „Und das Vieh? Das Vieh?“

„Ich weiß es nicht. Mag ſein, daß etwas gerettet wurde. Es ging ein abſcheulicher Sturm. Innerhalb zehn Minuten, ſagen die Leute, wäre alles in Feuer geweſen. Das Wohnhaus brannte von drei Seiten zugleich.“

Als dieſe Worte geſagt waren, begann der kräftige Mann zu zittern, krampfig hielt er ſich an der Tiſchecke feſt, die gab nach, und er wäre wuchtig hingeſtürzt, wenn der Lehrer ihn nicht geſtützt hätte. „Mein Hof! — Mein Hof! — Mein Hof!“

Der Lehrer reichte ihm ein Glas Waſſer: „Bruder! Nimm einen Schluck.“

„Mein ſchöner Hof niedergebrannt. Mein großer Hof! Nein, das kann nicht ſein!“

„Bruder, ſei ein Mann.“

Der Kranzhofer klammerte die Hände an einander und hob ſie krampfhaft empor. „Konſtantin — Du weißt noch was. Sei barmherzig!“

Der Lehrer antwortete: „Beruhige dich, ein Toter iſt nicht zu beklagen.“ — —

Der Kranzhofer lehnte nun in der Sofaecke, in ſich zuſammengekauert. Dann ſprang er auf: „Mein Haus! Mein ſchöner Hof!“

Der Lehrer begann die Sachen zuſammenzupacken

und in den Koffer zu thun. Dann ſchellte er mit der Klingel zur Not ſo viel Dienerſchaft herbei, daß die Rechnung bezahlt und ein Wagen beſtellt werden konnte, dann packte er ſeinen Bruder auf und fuhr mit ihm zum Bahnhof.

„Mein Hof! — Mein Hof! — Mein Hof!“ jammerte der Großbauer, und was um ihn vorging, das merkte er kaum. In der Ecke des Coupees ſchien er anfangs zu ſchlummern, als es aber tagte und die Berge bei Roſenheim ſichtbar wurden, ſtarrte er zum Fenſter hinaus, um ſich zu beſinnen, wo er ſei, und glotzte dann ſeinen Begleiter an.

„Du biſt es doch, Konſtantin, und du biſt es doch!“ rief er plötzlich, klatſchte ſich mit flacher Hand auf die Stirn. „Iſt es wahr, daß ich abgebrannt bin?“

„Du biſt wohl gut verſichert geweſen?“

„Nicht der halbe Teil wird vergütet. Die Hunde geben nichts. Stecken nur die Prämien ein. Betteln gehen kann man.“

Später im Salzachthal, als er die ſtattlichen Höfe ſah, begann es erſt recht wild in ihm zu werden.

„So ſchöne Wirtſchaften überall! Und mich ſoll eine Brandſtatt erwarten! So ſage es doch endlich, dummer Menſch, daß es nicht wahr iſt? Wie kann's denn wahr ſein, wenn man ſein Lebtag ſo fleißig gearbeitet hat und wenn ein Herrgott iſt!“

„Laß es ſein, ſo zu reden, Bruder! Was niedergebrannt iſt, das kann man wieder aufbauen.“

„Du haſt leicht reden, Dir iſt nichts niedergebrannt!“ ſchrie er zornig hin.

„Mir kann nichts niederbrennen, mein Lieber," ſagte der Lehrer, „weil ich nichts habe. Ich habe nie einen Hof gehabt und lebe auch ſo vergnügt."

„Weil du's nicht weißt, wie es iſt, wenn man etwas ſchafft, wenn man etwas aufbringt, was vorher nicht geweſen iſt. Wie man zuſammenwachſt mit ſo einem Beſitz. Dreißig Jahre an Müh' und Sorg' langen nicht. Und jetzt auf einmal alles hin. Das iſt nicht zu tragen! Das iſt nicht zu tragen!"

„Alles hin?" fragte der Lehrer. „Sind dir denn auch deine weiten Felder und Wieſen, deine großen Waldungen verbrannt? Sind dir auch deine Hände, deine Kräfte verbrannt? Undankbar biſt du, als ob du kein Chriſt wäreſt. Haſt denn alles du allein gemacht? Haben nicht auch andere dazu geholfen? Vor allem der Gottesſegen? Willſt du den für ſo ganz ſelbſtverſtändlich haben, da man doch ſieht, wie vielen Fleißigen er verſagt iſt? Was der Herr giebt, kann er auch nehmen."

„Laß dein Evangeli!" ſchrie er dem Zuſprechenden ins Geſicht. „Behalt' ſo was für deine Schulbuben auf. Du redeſt wie ein Haderlump und haſt keinen Dunſt, wie einem iſt, der alles verliert, alles auf einmal. Das überlebe ich nicht. Das bringt keiner mehr ſo zuſammen, wie ich's gehabt hab'. Der ſchönſte Hof weitum! Der Neid! Das hat mir einer angethan. Von nichts wird nichts brennend. Das hat mir einer angeſteckt! Und du ſchauſt blöd drein!"

„Aber mein Gott, Bruder, ich begreife ja."

„Nichts begreifſt du! Gerad juſt ein Schauſpiel

iſt es für deinesgleichen, wenn dem Wohlhabenden auf einmal alles hin iſt! Wenn er ſich die Haare ausrauft, da lacht ihr und ſeid ſchadenfroh. Und wenn er's geduldig leidet und gar in ſeinen alten Tagen wieder anfängt zu arbeiten — allen Reſpekt, da kommt er gar noch ins Schulbuch, als gutes Beiſpiel! — Ein Geſindel ſeid Ihr!"

„Aber ich bitte dich, Anton, du haſt ja recht." —

„Still ſei! Mag deine Stimme gar nicht mehr hören! — O, mein ſchöner Hof!"

So raſte der Mann, und noch Schlimmeres brachte er hervor. Ob Schladming, als der Zug über die wilde Schutthalde ging, die vom Dachſtein herkommt, ſchrie der Kranzhofer: „Da unten iſts recht für mich!" und that, als wollte er ſich zum Fenſter hinausſtürzen. Der Lehrer rang mit ihm und weil er ihn nicht bewältigen konnte, ſuchte er das Notſignal. Es gab aber keins. Ein heißer Zorn ſtand in ihm auf über die gottloſe Verzweiflung dieſes Menſchen, der trotz Brandſtätte immer noch ein reicher Mann war. Und jetzt fiel ihm jählings was ein. — Wenn ihm das zu viel iſt, ſo ſoll er noch mehr haben. Der ſoll mirs jetzt koſten, wie es iſt, wenn man alles verloren hat. — Noch hielt er den Kranzhofer an den Armen und redete ihm mit guten Worten zu, ſich nicht zu übereilen, bevor er alles wiſſe."

„Was du beſitzeſt, Bruder, das haſt du nicht juſt dir allein, das haſt du nächſt Gott auch deinem braven Weib zu verdanken. Was ſolls erſt ſein, Anton, wenn auch dieſer Glücksſtern untergeht?"

„Es wär' schon alles eins!“ rief der Bauer aus.

„Ist gut, wenn du's so nimmst,“ sagte der Lehrer. „Denn wisse, Bruder, alles habe ich dir noch nicht gesagt. Auf einmal erträgts keiner. Das kleinere Unglück muß allemal erst stark machen, um das größere zu ertragen.“

Der Kranzhofer wurde im Augenblick ruhig und stutzte. Dann holte er sachte aus und mit leiser, weicher Stimme that er die Frage: „Zu Grunde gegangen, hast du gesagt, ist niemand!?“

„Das soll ich gesagt haben!“ sprach der Lehrer. „Eher ist meine Meinung, daß ein Toter nicht zu beklagen ist — wenn er ausgerungen hat, und ledig dieser elenden Welt, wo es so viel Verlust und Verzweiflung giebt.“

„Du, Bruder!“ sagte der Bauer mit sehr unsicherer Stimme. „Wie merkwürdig du redest! Was bedeutet das?“

Da fuhr es dem Lehrer wild heraus: „Es ist mir nicht möglich, Anton! Wenn du schon den Hof, der in einem Jahre schön und stattlich wieder dastehen kann, nicht verwinden kannst, wie sollst du erst —“ Da hat er abgebrochen.

Das Gesicht des Kranzhofers bekam eine andere Form. Früher war es rundlich gewesen, jetzt wurde es eckig, kantig; früher war es glatt und rötlich gewesen, jetzt wurde es wie Lehm, wie rissiger, feuchter Lehm. Die Augen traten hervor, als ob den Mann jemand würgte; die Lippen waren dünn geworden und zuckten

und ſchnappten nach Luft. So ſtand er jetzt da, auf dem Antlitz die ſtumme Frage: „Mein Weib? Meine Kinder?“

Der Lehrer ſenkte ſein Haupt zu Boden und antwortete nicht. Und der Kranzhofer wollte ſich nicht mehr hinausſtürzen. Er verſtand das dumpfe Schweigen des Bruders. Es war alles verloren... Hingebrochen lag er in ſeinem Winkel, über dem Knie die Hände gerungen, ſo ſtierte er drein. Und manchmal ein Hauch, als nenne er den Namen ſeines Weibes oder eines ſeiner Kinder. — Der ungeheuere Schlag hatte ihn betäubt.

Der Lehrer wußte ſich vor Erbarmen nicht zu faſſen. Dann fühlte er den großen Frevel, der da begangen wurde. War es nicht gerade, als ob er dem Bruder die Frau, die zwei Kinder hingemordet, ins Feuer geworfen hätte vor ſeinen Augen? — Allerdings, er konnte ſie mit einem einzigen Worte wieder auferſtehen machen, aber wer bürgt dafür, daß ihm nicht ein Herzſchlag zuvorkommt? — Da er den Bruder nun ſo beobachtete, kam es ihm bei: er betet. — So muß man ihn noch ein Weilchen im Fegefeuer laſſen. Das wird ihm wohlbekommen. Jetzt ging es noch ſtundenlang. Beide Männer ſchwiegen neben einander ſo dahin. Der Kranzhofer bewegte ein paarmal den Mund, um nach näheren Umſtänden zu fragen, aber es gebrach ihm an Mut. Auf dem längeren Aufenthalt in der Station Selzthal blieb der Lehrer im Gelaß und verließ ſeinen Bruder nicht einen Augenblick. Vorher hatte er den Schaffner beſtimmt, ihnen das Coupee allein zu

laſſen. Jetzt dachte er, es wäre vielleicht gut, den Bruder durch Anweſenheit von Fremden in einige Zerſtreuung zu verſetzen, aber es ſtieg keiner ein. Jeder, der den verſtörten Menſchen gewahrte, trat ſofort zurück mit der lauten Begründung: „Das iſt ja von Kranken beſetzt.“

Der Lehrer beobachtete immer den Bruder. Er ſah in ihm den Schmerz wühlen, aber er dachte: Vielleicht iſt es dir dann um ſo beſſer. Als nachher der Zug in das Paltenthal eingebogen war und im Hintergrunde die heimiſchen Berge auftauchten, da faßte der Kranzhofer plötzlich die Thürklinke. Als der Bruder wehrte, da ſagte er völlig gelaſſen: „Nein. Das nicht. Anthun will ich mir nichts. Nur nicht heim — heim nicht.“

Der Lehrer begriff es. Hat er die Verwüſtung mit eigenen Augen nicht geſehen, ſo ſteht gleichſam alles noch wie vor ſechs Wochen, als er hoffnungsfroh aus dieſem Thale davon fuhr. Es iſt begreiflich. O, armer Menſch, wie klein und zahm biſt du jetzt geworden!

Und ganz plötzlich kniete der Kranzhofer nieder vor ſeinem Bruder und ſagte: „Bete mit mir, Konſtantin, daß mir unſer Herrgott verzeiht — weil ich ſo geläſtert habe.“

O, lieber Menſch, wie demütig biſt du geworden! dachte der Lehrer.

Der andere fuhr fort, ſchluchzend zu ſprechen: „Jetzt, wenn mir einer thät kommen und ſagen: All dein Beſitz iſt hin, auch die Wieſen hat das Waſſer ver-

tragen und den Wald hat der Sturm vernichtet, aber dein Weib und deine Kinder ſind geſund — keinen glücklicheren Menſchen thät es geben als mich."

„Na," ſagte der Lehrer, „ſo wart' halt noch ein biſſel, vielleicht verzeiht er dir. Binde dein Halstuch feſter und ſuche deinen Mantel. Den Koffer laſſe nur mir. Es ſcheint, Brachſtein kommt."

Der Bauer verdeckte ſein Geſicht mit den Händen und bebte.

„Willſt du dir nicht das Haar ein wenig glätten?" gab der Lehrer zu bedenken. „Ich glaube, es ſind Leute am Bahnhof. Wenn mich nicht alles trügt, auch gute Bekannte."

Er ſah zum Fenſter hinaus. Der Zug ging langſam. Der Kranzhofer guckte unſicher über der Achſel des Bruders hinaus. Dieſelbe Waldgegend mit den grünen Almkuppen, dasſelbe weiße Kirchdorf mit dem ſchlanken Turme und derſelbe ſtille Sonnenſchein darüber! Und hier derſelbe Bahnhof mit der zierlichen Verſchalung. Da kreiſchte er auf. Er hatte ſie geſehen. — Auf dem Perron ſtanden ſie, ſein jugendliches Weib, ſein Knabe und ſein Mädchen. Der Knabe, als er den Oheim mit dem Vater ſah, ſchwenkte luſtig ſein weißes Strohhütchen. Die Frau ging ruhig den Ausſteigenden entgegen: „Gottwillkommen, Anton! Du biſt geſund. Und was derweil bei uns geſchehen — mach dir nichts draus, Mann. Ich hab's auch verwunden. Die Arbeiter räumen ſchon den Platz für den Neubau. So gieb mir doch meinen Kuß, Alter!"

Jetzt erſt iſt das laute Weinen in ihm ausgebrochen — ein Weinen der Freude.

So glücklich als heute iſt er noch nie ausgeſtiegen in Brachſtein, dachte ſich der Lehrer, und war zufrieden mit dem, wie er's angeſtellt hatte.

Der Mann mit den sechs Händen.

Im Brückthal, ganz hinten oben, steht ein Bauernhaus, das man für Geld anschauen lassen könnte. Dort sitzt der Mann mit den sechs Händen. Sitzt? Der sitzt? Wo er zu gleicher Zeit im Stall ist und auf der Wiese, und auf dem Felde, und in der Scheune! Der hat mehr Füße als ein Krebs, nur daß er damit nicht rückwärts geht. Und so einer soll sitzen? Aber er sitzt doch in der Stube und hat ein Kind auf dem Arm, und läßt eins auf dem Knie reiten, und schaukelt das dritte in der Wiege. Und just vorher ist er noch bei der Kornfuhr gesehen worden, auf dem Acker und bei den Melkkühen im Stall. Es liegen ja noch die Halme in seinem Haar, es klebt ja noch ein bißchen Kuhmist an seinen klobigen Schuhen, die mit Weidenbändern geraidelt sind, damit sie nicht auseinandergehen. Für den Werktag thut's alles und das Linnengewand dieses Bauers hat mehr Flicker, als das Dorfkirchdach Ziegeln hat. Im Kasten hängt schon was Besseres für den Sonntag.

Das ist der richtige Bauernzogel aus alter Zeit. Hat sich aber in der weiten Welt schon umgesehen. In einer großen Bierfabrik ist er Brauknecht gewesen und

in einem Eisenwerk Schmied so manches Jahr. Das Stilett hat er auch ein paar Jährchen an der Seite getragen, dann noch ein halbes Jahr Dienstmann in der Stadt. Dann wird er denn draufgekommen sein, was an der weiten, rauschenden Welt dahinter ist, denn es gelüstete ihn wieder zurück ins stille Gebirg zu den Bauern, deren einer er von Haus aus war. Die Tauben hätten's nicht besser zusammentragen können, den Erhard und die junge Witwe, die auf einem verschuldeten Bauernhofe hauste, im Brückelthal, ganz hinten oben. Die Witwe zog ihn an, die Schulden schreckten ihn nicht ab. Da gab's einmal ordentlich zu thun, ein beständiges Arbeiten, bei dem man wußte, für wen und für was. Die meisten Leute glauben, essen, trinken und schlafen wäre das notwendigste für den Menschen; nach dem Erhard im Brenthof mußte man glauben, die Thätigkeit sei noch viel wichtiger, ersetze essen, trinken und schlafen. Letzteres verschmähte er ja auch nicht ganz, soviel just Zeit dazu übrig blieb; blieb keine, war's auch gut. Aber es blieb allerweil noch eine. Trotzdem er selber Großknecht, Weidbub und Stallmagd sein mußte, saß er doch fast immer auch zu rechter Zeit bei Tisch, kniete zum Gebet und stieg früher ins Bett als die Nachbarsleute, die im Dorfkrug saßen oder an Weibersenstern umherklöpfelten. Er hatte für alles Zeit; behäbig, aber weitschrittig ging er umher, bedachtsam, sachte faßte er an, und nie umsonst. Jeder Schritt, jeder Griff hatte seinen Erfolg.

Anfangs hatte er es natürlich mit den Dienstboten versucht, denn die siebzig Joch Grund und die zwanzig

Stück Vieh verlangten ſeit jeher mindeſtens ein halb Dutzend Leute. Dienſtboten hatte der neue Bauer ſehr leicht bekommen, denn ſie waren begierig, wie es bei einem Manne, der weit in der Welt herumgekommen und ſogar bei den Sozialdemokraten geweſen, zu leben wäre. Bald aber erzählten ſie einander, daß es keinen größeren „Leutſchinder" gebe, als den Erhard auf dem Brenthof. Nicht, daß er zur Arbeit greinend angetrieben hätte, dieweilen er ſich ſelber wohl geſchehen ließ, nein, es war ſchlimmer: ohne viel zu meiſtern, arbeitete er ihnen ſelber vor, von früh bis abend. Und da konnten ſie ſchon ſchandenhalber nicht allzuweit zurückbleiben, umſoweniger, als der Hausvater auch das Eſſen mit ſeinem Geſinde teilte und nicht einen Biſſen zu ſich nahm, den nicht auch ſeine Dienſtboten haben konnten. Außer dem Sonntagskaffee, den er ſeinem Weibe zuliebe eingeführt hatte und nur mit ihr teilte, im Küchenwinkel, beſcheidentlich und ſchüchtern, als müſſe er ſich bei Magd und Knecht entſchuldigen, daß er einmal etwas aus dem Extratöpfel löffele. Daß er in der Arbeit nicht mächtig viel von ihnen verlangen konnte, wußte er freilich, ſtrenger war er, wenn ſie Luderleben treiben wollten. Die Leute waren nicht gerade unwillig, aber vor der Zeit, und gewöhnlich bei genötiger Arbeit, trödelten ſie zum Erhardt heran und ſagten, ſie wollten gehen. Mancher verzichtete ſogar freiwillig auf den fälligen Lohn, es ſei ihm nicht des Geldes wegen, er habe auch ſonſt keine Klage der Behandlung halber, am Ende wäre ihm weder die Arbeit zu ſtark, noch die Koſt zu ſchlecht — aber ſo viel lang-

weilig thäte ihm halt werden in der Einschicht und er wolle doch auch in eine Fabrik gehen. Der Erhard hatte gefunden, daß die Wirtschaft durch die Dienstboten eher gehemmt, als gefördert worden war, er hatte gefunden, daß allzuviel Rücksicht auf Knecht und Magd genommen werden mußte, daß eigentlich sie die Herren im Hause waren und er der Knecht — so ließ er sie ruhig ziehen. Gab es zeitweilig im Übermaß zu thun, so nahm er irgend einen halbverhungerten Häusler auf, der an gutem Willen zusetzte, was ihm an Kraft gebrach, so daß es recht ward. In gewöhnlichen Zeiten schlichtete der Erhard alles, was früher die Knechte und Mägde gethan hatten, es wurde nicht überall angefangen, aber es wurde gründlicher durchgeführt und gut vollendet. Den Feldbau setzte er zurück, die Viehzucht that er voran, das gab geringere Arbeit, doch mußte sie sorgfältiger verrichtet werden. Eine Kuh ist wehleidiger gegen schlechte Behandlung als ein Kornfeld, woran das meiste der Himmel thut. Der Erhard liebte die Tiere aus zweifachem Grunde: erstens wegen ihrer Nützlichkeit, zweitens weil sie lebendige Hausgenossen waren, die ihn gutmütig anglotzten und zuthunlich Hände und Kleider beleckten. Sie hatten ihn gerne, und dies that ihm wohl, obschon er auf das Gernhaben der Rinder, Schafe und Schweine nicht anstand. Sein Weib hatte ihm allmählich acht Kinder geschenkt. Diese hüpften, wenn auch barfuß, so doch in gut geflickten Höslein, Kittlein und reinen Hemden, stets wohl gewaschen und gekämmt, lustig umher. Die älteren waren außer der Schulzeit schon beim Vieh

zu brauchen, zu Botengängen und anderem. Die jüngſten trug die Mutter auf dem Arme umher, wenn ſie in Haus und Garten nach dem Rechten ſah. Sie ſäugte das Kind, ſie ſchaukelte das zweite, ſie ſchürte am Herde das Feuer, ſie unterwies das ältere Mädel. Das alles that ſie auf einmal, und noch mehr, wenn es ſein mußte. Manchmal ſchalt ſie die Kinder, brummte ein wenig mit dem Mann, war ſonſt aber frohlaunig, ſummte gern ein Liedel und — was die Hauptſache war — fütterte die Ihren ſtets mit einem nahrhaften Eſſen. Stillſitzen konnte ſie nicht fünf Minuten, wenn ſie eine Arbeit ſah, und war des Abends ſchon alles gethan, ſo ſcheuerte ſie noch einen Zuber, der ohnehin blank war oder flickte ein Höslein, bevor noch das Loch ganz durchgewetzt worden. Wenn ſie dann auch wieder anhub, neue Windeln zu nähen, da ſchlugen die Nachbarinnen ihre Hände über dem Kopf zuſammen darüber, daß dieſer Brenthof denn wahrhaftig ein reines Kaninchenneſt ſei und wie der Erhard wohl glaube, die davongelaufenen Dienſtboten mit Eigenbau zu erſetzen. Zu bedauern ſei das Weib, das vor lauter Kindern alleweil ſchon ein reines Kramperl werde. — Wenn der Brenthoferin ſo etwas zu Gehör kam, da verwunderte ſie ſich baß, was ſie denn wollten? Sie ſei froh des Kinderſegens und wenn ſie zwei Dutzend hätte, ſo möchte ſie täglich den lieben Gott bitten, ihr ja keines wieder wegzunehmen. Der Erhard ſagte überlaut, ſchon deswegen, daß die Kinder einmal brave Arbeitsleute abgeben würden, ſeien ſie nicht zu verachten; denn er ſchämte ſich zu geſtehen, daß es die

Herzensfreude, die Vatersfreude war. Bauersleute ſagen es nicht, daß man die Kinder liebt, weil ſie ja doch eigen Fleiſch und Blut ſind. Hätſchelt man denn eigen Hand und Fuß? Nein, das geſtehen ſie nicht zu, das wäre gar zu kindiſch, wenn ſie ihre liebe Brut ſo vor allen Gaffern und Neidern enthüllen wollten. Da muß denn die Brauchbarkeit herhalten, der Arbeit wegen muß man Kinder haben und erziehen. Der Bauer ſchämt ſich jeder Liebe, und die bäuerliche Schämigkeit deckt oft tiefere Gemütswerte, als ſo ein gebildet ſein wollender Windhund mit allem ſentimentalen Wortſchwall zu zeigen beſtrebt iſt.

Und wie ich — der mit dem Brenthofer gut bekannt iſt — eines Tages das viele Kinderwerk dort anſehe und bemerke, wie ſchon wieder ein neues unterwegs iſt, ſage ich: „Aber Erhard, wie kannſt du ſo unbeſinnt ſein? Haſt du denn noch nicht genug Kummer und Sorgen auf deinem Hof? Wie wirſt ſie denn aufbringen, alle?“ — Da hat er mich nur ſo angeſchaut, völlig verſtändnislos, was ich denn meine? — Die Kinder ſchienen in der Wirtſchaft nur ſo neben mitzulaufen, und ſie liefen wie junge Rehlein, ſo friſch und munter, und wenn ſie Erdäpfel ausgruben, Krautblätter ſammelten, Ziegen fütterten, Hühnereier ſuchten, ſo war das den Kindern ein Spiel, in Wirklichkeit aber doch ſchon eine kleine Arbeit, zu der ſie Erhard gütig und wie ſelbſt mitſpielend, anleitete. Herb ſein mit den Kindern und greinen, das trug ſich nicht zu, erziehen that er ſie gar nicht, er war bloß ſelber ſo, wie er die Kinder haben wollte und ſie thaten ihm's unwill-

kürlich nach. Einmal nur, als der ältere Bub mit einer Vogelſtelle beſchäftigt war, ließ der Kleine es darauf ankommen und den Vater ihn drei- oder viermal rufen. Darauf ſagte dieſer nur ganz gelaſſen: „Ich will dir's zeigen! Für ein anderesmal!“ und hieb ihm den pfeifenden Geiſelriemen um die Barfüße, daß das Büblein jämmerlich zappelte und dann willig auf den Acker lief, um die kleinen Steine zu ſammeln und auf den Steinhaufen zu tragen.

Die Nachbarn wunderten ſich, daß der Erhard mit ſeinen Arbeiten immer auch ſo früh oder noch früher fertig wurde, als ſie bei ihrem Schock Dienſtboten. Und es war nicht gehudelt, es war mit Fleiß und Schick beſtellt. Manch einer wollte es ihm abgucken, wie man's denn mache, aber er ſah nichts, als daß der Erhard ruhig, ohne Säumnis und ohne Haſt arbeitete und daß im Brenthofe alles ununterbrochen thätig war, wie auf einem Ameishaufen, wo alles läuft und trägt und ſchiebt und zieht, zu den Löchern heraus, zu den Löchern hinein, und man kommt doch nicht dahinter, was wird. Beim Erhard ſah man's freilich, wo er angriff, da that ſich's. Faſt ſelber ſchien es ſich zu thun, und brach einmal ein Hauſtiel entzwei, ſo that's der Stumpf, und brach ein Rad, ſo band ſich's mit der „Wieden“ leicht wieder feſt und die Arbeit ging voran. Er war bei tagläufigen Schäden ſein eigener Wagner und Schmied, und als einmal der Schneider die Ster verlog, ſagte er: „Das wird auch noch keine Hexerei ſein!“ und machte ſich die Hoſen ſelber. „Es iſt rein, als ob der Menſch ſechs Händ' hätt'!“ ſagten

die Leute. Dazu fand der Erhard noch Zeit, bisweilen tagelang im Viehhandel umzugehen. Er wollte nicht bloß das „zuchtigſte" Vieh haben, es mußte auch das ſchönſte ſein. Nicht bloß, daß die Schnauze feucht ſein ſollte und die Haut nicht feſtkleben durfte an den Rippen es mußten die Vorderfüße kurz ſein, der Rücken gerade wie ein Lineal, das Hinterteil gehoben und der Schwanz an der Wurzel in einem ſchwunghaften Bogen getragen. Wenn es in der Bauernſchaft von einem heißt: Der hat das ſchönſte Vieh! ſo iſt das mehr als anderer Ruf, denn ſchönes Vieh bedingt Klugheit, Fleiß und Geſchmack. 's iſt ein idealer, uneigennütziger Hang, denn für Milch, Pflug und Fleiſcher wären häßliche Tiere gerade ſo gut. Es kann aber ſein, daß auch bei dem Vieh die Schönheit ein Erfolg der Geſundheit iſt. Ein krankes Kalb konnte den Erhard weit mehr aus dem Häuſel bringen, als ein krankes Kind. Das letztere ſteht in Gottes Willen, ums Kalb kümmert ſich der Herr weniger, das hat der Bauer auf dem Gewiſſen.

Am Sonntage verſäumte der Erhard ſelten einen Kirchgang, wobei er ſein Weib oder eines ſeiner Kinder mitnahm. Nachher gab's im Wirtshaus ein Krügel Wein, bei dem er nach den Tiſchen hin aushorchte, was es Neues gebe und ſich auch ſelber ins Geſpräch that. Es waren zumeiſt gut abgelegene Nachrichten aus der weiten Welt, an denen er dann Jahre lang feſthielt, nicht ahnend, daß ſich draußen in einem Jahre mehr verändert, als bei den Bauern in zehn. So hatte er vor zwanzig Jahren vom Türkenkrieg in Bosnien gehört, daher ſagte er zu ſeinen Leuten: „Gott geb's, daß ihr

nicht einmal müſſet Soldat werden, 's iſt halt Türkenkrieg." — Lieber als im Wirtshauſe trank er aber ſein Tröpfel Wein daheim, wenn ihn die Kinder umſummten und ſich kletternd an ſeine Beine und Arme hingen. Fliegen verſcheucht man mit dem Tabakrauch, Kinder wollen ſogar probieren, ob ſie's auch könnten, wenn ihnen der Vater den Stummel probeweiſe in den Mund ſtecken ließe. Der Vater aber ſagte ernſthaft: „Pfui, das Tabakrauchen iſt abſcheulich!" und nebelte dabei, was das Zeug hielt. Das war auch der einzige Fall, wo er ſeine Kinder mit Worten erziehen wollte und nicht mit dem Vorbild. Dafür feixten ihn die Fratzen auch aus hinter ſeinem Rücken und duſchelten einander zu: „Der Vater thut ja ſelber rauchen!" Und weil es gar ſo abſcheulich war und er es trotzdem that, wurden ſie danach leckerig. Die Mutter aber ſagte zu den Buben: „Unterſteht's euch nur! Wenn ich bei einem den Tabaktiegel ſehe, ſo ſchmeiß' ich ihn mitſamt dem Buben hinaus auf den Miſthaufen!" Dazu nun ſchmunzelte der Erhard, das war auch für ihn geſprochen und er verſteckte ſein Rauchzeug ſorgfältig von einem Sonntag zum andern.

Alſo führte Erhard manchmal ein rechtes Genußleben, bei dem er ſich aber im Grunde lange nicht ſo wohl befand, als bei der Arbeit. Er gehörte ja zu jenen Glücklichen, denen Pflichterfüllung zugleich das beſte Genießen iſt. Die Schulden, die er mit dem Hofe übernommen, waren längſt getilgt. Die Steuern zahlte er ſo regelmäßig, daß die Herren ihm ſchon größere Abgaben vorſchreiben wollten. Denn dieſe Leute können

die Ordnung nicht vertragen und wenn einer ordentlich zahlt, so glauben sie schon, er habe das Geld buttenweise im Keller stehen. Und zahlt er verspätet und unregelmäßig, so giebts Verzugszinsen und endlich eine Verwirrung, bei der sich der Bauer und der „Herr" nicht mehr auskennt. So weit ließ es Erhard nicht kommen und er lugte dem Steueramte scharf auf die Finger. Als die Steuer sich aber trotzdem erhöhte, war's richtig. Die Scholle hatte sich unter den fleißigen Händen Erhards so sehr verbessert, daß sie fast das zweifache trug gegen ehemals. Fruchtbarkeit überall, vom Gewipfel der Waldbäume an bis in die trautsamste Kammer.

Als er mir den gesegneten Zustand seines Weibes zum elften Kinde mitteilte, habe ich wohl müssen keifen. „Ich hatte doch gemeint, mit dem Dezimalsystem würdest du's gut sein lassen und nun scheinst es aufs Dutzend anzulegen."

Sagte er: „Mich freut's, daß mir Gott so viele anvertraut."

Na, dachte ich, der hat besseren Mut als unsere noblen Herrschaften, denen nach dem zweiten Kind schon das Herz in die Hosen fällt. Man braucht sich also nicht zu fürchten, daß die feine Gattung das Übergewicht bekommen wird auf der Welt. Und so lange ein Land solchen Bauernschlag hat, ist noch nicht aller Tage Abend.

Nun — und heute hat der Mann „mit den sechs Händen" richtig zwölf Kinder. Das dreizehnte war ihnen gestorben, bald nach der Geburt. War das eine Trauer! Gejammert haben sie nicht, aber ein Leid haben sie ge-

habt, wie es nicht größer ſein kann bei dem dreitägigen Leichlein eines Herzensliebligs. Das kleine Hanſerl war ſchon ſo lieb geweſen, ſo geſcheit, ſo alle Vorzüge hatte es ſchon gehabt auf ſeinem achtundvierzigſtündigen Lebenslaufe. Die Mutter hatte es ſchon mit dem Schulſack laufen ſehen und der Vater es als Kuhbub mit der Geiſel luſtig knatternd geſchaut. Alle ſüßen Sorgen und hellen Freuden, die ſie bei den bereits erwachſenen gehabt, ſahen ſie ſchon ſich an dem Jüngſten wiederholen — und auf einmal langten die unſichtbaren Arme Gottes herab: Nein, den nehm' ich mir wieder!

Nach wenigen Wochen war auch das verwunden, denn wo Arbeit iſt, beſonders körperliche, da gedeiht kein chroniſches Herzleid. Und die jungen Racker geraten dem Vater nach, ſie werden gar nicht müde. Wenn ſie die ganze Woche gearbeitet haben, gehen ſie am Samstagabend noch zu Nachbarsfenſtern, hinter welchen was Warmes atmet. Ob die Jungen auch ſechs Arme haben, wie der Vater? Hoffentlich. Zum „Halſen" einſtweilen braucht man nur zwei.

Die Kreuzhütten-Buben.

In einem Thal bei armen Hirten. Das Thal ist so eng, daß ein Bach und ein schmaler Wiesenstreifen es ausfüllt, der Weg muß sich schon an dem steinigen Berghange weiterhelfen, nie eben dahin, immer auf und ab. Die Berge sind sehr steil, teils mit Wald bewachsen, teils mit grauen Felswändlein bestanden, hoch oben sind grüne Almkuppen. Dort jauchzen die Hirten. Sie jauchzen hell, denn es sind die kurzhosigen Stadtherren und die rotkitteligen Stadtfräulein noch nicht erschienen, bei deren Anblick anderswo den Hirten der Juchezer im Halse stecken bleibt.

Im Engthale, dort wo es zu Rande geht und in zwei wilden Gräben aufsteigt ins Gebirge, steht die Kreuzhütte. Ein hölzernes Haus mit kleinen Fenstern, steilem Dache und einem Söller unter demselben, daneben das Wirtschaftsgebäude. Das ist von altersher noch eingerichtet für Getreidegarben, während an den Äckern lange schon die jungen Lärchen grünen und Erlsträucher wuchern. Drei Äcker hatte er gehabt, der Kreuzhütter. Weil sie aber schwer zu bearbeiten waren und kein Dienstbote zu kriegen in den ödweiligen Graben herein, so hatte er sich drei frische Buben angefriemt

bei ſeinem jungen Weibe. Aber als dieſe Buben erſchienen — Jahr für Jahr einer — waren ſie ſo kleinwinzige Kerlchen, daß ſie durchaus keine Haue und keine Sichel führen konnten, im Gegenteil, noch für ſich ſelbſt die unglaublichſten Dienſtleiſtungen beanſpruchten. Auch wollten ſie nicht Brot eſſen, immer nur Milch trinken. Da hat der Kreuzhütter die Pflüge verkauft, dafür Kühe angeſchafft und die Felder zu Weiden werden laſſen. Die drei Buben wuchſen leidlich in die Höhe, der alte Kreuzhütter jedoch ging von Jahr zu Jahr gebeugter einher und mußte keuchen, wenn er den Berghang hinanſtieg um einen Korb Futter. Eines Tages ſetzte er ſich vor dem Hauſe auf die Bank und ſagte ganz laut — der eine Bub hat's gehört —: „Leutl, behüt euch Gott beieinand. Feierabend iſt's." Und ſank ſeitlings hin auf die Bank. Aus war's.

Der Schreck der drei erſt halberwachſenen Brüder war ſo, daß ſie ſtarr wie Holzbalken daſtanden vor dem toten Vater. Allmählich hub der ältere, der Oswald, an zu ſprechen: „Mir ſcheint, er iſt geſtorben."

„Es wird um Gotteswillen der Schlaf ſein," ſagte der andere, welcher Toni hieß.

„Beim Schlaf macht der Menſch ja die Augen zu," meinte der Jakob. „Er hat ſie offen und ſie ſind ganz geſtockt."

Dann ſchwiegen ſie wieder und ſtarrten hin.

Plötzlich machte der Älteſte einen Sprung, packte den Vater und rüttelte ihn mit aller Macht. Der erwachte nicht, ſondern fiel wie eine ſchwammige Maſſe auf die Erde hinab.

Die Brüder waren blaß bis über die Lippen, aber sie erhoben kein Jammergeschrei. Gleichzeitig stießen sie das Wort hervor: „Die Mutter!“ — Die Mutter that oben auf der Grabenwiese Futter mähen. — Wie soll denn das sein? Wie kann man denn hingehen und sagen: Mutter, thu' die Sense weg, der Vater ist gestorben. — So kann's ja nicht sein, das ist nicht auszudenken.

Jetzt beratschlagten sie, wie man es der Mutter beibringen sollte. Sie hatten einmal gehört, daß auch der Schreck einen Menschen töten könne. Dann erklärten alle drei, sie wollten ihr's gar nicht sagen.

Aber wenn sie heimkommt und es selber sieht? — Das schlägt sie ja nieder wie ein Donnerkeil.

Sie gingen langsam hinauf, den schmalen Bergsteig hinter einander. An der Lärche, wo man schon die Wiese sah, blieben sie stehen. Jetzt thut sie noch ruhig mähen. Jetzt stützt sie den Stiel auf den Boden, fährt mit einem Grasschippel über die Sense hin und schärft sie mit dem Wetzstein. Sie weiß noch nichts davon, daß im nächsten Augenblick die ganze Welt einbricht.

„Ich mag ihr's nit sagen!“ flüsterte der Oswald.

„Warten wir, bis sie aufhört zu mähen.“

Und die jungen Burschen standen da. Und standen so lange unter der alten, spießästigen Lärche, bis sie von der Mutter bemerkt wurden.

„Was macht ihr denn dort, Buben?“ rief sie herüber. Also schritten sie langsam über die Wiese und traten achtlos das gemähte Futter in den sumpfigen Boden ein. Die Mutter hub an zu zittern. Jetzt ist

was geſchehen. Umſonſt gehen die Buben nicht ſo daher. Als ſie ihr nahe waren, ſtürzten ſie hin, bargen ihre drei Blondköpfe an ihren Schultern, an ihrer Bruſt und ſtöhnten laut.

„Was habt ihr denn?“ rief ſie ſchrill aus, „jetzt hat's was!“

„Liebeſtes Mutterl! Liebeſtes Mutterl!“ riefen ſie, legten ihr die Arme um den Hals, daß ſie faſt zu Boden gedrückt ward. „Wir werden ſchon recht brav ſein und ſchauen auf dich und fleißig arbeiten...“

„Jetzt hat's mit dem Vater was!“ ſchrie die Häuslerin auf.

So haben ſie ihr's beigebracht und brauchten nichts weiter zu ſagen.

Als die Burſchen dann erwachſen waren, hatten ſie gute Luſt zum Arbeiten und gute Freude zum Eſſen, aber ſiehe, da gab es auf dem kleinen Gütel zu wenig von beiden für drei ſtarke Mannsleute. Die Mutter herzten ſie täglich, und alle Mühe wollten ſie ihr aus der Hand arbeiten, ſo daß ſie bisweilen ganz brummig wurde und wofür ſie denn eigentlich vorhanden ſei, wenn ſie nichts mehr zu thun hätte als Hemden nähen und Strümpfe ſtopfen, was gerade für die langen Abende ein rechter Zeitvertreib wäre, aber nicht für den lieben Tag, wo der Herrgott die Sonne brennen läßt, damit die Leute was ausrichten ſollen. So haben die drei Buben anderwärts Arbeit gefunden und das Verdiente der Mutter heimgebracht in die Kreuzhütte, wo ſie auf dem Dachboden nebeneinander ihre Betten hatten und alle Abende geſund ſchnarchten, bevor die Mutter in

ihre Kammer ging, und alle Morgen noch kräftig ſchnarchten, wenn die Mutter ſchon wieder beim Herdfeuer ſtand und den Milchbrei kochte. Aber zu ihrer Arbeit kamen ſie noch allemal früh genug in den Holzſchlag, wo der Gutsbeſitzer roden ließ. Der Jakob blieb Holzknecht Jahr für Jahr; der Toni eignete ſich ſpäter zum Kohlenbrenner, und der Oswald arbeitete mit den Zimmerleuten im Lande umher, wo es zu bauen gab. Da kamen die letzteren zwei wohl ſeltener heim in die Kreuzhütte. Wenn ſie aber kamen, war der Toni kohlrußig und der Oswald gut geſtrählt am Blondkopf und glatt raſiert bis auf den zarten Schnurrbart. Da war ein hübſcher Burſche geworden, nur ſeine Plattfüße hatten ihn vor dem Soldatenrock bewahrt. Die beiden andern, den Jakob und den Toni, hatte das eifrige Beten der Mutter davor gerettet. Sie betete jeden Abend einen Pſalter, daß man ihr doch dieſe lieben Buben nicht zum Menſchenſchlachten davonführen möchte, und vor lauter Beten hat ſie's erzwungen. Allerdings hatte der Toni einen ſtarken Höcker, weil er als Kind einmal ſchwer gefallen war, und der Jakob war kurz- und ſäbelbeinig, weil ihn Gott ſo erſchaffen hatte. Der eine hatte — wie die Spötter läuteten — den Torniſter ſchon auf dem Rücken, der andere war zum Reiten wie geſchaffen, aber die Mutter hatte ſo viel zum Beten geſchaut! So kamen ſie an Samstagabenden doch wieder zuſammen in der Hütte und jeder brachte allemal was mit für die Mutter, ſei es ein blauer Kittelſtoff, oder ein rotes Seidentuch, oder ein Kopfkiſſen mit Roßhaar, oder ein Stück Lebkuchen, oder eine Flaſche Unter-

ſteirerwein, oder gar ein Silberkettlein, wie es andere Burſchen der Herzliebſten ſchenken. Sie ſchlug allemal die Hände zuſammen: „Aber ihr ſeid mir doch rechte Lappen! Wo thu' ich's denn hin? Hab' ſchon ſo viel ſchöne Sachen, daß gar kein Platz mehr iſt! Thut doch auch auf euch ſelber denken. Das ſind aber doch Narren, liebe, daß ſie alles mir heimbringen!" Der Holzknecht nahm das Mütterlein um den Hals und koſete ſo viel, daß ſie über und über vor Harz klebte, und der Kohlenbrenner machte ſie vor lauter Schäkern und Koſen ganz rußig und wenn ſie ſich dann mit beiden Flachhänden im Geſichte wuſch, kicherte ſie in den Brunnentrog hinein voller Herzensfreud über die „lieben Narren". An Sonntagen, wo andere der Luſtbarkeit nachgehen, hockten die Buben daheim im verſteckten Engthal bei Muttern und unterhielten ſich mit Plaudern und Schäkern. Dieweilen ſie den Burſchen die Kleider ausbeſſerte, flocht ihr der Bengel von Holzknecht das grauende Haar in Zöpflein und der Kohlenbrenner war ſchier unzufrieden, wenn er zu „ſeiner Alten" mußte, ſehen und ſchaffen, daß ſie nicht Schaden that. Dieſe Alte war der ſchwarze Kohlenmeiler in der nahen Brennſtatt. Die Mutter war's zufrieden, ſpähte aber bisweilen ein wenig aus, ob neben der „Alten" nicht am Ende irgendwo auch eine „Junge" ſeiner wartete. Allein, den Buben war für ihre kindliche Liebherzigkeit alleweil noch „das Mutterl" genug.

Am ſeltenſten kam der Oswald heim. Der war als Zimmermann weit im Lande herum und hatte auch an Sonntagen dort und da zu thun. Wenn er aber in

ſeiner bockledernen Kniehoſe heimkam und das rote Halstuch wie ein Roſenknöſplein zwiſchen den Flügeln des weißen Hemdkragens hervorguckte, da hatte er allemal ein friſches, ſcheibenrundes Geſicht und lachte wie Sonnenſchein in die dämmernde Hütte herein und brachte Sachen mit für Mutter und Brüder. Das Laſter des Tabakrauchens hatten ſie ſich angewöhnt, die jungen Waldteufel alle drei, und wenn ſie recht nebelten, hüſtelte und ſchmollte die Mutter, und wenn ſie darauf ausgehen ließen, holte ſie vom Herd glühende Kohlen, um die Pfeifen wieder anzuzünden. Der Zimmermann brachte vom Markt Birnen mit heim, oder Zuckerwerk, oder ſüßen Schnaps, und hätte es gern gehabt, daß „Mutterl" ins Naſchen gekommen wäre; ſie that, als ſtecke ſie die Sachen brocken- und ſchoppenweiſe in den Mund und ſchenke den Buben nur Reſtchen zum Koſten, dieſe Reſtchen waren aber ſtets das meiſte, und die Burſchen nahmen es nicht wahr, daß ſie von all' dem Guten, das ſie ihr geſchenkt, den allergrößten Teil ſelber verzehrten.

Der falbe Schnurrbart des Oswald war immer ſtattlicher geworden und ließ ſich bereits in ſpitze Hörnlein drehen. Und einmal, wie er ſo drehte, fing ihm der Jakob die Hand ab und ſagte: „Du halt, wo greifſt denn du lauter herum, daß dir ſolche Sachen hängen bleiben an den Fingern?" Sofort machte der Oswald mit den gekrümmten Fingern eine Bewegung, als wollte er dem Bruder über das Geſicht kratzen, that's aber nicht, ſondern lachte: „Daß doch ſo ein Holzknecht alles gleich begucken muß!" Hatte nämlich der Zimmer-

mann am Mittelfinger ein güldenes Ringlein. Und jetzt mußte er eingestehen. — Die Wegscheidwirtin in der Blachau. Wo sie in den letzten Wochen den Stadl gebaut hatten. Ein tüchtiges Weibsbild her. Nicht über die Dreißig. Ihr Mann erst im vorigen Frühjahr gestorben. Ein schöner Platz! Stattlich Haus und Hof und hundert Joch Grund dabei. Er hätte auch das Herumzigeunern mit den Zimmerleuten satt, wenn man sich's besser machen könne! Nu, so hätten sie's am vorigen Samstag ausgeredet, miteinand allzwei....

Der Holzknecht und der Kohlenbrenner hatten während solchen Bekenntnisses allerhand Gesichter geschnitten. Die Mutter hatte gar aufmerksam zugehört; und jetzt, da er nicht mehr weitersprach, sondern mit der Spitze des Taschenmessers seine Fingernägel auskratzte, sagte sie: „Du bist mir aber doch ein Lotter! Die Wegscheidwirtin in der Blachau willst du heiraten?"

Da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, schrie ihr lustig ins Gesicht: „Freilich wohl, Mutterl!" und gab ihr einen schmatzenden Kuß auf den Mund.

Bei der nächsten Zusammenkunft huben der Jakob und der Toni an, den Bruder zu necken wegen des „schönen Platzes", des tüchtigen Weibsbildes und ob der Wegscheide. Er antwortete, daß er recht gut wisse, welchen Weg er zu gehen hätte. — Fast etwas gereizt that er, und wenn sie schon wissen wollten, so möchten sie halt einmal in die Blachau hinausgehen, ein Wirtshaus stünde jedem offen. Der Jakob meinte unmaßgeblich: „Wenn sie Bekanntschaft machen will, die Frau Wirtin, so hat sie nicht weiter in den Graben herein,

als wir hinaus." — Die Mutter merkte eine gewisse Verstimmung zwischen den Buben, die sie nicht gewohnt war, sie schlichtete mit dem Wunsche, nächstens einmal eine Wallfahrt nach Straßkirchen zu machen, bei dieser Gelegenheit könnten sie im Wegscheidwirtshaus einkehren und sich die Dinge unauffällig anschauen. Das wäre schon recht, meinte der Zimmermann, und als er am folgenden Samstage wieder heimkam, brachte er ein Stück Laugenseife mit, falls die Brüder sich zur Wallfahrt das Pech und den Ruß losfegen wollten. Da lachten sie wieder. „Er fürchtet schon, daß sie an mir könnte picken bleiben!" rief der Holzknecht. „Und wenn ich der Frau Schwägerin ein Küssel wollt' geben, thät sie einen schwarzen Fleck kriegen!" setzte der Kohlenbrenner bei.

Die Mutter hörte solche Reden nicht gern, erstens könnten sie dem Oswald ärgerlich sein, zweitens hielt sie auf ernsthafte Anständigkeit, besonders bei so heiklichen Sachen. Als der Wallfahrtstag herankam, war es das erste Mal, daß sie den zwei Buben die frischgewaschenen Hemden bügelte, denn die jungen Waldlöwen pflegen in Hemdärmeln zu gehen. Sie selber zog ihr gutes Sonntagsgewand an, aber nicht das beste mit der schwarzen Taffentschürze und dem rotseidenen Busentuch. Ihr silberiges Haar glatt gescheitelt, mit den feinen Runzelchen im weißen Gesicht und den munteren blauen Augen drein — so sah sie gar anmutig aus. Und der Kohlenbrenner, sauber gescheuert, beugte sich nieder, klatschte mit den Händen auf die Oberschenkel und rief: „Mutterl, du bist aber schön!" Seinen Arm durfte er ihr

heute nicht um den Nacken legen, des Verknitterns halber.

So gingen sie auf die Wallfahrt. Bauschige rote Regenschirme hatten sie bei sich und der Jakob trug am Rücken ein Bündel, in welchem Brot, Käse und sogar ein Eierkuchen waren, zur Wegzehrung. Die Mutter hatte eine Rosenkranzschnur um ihre braune knochige Hand gewunden. Auf steinigen, durch Unwetter arg verwaschenen Wegen wurde sie stets am Arme geführt von dem einen und von dem andern, und der voraus ging, hatte immer aufmerksam zu machen: „Auf diesen Stein steigen, Mutterl! so den Fuß setzen! da ist's rutschig. Da ist eine Wasserkehr, mußt hupfen — hopsa!" Und sie: „Ja, bin ich denn blind, ihr Narren! Schaut doch, daß ihr selber nicht in den Patsch steiget!"

Als sie in der Blachau dem Wirtshaus nahe kamen, wurden alle Schuhe sauber mit Gras gereinigt. Dann setzten sie sich ein wenig auf einen Steinhaufen und betrachteten das weitläufige Gehöfte, das zwischen flachen Feldern, Wiesen und Gärten vor ihnen dalag und dessen Schindeldächer in der Sonne so hell funkelten, daß die Kreuzhütterin ihre flache Hand vor die Augen halten mußte.

Der Oswald betrachtete mit Stolz den Hof, dann Mutter und Brüder, die unter Kopfnicken drauf hinschauten. Auch die Gegend war so breit und frei, und die Berge waren ganz blau vor lauter Ferne.

„Ja, schön ist's da schon!" sagte endlich die Mutter und rieb sich mit dem Sacktuch die Schweißtropfen vom Gesicht. Und der Oswald dachte, wie es dem

Mutterl gut sein werde in diesem Heim. Ein warmes lichtes Stüblein gegen den Garten hinaus, rote Blumen, den Lederkissenstuhl daneben, ihren Kaffee jeden Tag — alles, was sie halt gern hat, und wenn etwan gar kleine Saggra kommen, die werden ihr die Zeit schon vertreiben. Nachher der Jakob Oberknecht, der Toni Weidknecht, und mitten in allem er selber, der Großbauer und Schenkwirt mit der seinen Frau Wirtin....

„Ich denk', wir gehen nicht hinein," sagte der Toni.

Der Oswald lachte überlaut. „Wegen dem, daß wir hineingehen, sind wir ja hergegangen."

„Ich möcht' auch vorher noch gern mit unserer lieben Frau von Straßkirchen reden," sprach die Mutter nur so halblaut hin. Der Oswald aber brannte vor Begierde, seine Leutchen der Wegscheidwirtin vorzustellen. Sie soll einmal sehen, was er für ein herziges Mutterl hat und für prächtige Brüder.

Nun, so standen sie bald auf dem breiten Antrittstein des Eingangs. Dort konnten sie freilich nicht mehr lange säumen und überlegen, denn das alte Rundbogenthor war weit offen. Im Vorhause schon standen ein paar Tische, stülpte ein Faß, und es war, als steige aus den dicken Mauern ein kühler Weinduft. In der geräumigen Gaststube standen mindestens sechs große Tische, die zu dieser Stunde unbesetzt waren. Am vorderen saß die Frau Wirtin. Den einen der vollen nackten Arme hielt sie in die Seite gestemmt, den anderen hatte sie weit über den Tisch hin liegen. Eine stattliche Figur, und am dicken Hals eine siebenfache Silberkette.

Das Gesicht bestand hauptsächlich aus zwei hervorquellenden Wangen, zwischen denen eine etwas verkümmerte Nase saß. Am Munde sautschte sich die fleischige Unterlippe über die Oberlippe hinauf, die Mundwinkel gingen sachte nieder an beiden Seiten des hervorstehenden Kinnes. Das eine Äuglein schaute unter buschigen Brauen frisch und unternehmend aus, das andere hatte ein Blümel. Die schwarzen Haarsträhne waren locker ums Haupt gewunden, so daß sie an der Seite niederzuhängen Anlaß nahmen. Als der Oswald mit dem Buckeligen, dem Säbelbeinigen und dem alten Weiblein bescheiden eintrat, sagte sie leise: „Nau, Oswald, was bringst mir denn heut' für Leut' daher?"

Als sie vorgestellt waren, wurde sie liebenswürdig, reichte jedem die Hand, um diese nachher unauffällig an ihrer Schürze abzuwischen. Dann ließ sie Wein hertragen, Semmeln einen großen Korb, und Käse, blieb aber sitzen an ihrem Tisch, legte den Arm weit über die Platte hin und ließ ihr Auge umherzucken, ob auch in jedem Winkel alles zurecht wäre. Der Oswald hatte sich nicht hingesetzt, sondern ging mancherlei anfassend und prüfend in der Stube herum, im Vorhaus, im Wirtschaftshof, auf den man durchs Fenster sehen konnte, und spielte schon so ein wenig den Hausherrn. Die andern saßen da. Zuerst hatten sie mit der Wirtin vom Wetter geredet und vom schlechten Weg, dann stockte es. Später hatte die Frau zum Essen und Trinken angeeifert, denn sie würden wohl noch einen guten Marsch vor sich haben, dann stockte es wieder. Ferner fragte sie,

ob die Brüder auch Zimmerleute wären? Nicht. Sei auch recht, jeder könne nicht Zimmermann sein. Wie alt denn wohl die Mutter schon sei? — Endlich, als sie zum Fortgehen rüsteten gen Straßkirchen, stand die Wirtin doch mählich auf, wobei sie ihre Faust an den Tisch stemmte, lehnte die angebotene Zechzahlung ab und machte artig die Einladung, auf dem Rückwege wieder zuzusprechen. Je näher die Kreuzhüttenleute in ihren schwerfälligen und eckigen Wendungen der Stubenthür kamen, desto freundlicher ward die Wirtin. Dann trat der Oswald noch zu ihr: „Behüt dich, Seferl!"

„Mit gehst wallfahrten?" lachte sie grell auf, „na, so thu' halt fleißig bußwirken, wird dir nit schaden!" Dabei gab sie ihm mit dem nackten Ellbogen schäkernd einen leichten Stoß.

Als die vier Wallfahrer wieder auf der heißen Straße waren, strich der Oswald ganz nahe an den Seinen hin und wartete auf irgend einen Ausdruck von Zufriedenheit. Endlich sagte er selbst: „Nicht wahr, lieb ist sie!" — Doch es war keine rechte Antwort zu erreichen.

Weil sie vorher an der mit allerhand Fahrnissen gefüllten Wagenhütte vorübergekommen waren, so sagte nun der Toni: „So ein Steirerwagerl, wenn sie uns hätt' einspannen lassen!"

„Gott sei für!" rief die alte Mutter und humpelte, um zu zeigen, daß sie auf derlei nicht anstehe, hastig neben ihren Söhnen einher.

Auf dem ganzen Wege redeten sie weiter kein Wort

über das Wegscheidwirtshaus. Die Wallfahrt wurde fleißig verrichtet. Am Beichtstuhle standen voran die Mutter, und hinter ihr die drei Söhne. So auch knieten sie nebeneinander vor dem Kommuniontisch und dann nahmen sie in der Herberge ein gutes Mittagsessen, wobei sie bedacht waren, die besten Bissen der Mutter auf den Teller zu legen. Auch Zucker thaten sie in den Wein, sonst war er ihr zu „stark"; und dann nippte sie und bekam rote Wänglein und es war ein einträchtiges und fröhliches Gottloben auf der Wallfahrt. Den Rückweg wollten sie über den Mitterberg nehmen, sie werde ihn schon dermachen, meinte die Mutter; der Oswald stimmte sehr für die Rückkehr durch die Blachau, er habe notwendig im Wegscheidwirtshaus zu thun, und sie würden sehen, wie lieb sie mit ihnen sein werde, wenn sie wieder zusprächen; sie sei schon so, erst nach und nach werde sie warm, dann halte es aber auch, wie ein Kachelofen im Winter. Zudem habe die Wirtin sie ja eingeladen, zuzusprechen und würde gewiß allerhand herrichten; ein absichtliches Ausweichen hätte sie nicht verdient, wo sie mit ihm doch gar so lieb und gut sei. Na, dem Bruder zu Gefallen haben die beiden andern der Mutter so lange zugeredet, bis sie beim roten Kreuz links in die Blachau einbogen.

Es war Regenwetter gekommen. Die drei roten Schirme und der braune des Zimmermanns deckten unsere Gesellschaft gegen oben, die Straße aber war so grundlos, daß der Toni wieder an das Steirerwäglein dachte, das die Wirtin ihnen leicht hätte entgegenschicken können. Der Oswald mußte diesen Gedanken

erraten, denn plötzlich ſagte er: „Die Pferde, wenn ſie nicht beim Holzſchleifen wären! Wie die Grafen könnten wir fahren!“

In der Vorlauben des Wirtshauſes ſchlenderten ſie ſorgfältig die Schirme aus, ſäuberten die Kleider von dem angeſpritzten Kot und traten dann — der Oswald tapfer voraus — ins Gaſtzimmer. Da gab es einen tiſchvoll Herren, die tranken, rauchten und heiter waren. An der Tiſchecke ſaß die Wirtin, legte den nackten Arm auf die Platte, redete gar manierlich mit den Gäſten und gab die Scherze des Chirurgen und des Bürgermeiſters aus Standelbach ſchlagfertig zurück. Als die Kreuzhüttenfamilie eintrat, winkte ſie ſtumm und lebhaft nach der Küchenthür. In die Küche ſollten ſie, wahrſcheinlich, weil ſie ſich dort am Herdfeuer trocknen könnten. Naß waren ſie zwar ohnehin nicht; jetzt, in der Küche wechſelten die Kreuzhüttenleute miteinander einen kurzen Blick und dann gingen ſie durch die andere Thür wieder in die Vorlaube. Dort ſagte die Mutter leiſe zu den Söhnen: „Mir ſcheint, ſie fängt ſich ſchon an zu ſchämen mit uns!“ Dann nahmen ſie ihre Regenſchirme und gingen davon. Sie redeten darauf unterwegs nur wenig miteinander, der Zimmermann aber ſagte gar nichts — nicht ein Wort. Er ſchritt vornedrein oder hinterher. In Neudorf blieb er vor der offenen Werkſtattthür eines Korbflechters ſtehen und rief hinein: „Hätteſt du mir heut' nicht für einen Botengang Zeit, Steffel? Es müßt' aber freilich gleich ſein. Mit einem Trinkgeld bin ich dir nicht zu ſparſam, wenn du deinen Schubkarren nimmſt und mir vom Wegſcheidwirtshaus

meinen Kleiderkoffer holst und ins Kreuzhäusel hinaufschaffest. Aber fein gleich müßt' es sein."

„Das will ich dir schon thun," antwortete der Korbflechter und ein paar Stunden, nachdem sie von ihrer Wallfahrt zurückgekehrt waren, zog in die Kreuzhütte wieder der hölzerne Kasten ein, der schon hatte anfangen wollen, seinen Inhalt in die großen Truhen des Wirtshauses zu entladen. Da nahm er seine Mutter her, herzte und küßte sie und sagte nichts als das eine Wort: „Mutterl, ich bleib' bei dir."

Die Zimmermannsaxt war bei diesem Zwischenspiel aber nicht leichter geworden. Er war im Gedanken schon so schön behäbig in der Gaststube bei seinen Gästen gesessen, eine lange Pfeife im Munde oder zur Vormittagsjause seine Lieblingsspeise, Kalbsohr mit saurem Kren essend, oder war in den Wirtschaftsgebäuden umhergegangen, dem Gesinde befehlend, mit seiner Frau scherzend, mit seiner Mutter plaudernd. Er hatte bei diesem eingebildeten Wohlleben beinahe schon ein Bäuchlein bekommen — und jetzt wieder nichts als ein armer Zimmermann, der seinen Erwerb mühsam suchen muß überall, wo sich Feuer, Wasser oder ein anderes Unglück zugetragen hatte. Es war daher recht an der Zeit, als ihm Aufklärung ward, welche Art von Glück er verscherzt hatte. Der Gendarm sagte es ihm zuerst auf der Straße, am Feierabend, als der Zimmermann von einem Bau heimkehrte. Dieser Gendarm kehrte im Wegscheidwirtshause zu, um die Wirtin abzuholen. Sie war angeklagt, ihren viel älteren verstorbenen Mann durch Brantwein vergiftet zu haben. Sie soll den blödsinnigen

Alten ſoweit hergerichtet haben, daß er täglich einen Liter Fuſel ſoff, bis er eines Tages, als ſie ihm die Pfeife anzündete, beim Munde Feuer fing und elendlich umkam. Wegen dieſer Sache hatte ihr zwar nichts geſchehen können, denn das Branntweintrinken und das Pfeifenanzünden iſt nicht verboten. Hingegen war bei dem Prozeſſe ein Ehevertrag zutage gekommen, des Sinnes, daß ſie nicht rechtmäßige Beſitzerin des Hofes geweſen. Der fiel den Verwandten des alten Wegſcheidwirtes zu. Sie konnte fortgehen, wußte aber nicht wohin.

„Ja, ja, Oswald, da hätteſt du ſchon die Richtige derwiſcht!“ ſagte nun einmal der Kohlenbrenner. Dem verwies es aber die Mutter: „Laß es gut ſein, Tonnl, das weiß er jetzt ſchon ſelber.“

So lebten ſie wieder beiſammen in heiterer Eintracht, die drei Buben in der Kreuzhütte. Als im Laufe der Jahre die Kräfte der Mutter ſchwanden und ſie nicht mehr die kleine Milchwirtſchaft beſorgen konnte, gab der Toni das Kohlenbrennen auf, fütterte und molk Kuh und Ziege, kochte das Eſſen und pflegte die Mutter. Dabei ſang und jauchzte er ſo luſtig um die Hütte herum und rief der hinfälligen Mutter ſo ſchalkhafte Koſeworte zu, daß man von außen meinen konnte, es lebe in der Kreuzhütte ein junges, glückſeliges Menſchenpaar. Wenn er aber an Samstagfeierabenden mit ſeinen Brüdern allein hinten in der Futterkammer ſaß, da gab es ſorgenvolle Unterredungen und einer oder der andere beugte ſich kopfüber und ſchluchzte in ſeinen Ellbogen hinein. Die Mutter wußte nicht, wie krank ſie war. Sie fuhr in ihrer gewohnten Weiſe fort, mit den Buben

gutmütig zu ſchmollen, wenn dieſe ſie mit kleinen Geſchenken und Liebkoſungen erſticken wollten. Sie konnte in ihrem blaſſen Geſichtlein den wilden Bartwiſch des Holzknechtes nicht leiden und die kratzenden Stoppeln des Kohlenbrenners nicht, und dem Zimmermann ſein borſtiges Haar an den Wangen nicht. Aber ſchmunzeln that ſie doch dabei, wenn die drei waldbaumwilden Kerle Mutterminne trieben wie kleine Knaben. Vielleicht dachte ſie auch bisweilen, daß die Söhne in der alten Berghütte ihr Leben verſäumen könnten und ſie riet einem und dem andern, doch nicht immer im Berggraben ſtecken zu bleiben, ſondern ſich einmal auch die weite Welt anzuſchauen. Und als der Jakob that, als wolle er den Rat ausführen, da zitterte und weinte ſie halbe Nächte lang, und als ſie ihr den Entſchluß mitteilten, die Welt Welt ſein zu laſſen und daheim zu bleiben, da gab ſie dem Nächſtſtehenden ein Tätſchchen auf den Backen: „Aber Narren ſeid ihr!“ und war wieder herzensglücklich.

Dann kam jenes Kirchweihfeſt. „Bin ich doch begierig, der welche mich zum Tanz führt!“ ſagte die Mutter ſcherzend. Daraus wurde ernſt, und alle drei führten das faſt hinfällige Mütterchen im roten Buſentuch dem Feſte zu.

In ihrem ſchönſten Gewand herausgeſtiefelt, ſo gingen ſie über die grünen Fluren hin; im reifen Korn leuchteten die roten Mohnblumen und die Lerchen ſangen hoch in der Himmelsbläue. Die Mutter war ganz rührig heute.

„Machet doch nicht ſo ſtad, Buben!“ drängte ſie,

denn die Söhne gingen ihr zu langsam und im Dorfe läuteten schon die Glocken. Nach dem Gottesdienst gingen sie in die Taferne. Am „Herrentisch", so wollte es der Zimmermann, nahmen sie Platz. Zuerst ein warmes Süpplein, dann resch gebratene Schweinsbrust mit Salat. Und nachher einen Liter Muskateller. Wollte er den Leuten zeigen, daß es auch ohne Wegscheidwirtin geht? Nein, nicht zu Trutz, nur zu Lieb! Der Mutter wollten sie einen Ehrentag anthun. So saßen sie da, die drei Buben, in gemütlicher Ehrerbietung, und unterhielten die alte Frau.

An Nebentischen saßen andere Burschen mit ihren Dirnlein, sagten solchen allerhand Artigkeiten, ließen ihnen allerhand Leckereien auftragen, aber herziger konnten sie's nicht treiben, wie die Kreuzhüttenbuben mit ihrer Mutter. Natürlich fehlte es an lustigem Spotte nicht, wie die drei starken Buben sich wohl vertragen thäten um einen Schatz, ob's nicht ein Raufen geben würde? Die Buben lachten gutmütig dazu. Der Zimmermann legte einen Silbergulden auf den Spielleuttisch für einen Altsteirischen, dann nahm er das Mütterlein gelassen um die Mitte und reigte mit ihr langsam ein paarmal um die Runde. Dabei strampfte er mit den Füßen und stieß zwei- oder dreimal ein helles Jauchzen aus; sie schlug ihre Augen zu Boden, fast träumerisch. Einst, ja, vor fünfzig Jahren, war es auch einmal so gewesen. Könnten sie nicht gerade jetzt die goldene Hochzeit haben, wenn er noch lebte? — Nachher wollte auch der Jakob und der Toni mit ihr noch eins tanzen, aber das ging nicht mehr, sie war schon schwindelig ge-

worden, und an ihren Tiſchplatz taumelnd ſchmollte ſie: „Seid aber doch rechte Narren!“ Und kicherte.

Sie hätten bald die Zeit überſehen. Es war der Abend da. Der Zimmermann dingte vom Taſernwirt einen geſchloſſenen Wagen mit zwei Pferden zur Heimfahrt. Einmal in ihrem Leben ſoll ſie doch wie eine Gräfin fahren können, die arme Häuslerin. Es war finſter, über den Gebirgen blitzte ein aufſteigendes Gewitter. Die vier Menſchen ſaßen eng zuſammengedrängt im Lederkobel. Der Mutter war ums Schlafen. Des Gewitterwindes wegen ſchloſſen ſie das Fenſter, da wollten die Buben ihre Pfeifen ausgehen laſſen, aber noch im Einſchlummern lallte die Mutter: „Kindiſch! Mir macht's ja nichts, das Rauchen.“ Sie ſchwiegen, rührten ſich nicht und ſahen durch die Scheibe hinaus, wie die Blitze zuckten und die Bäume mit dem Sturme rangen.

Endlich waren ſie nach zwei Stunden in ihr Hochthal gekommen. Nun mußten ſie die Mutter doch wecken. Als der Jakob ausſtieg, ſank ſie, die ſich an ihn gelehnt hatte, vom Sitz. Da ſagte er „Mutter!“ Da ſchrie er: „Mutter!“ Sie riſſen das Weiblein empor, es ſank wieder hin, und die Hände waren eiskalt.

So ſtarr und ſtumm, wie einſt vor dem Vater, ſtanden ſie jetzt vor der Mutter....

Dann haben ſie ſie aus dem Wagen gehoben und ins Haus getragen. Haben zwei Tage lang bei ihr gewacht, ſchweigend, ohne zu eſſen und zu ſchlafen. Manchmal fuhr einer mit der rauhen Hand über ihr graues Haar, und da war es wie ein leiſes Erdbeben

in der Kreuzhütte. Das Schluchzen hörte man nicht, aber die Erſchütterung zitterte in der Holzwand nach. — Als ſie begraben war, ſtanden die Buben zuſammen alle drei und ſagten: „Was machen wir jetzt?“

Die Kreuzhütte haben ſie dem Waldherrn verkauft und der Jakob hat als Holzknechtmeiſter noch eine Weile in ihr gewohnt, bis ſie allmählich verfiel, ſo daß die Mooſe und die Pilze wuchſen auf den morſchen Balken. Der Toni war in ein großes Eiſenwerk gegangen. Der Oswald war Zimmermann geblieben, und hatte ſich noch manches Jahr ſtattlos im Lande herumgearbeitet.

Der Erzähler hat ſie in ſeiner Jugend noch gekannt, ſie waren äußerlich arg verwildert, wichen den herlebigen Leuten aus, nur mit Greiſen oder Greiſinnen plauderten ſie, und mit Kindern ſpielten ſie. Geheiratet hat keiner.

Die Familie Nagerl auf der Bergpartie.

Anfangs war die Bergpartie überaus heiter angegangen. Die Kinder pflückten Blumen, die Frauen suchten lustig plaudernd nach Pilzen, die sie in freier Hand auf dem kleinen Umweg über das Gebirge nach Hause tragen wollten. Die Herren kletterten auf Gefälle und losgerissenen Baumwurzeln herum und bewarfen sich mit dürren Fichtennadeln eines entvölkerten Ameisenhaufens. Solange der glatte, sachte ansteigende Waldweg dauerte, währte auch der Schabernack; als es steiler wurde, verscholl der übermütige Lärm, und als es noch steiler wurde, begannen etliche zu schnaufen und zu brummen, und als es ganz steil in einer Holzriese emporging, blieben sie stehen und sagten untereinander, sie wollen nicht der Narr sein und da hinauf krallen, ohne eigentlich zu wissen warum. Da thäten sie die Berge lieber von unten ansehen, vom Jochwirtshaus, in welchem sie sich den Tag über häuslich niederlassen möchten. Des waren sie einig und das wollten sie thun.

Nur der Oberbuchhalter Nagerl, seine niedliche Frau und seine schlanken Töchter waren Bergfexen ge-

nug, um dem ebenen Mattenweg bis zum Jochwirtshause die steile Holzriese vorzuziehen, und so haben sie sich von der Gesellschaft unter guten Zurufen getrennt. Die Weibsleute des Herrn Nagerl hatten ihre Pilze unter einen Tannling gelegt, in der Absicht, auf der Rückkehr die vortrefflichen Gewächse wieder mitzunehmen, und hatten dafür aus Geäst derbe Bergstöcke gebrochen und derb in die Hand gefaßt. Der Oberbuchhalter gab den Befehl aus, daß beim Bergwärtsgehen kein Wort gesprochen werden dürfe und erläuterte unterwegs so lange die Schädlichkeit des Sprechens beim Bergsteigen, bis er atemlos war und in solchem Zustande noch etwas gereizt die Frage herausstieß, was ihnen denn über die Leber gelaufen sei, daß sie so verschlossen und verdrossen hinter ihm einhersumpften?

Die Holzriese hatte sich endlich in drei Arme verzweigt und im Gefälle und Erlgebüsche verloren. Der Mann fand zwar, daß ein Weg auf die Bergspitze etwas ganz Überflüssiges wäre, weil diese ohnehin nicht zu verfehlen sei, wenn der Mensch immer redlich aufwärts stiege. Die Frauen waren wohl auch dieser Meinung, doch wurden sie am Aufwärtssteigen immer wieder verhindert durch Spieße und Haken, mit denen das Gestrüpp sich an ihre Kleider festklettete. Besonders das Brombeergesträuch war zuthunlich und legte der tugendhaften Mutter nicht minder, als den heranblühenden Töchtern geradezu Fallstricke! Sie hatten sich wohl vorgenommen, auf Bergtouren unter keiner Bedingung den Humor zu verlieren. Sie verloren ihn auch nicht, aber ihr kleines Nähzeug verlor die eine der Töchter,

und ihren Taſchenkamm die andere, und ihren Mann die Frau Mutter. Denn der Oberbuchhalter war voraus auf eine Höhung geeilt, um ſich zurechtzuſchauen. Da ſah er, daß die Berge, Schluchten und Wege eigenſinnig waren und ſich den Angaben der Landkarte nur ſehr unvollkommen fügen wollten. Die Hohe Biere, deren Gipfel ihr heutiges Ziel ſein ſollte, lag boshafterweiſe noch ſehr weit drüben, verſchanzt hinter ganz unrechtmäßig daſtehenden Vorbergen.

Als die Frauen ſchnaufend nachkamen, fand es der Herr Vater an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen. Die Frau Mutter dachte auch ungefähr ſo, als ſie jedoch ihr Handkörbchen durchſuchte, war das Paketlein mit Brot und Schinken — ebenfalls verloren. Darob wollte er ſeinen häuslichen Zorn hervorbrüllen, die Weibsleute aber lachten und meinten, wenn der Hunger denn ſchon einmal da ſei, ſo ſolle man ihn nicht durch Ärger verſcheuchen, ſondern fleißig Blaubeeren und Erdbeeren ſuchen, die Gott für den Fall erſchaffen habe, wenn unachtſame Frauenzimmer unterwegs das Brotpakel verthäten. Da mußte der Herr Vater doch beigeben und ſie begannen nach altbekanntem Bibelbrauch im Schweiße ihres Angeſichtes —

Die jüngere Tochter hatte ihn zuerſt bemerkt, den rotbärtigen Halter mit den ſchmierigen Seitenzegger.

Was er drin habe in ſeinem Sack?

„Etwas, das auswendig nit hängen bleibt.“

Ob es was zu eſſen wäre?

„Das iſt gewiß. Viehmehl.“

Ob daherum nicht irgend ein Holzerhaus wäre, oder eine Almhütte, oder so was?

„Der Teuxel!“ schalt der wüste Rotbart, „das sind ihrer wieder solche! So herrische Zobeln, die nix zu thun haben und alleweil nur so herumsteigen und die Thör' offen lassen, daß sich's Vieh verlauft! Die Sakra! Just gestern ist so ein Rudel dageweſt, alle Zäun aufreißen, alle Löcher offen lassen. Jetzt such' ich sie schon den ganzen Tag, meine zwei Kalben, die sich gewiß verlaufen haben bis in den Riffelgraben. Die Sakra, die! Überall, wo sie hinschmecken, thun's Schaden. Vorig Wochen ist's gewest, haben ihrer drei Herrische drunten auf dem Speierschlag Feuer g'macht, daß bald der ganz' Wald wär' brennend worden, wenn nit der heilige Florian einen Wolkenbruch hätt' niedergelassen. Sakra sein's! Letzt' Jahr her hat auf der Speikalm so einer die Küh ausdudelt — und kein' Schwaigerin geht sicher. Die Höllsakra, die Herrischen!“

Während dieser eindringlichen Rede hatte er mit dem schwammigen Filzhut ein- ums anderemal auf den Oberschenkel geschlagen, daß es nur so klatschte. Unserer Oberbuchhalters-Familie ward' ganz lausig zu Mute, daß sie jetzt den für alle bösartigen Touristen aufgespeicherten Halterzorn so ganz allein über sich ergehen lassen mußten, und sie waren doch gar nicht bösartig, sie waren nur hungrig.

Darum that der Herr Vater, als hätte er die schneidige Rede gar nicht verstanden und fragte nochmals überaus geschmeidig, ob da herum nicht irgendwo eine Leuthütte wäre?

„Hütten iſt keine da," antwortete der Halter. „Aber das Scheidſteinhaus ſteht da drenten hinter dem Wald. Gehts nur überi, die werden's euch ſchon auch ſagen. Sakra!"

Sprach's, pfottete thalwärts und rief mit klingender Stimme die Namen ſeiner Kalben, die ſich verlaufen hatten.

Der Oberbuchhalter ſagte zu den Seinen: „Über uns ſoll keine Klage ſein, wir werden niemandem Schaden thun, wir werden zeigen, daß es auch unter den Herriſchen noch anſtändige Leute giebt." — Als hernach unſere vierſpannige Geſellſchaft durch den Schachen war, ſah ſie hoch an der Lehne ein Gehöft. Unterwegs ſteilan fragte der Vater ſeine Ehegeſponſin, wie viel Schinkenbrot ſie eigentlich mitgehabt und verloren habe? Wie viel Uhr es etwa ſein möchte? Warum ſie an ſo einem Tag ihre Taſchenuhr zu Hauſe gelaſſen? Ob der Kanarienvogel daheim in ſeinem Bauer wohl verſorgt wäre mit Futter und Waſſer? Als die Frau derlei Fragen ſchnaufend beantwortet, rief er ihr ebenſo ſchnaufend zu: „daß die Weibsbilder aber den Mund ſchon einmal gar nicht halten können! Schwatzen ſollſt nicht, beim Bergſteigen, ſage ich!"

Endlich waren ſie am Gehöft. Das lag breit und behäbig da, und weil ſie weder ſprechen durften noch konnten, ſo dachten ſie ſich ihr Gottlob und daß ſie doch endlich was würden zu eſſen bekommen. Die Thore der Stallungen und Scheunen ſtanden offen, und auch die Hausthür, zu ſehen aber war kein lebendiges Federlein. Sie gingen in das luſtige Vorgelaß, in die große

dumpfige Stube, dort setzten sie sich auf die Bank und hörten, daß es totenstill war, und sahen, daß niemand zu sehen war. Der Herr Vater ging zuerst im Hause herum, ging in den Ställen und Stadeln herum und suchte Leut'. Er fand niemand. Dann ging die Frau Mutter in die Küche, machte einen großen Kasten auf und fand Milch, Brot, Butter und Honig. Allsogleich wollten sie Hand anlegen, besonders die schlanken Töchter, da sprach aber — und sehr zur Unzeit — beim Herrn Vater das Gewissen drein.

Sie hatten sich gesagt, daß sie niemand Schaden thun wollten, und jetzt sollten sie da einen Raub ausführen? Sollten sich Sachen aneignen, ohne ein Recht darauf zu haben? Das darf platterdings nicht sein. — Die ältere Tochter aber tauchte ihren Zeigefinger in den Rahmtopf und leckte ihn ab. Die Frau Mutter verwies heftig, daß sich so was nicht schickt — ohne Löffel in die Töpfe zu greifen. Sie fand in der Tischlad' Eßzeug, und gerade als ob sie daheim wäre am eigenen Herd, deckte sie den Tisch und trug die lockenden Sachen ordentlich auf. Der Herr Vater erging sich so lange in schönen Moralbetrachtungen über Mein und Dein, bis er mit einer großen Schnitte Butterbrot seinen Mund zustopfte.

„Wir werden ja Geld da lassen! Einen ganzen Gulden!" Mit diesem Vorsatz beschwichtigten sie ihre grübelnden Gemüter. Doch als der erste Heißhunger gestillt war, fand der Herr Vater, daß ein halber Gulden auch genug wäre.

„Reichlich genug!" rief die Frau Mutter, „auf

der Alm wachsen solche Sachen ja soviel als umsonst. Wär' nicht schlecht, so ein Töpfel Milch und ein Laibel Brot um einen halben Gulden zu zahlen!" Mit großer Tapferkeit griffen sie zu, alle vier, und ausdauernd nährten sie sich.

„Es wird's thatsächlich auch ein Viertelgulden thun," meinte der Herr Vater und strich sich Honig auf ein zweites Stück Brot.

Die ältere Tochter fand, als sie gesättigt ihre roten Lippen mit einem Sacktüchlein abwischte: Wenn die Bäuerin bei ihrer Rückkehr einen Silberzwanziger vorfände auf dem Tisch, so würde sie höchlich überrascht und zufrieden sein.

Man dürfe diese Naturmenschen mit Geld nicht verderben, gab die Frau Mutter weise dazu, übrigens sei die Milch schon sauer, die Butter ranzig und das Brot schimmelig. Der Honigtopf könnte auch sauberer gehalten sein. Da vergehe einem schon der ganze Appetit — denn sie war ebenfalls bereits satt geworden.

Die jüngere Tochter warf das Bedenken auf: Wie, wenn jetzt plötzlich der Bauer käme! Der rohe Bauer mit dem großen Stock, und die fremde Sippe sähe, die sich mir nichts dir nichts häuslich eingerichtet und über den Vorrat hergemacht hatte! Wenn man in dieser schönen Gegend den Herrischen überhaupt nicht grün ist, so kann's wohl sein, daß sich da etwas Absonderliches zuträgt. Die Stube hatte so dunkle Winkel und Nägel an der Wand. Der große Ofen konnte einen Scheiterstoß und eine ganze Familie fassen. — Der jüngeren Tochter fielen allerlei unheimliche Geschichten ein.

In Erwägung von Möglichkeiten that der Herr Vater doch einen halben Gulden aus seinem Ledertäschlein und legte ihn aufs Fensterbrett, damit im Falle einer plötzlichen Überraschung die Absicht redlicher Abstattung offen daliege. Durch das Fensterchen blickten die Töchter und sahen nichts Erquickliches. Vom Lärchenwald heran kamen zwei Männer. Der rotbärtige Halter und ein schwarzer Riesenkerl, der auf der Achsel ein Schock Heustangen trug. Sie sprachen sehr eifrig miteinander und schienen es eilig zu haben, das „herrische Gesindel" in den Bergen auszurotten. Unsere Familie wollte versuchen, ob durch die Hinterthür noch zu entkommen wäre, da trat ein stämmiges Weib ein. Das hatte Rechen und Futtergabeln bei sich und einen großen Handkorb mit leerem Eßgeschirr. Die Bäuerin selber war's, man merkte es an der überlegsamen Gelassenheit, als sie die fremde Einsiedlung sah. Die Frau Oberbuchhalterin trat vor und sagte ganz anmutig: „Wenn das die Hausmutter ist, so wird sie sich was Schönes denken! Wie wir uns da eingenistet haben, als ob wir daheim wären!"

„So!" sagte die Bäuerin, dieweilen sie ihre Sachen ablegte, „das ist ja recht. Werdet wohl Platz haben in der Stuben."

„— Und uns gleich was zu essen genommen haben. Wir waren hungrig zum Umfallen. Müsset schon verzeihen, daß wir's derweil gleich selber genommen haben."

„Seids doch so gescheit gewesen!" rief die Bäuerin heiter aus. „Wenn eins Hunger hat und kein Mensch

im Haus iſt, da muß man's freilich ſelber nehmen. Wir haben auf der Wieſe geheut, wird bald's Wetter umſchlagen."

„Einerſeits ſeid auch Ihr ſchuld, liebe Frau," ſprang nun auch der Oberbuchhalter mit gemütlicher Betonung ein, „daß Ihr alles ſo offen laßt, wenn Ihr ins Heuen geht."

„Narren!" lachte ſie, „das iſt wohl gut geweſen, wenn ihr etwas zu eſſen habt haben wollen. Den Kaſten zuſperren, das wär' ſchon gar zum lachen! Dafür iſt's ja da, daß es gegeſſen wird."

„Wir haben allerdings dafür Geld hergelegt."

„Was nit noch!" rief die Bäuerin und ſtemmte ihre dicken Arme in die Seiten, ſo daß ſie — wie die jüngere Tochter ſpäter darthat — ausſah, wie ein großer Plutzer mit zwei Henkeln. „Zahlen wollt's das biſſel Milch!"

„Wir haben auch Brot, Butter und Honig genommen."

„Recht habts gehabt, 's iſt ja da. Dafür iſt's ja da. Geh', nehmen thu' ich nix dafür. Ein Vergeltsgott, wenn 's mir geben wollt's, den hat der Bauersmenſch alleweil zu brauchen, daß ein anderes Jahr wieder was wachſt. Thut's doch weiter eſſen, wenn's ſchmeckt, ich füll' noch nach. Die jungen Menſcherln möchten gewiß noch ein' Honig! Aber freilich, dafür iſt er ja da!"

Nun trat aber der Rieſenkerl in die Stube. Er mußte ſich in der Mitte faſt einſchnappen wie ein Taſchenmeſſer, daß er durch die niedere Thür konnte. Auf dem klobigen Kopf hockte ein ganz ſchmächtiges Hütel, aus dem zu allen Seiten wild und üppig die

ſchwarzen Haarwuchten hervorquollen. Das braune viereckige Geſicht war raſiert, denn es war zwei Tage vorher erſt Samstag geweſen. Die Augen und der breite Mund waren eingekniffen und zeigten ein böſes Vorhaben.

„Du Vaterl," redete ihn die Bäuerin an, „hungrige Leutln hab'n mir kriegt, derweil mir auf der Wieſen g'weſen ſein!"

Stand der Rieſenkerl da und blickte finſter auf die Gäſt'. Dann ſchnob er zwei- dreimal durch die Naſe und ſprach mit zarter Fiſtelſtimme: „'s Eſſen ſoll ihna vergunnt ſein. Aber nachher ſolln's ſchaun, daß 's weiterkummen und ſollen die Thör zumachen, daß ſich 's Vieh nit wieder verlauft!" —

Das war alles.

Als unſere Touriſtenfamilie ſpäter draußen im Lärchenwald ſtand am gabelnden Weg, um zu beraten, ob man den Berg vollends beſteigen oder umkehren ſolle, meinte die Frau Mutter: „Mir wär's ſchon bald lieber, wieder thalwärts. Es iſt nicht gemütlich heute."

„Mutter," ſagte darauf die jüngere Tochter, ganz leiſe ſagte ſie es: „Trachten wir, von dieſem Bauernhauſe wegzukommen, 's iſt gar nicht zu ſagen, wie ſehr ich mich ſchäme."

„Du, ich auch!" gab die andere Tochter bei. Hätt's nimmer geglaubt, daß einen dieſe ungebildeten Leute ſo demütigen könnten."

Sagte die Frau zu ihrem Mann: „Du hätteſt doch einen ganzen Gulden aufs Fenſterbrett ſollen legen.

„Einen Dukaten, wenn ich mitgehabt hätte," rief

der Oberbuchhalter begeistert aus, „das sind goldene Leute! Ich bitte euch, Kinder, macht allemal die Thorschranken zu auf dem Land, laßt euch's gesagt sein. Man ist auf fremdem Eigentum. Wir Stadtleut sollten einmal bedenken, ob es uns angenehm wäre, wenn unberufene Leute in unseren Gärten so herumspazieren thäten. Man sollte sich immer vor Augen halten, daß auch anderer Rechte respektiert werden müssen. Lasset es euch gesagt sein, Kinder! Alles was recht ist!"

Dieweilen der Herr Vater in würdiger Weise solche Moral entwickelte und die drei Weibsleute munter einer Amsel zuhörten, die im Walde sang, gingen sie durch eine Thorschranke und — ließen sie offen.

Maigewitter.

Wütend war sie. Man hatte sie nie noch so gesehen, die gutmütige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: Wenn der Zorn größer ist als die Liebe, um so besser, so wird sie's leichter verwinden.

„Jetzt geh' ich!" rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängetuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst du doch?" fragte sie der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm."

„Zum Lehendorfer? Du? Und jetzt? — Marianna, das thäte ich nicht an deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen."

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, das hab' ich Gott sei Dank nicht vonnöten."

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl, bekommst zehn für einen."

„Ich mag keinen! Gar keinen. Lauter schlechte, falsche Kanaillen!" Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so roten Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammenbiß, daß es knackte. Aber das Auge! Zu diesen

großen, runden Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst du zu ihm?"

„Weil ich ihn züchtigen muß!"

„Gezüchtigt ist er ja schon."

„Aber von mir nicht! — Wart', Bübel, die anderen haben dir ihre Meinung schon beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren —" Sie riß etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundspeitsche, Marianna?!"

Sie war schon zur Thür hinaus.

Der Pfarrer ging mit raschen Schritten die Stube auf und ab. — Diese Liebeshändel! Diese verdammten Liebeshändel! So haßerfüllt, so rachgierig! Und das heißt man Liebe. — Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehgang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Manne, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Daß man solchen Gesellen die Hölle heiß macht, um dann doch wieder zu löschen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilft's, wenn der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt. Bigamisten, wie die Hunde! Pfui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riß den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie steht's?"

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten laſſen.“

„Aber nein doch! Das iſt ja ſchrecklich! Der hat's einmal hart gebüßt.“

„Gebe uns Gott allen ein ſo ſanftes Ende. Nach ſo hohem Alter!“ ſagte der greiſe Arzt.

„Sie meinen am Ende den alten Zinnſtauber!“

„Er hat Feierabend gemacht.“

„Ich meinte aber doch den Adjunkten.“

„Aah, den Lehendorfer. Na, mit dem ſteht's allerdings ſchlimmer.“

„Ich höre — ein Raufhandel. Die Leute reden allerhand.“

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädel gehen!“

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu thun, der Lotter! Der Spitzbub, der — ſackerment, jetzt hätt' ich bald geflucht.“

„Die Beine haben ſie ihm abgeſchlagen — alle zwei,“ berichtete der Arzt. „Ihrer ein Schock Bauernburſchen. Vor dem Fenſter der Grillbaumeriſchen. Zuerſt — heißt's — haben ſie ihn gedroſchen, nachher hat er mit dem Meſſer geſtochen, alsdann hat er ſeine Fetten halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. — Mahlzeit, Herr Pfarrer!“

Na, proſt Mahlzeit! Armes Dirndel. Jetzt haſt einen Bräutigam, der nicht ſtehen kann. Richtig, du gehſt ihn ja karabatſchen. Dünkt mich alſo doch, daß du ihn noch behalten willſt .... So ſprach der Pfarrer mit ſich ſelber, weil der Arzt ſchon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Turm läutete die Glocke. Der Pfarrer ſtand am Fenſter und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne daß die Suppe kalt wurde. Denn ſie ſtand noch gar nicht auf dem Tiſch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer, und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit ſehr raſchen und faſt mannbar großen Schritten hinaufgeeilt gegen das Haus des Gerbermeiſters. Dort hatte der Menſch ſein Zimmer. Auf der Gaſſe ſtanden die Weibsleute ſtill und ſchauten ihr boshaft nach. Sie hätte ſie mit den Augen totſtechen mögen. Den Blick etwa zu Boden ſchlagen! Juſt nicht! Mehr wert iſt ſie, wie die anderen alle. Stolz macht das Unglück. — Die Peitſche ließ ſie in der Luft ſchwirren über ſchnatternden Gänſen. So heiß war in ihr der Zorn, daß ſie kein Herzweh ſpürte. — Sechs Wochen vorher hatten ſie ſich verlobt. Der Adjunkt erwartete eine Beförderung, dann wär's zum Heiraten geweſen. Ein ſo lieber Kerl! Und ſo falſch! So falſch! — Aber jetzt ſoll er's ſehen! Sie wird ihn wegwerfen. Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann ſoll ihn nur die Grillbaumeriſche aufleſen — dieſe Schlange! Dieſe Giftſchlange! Gott, wenn ſie nur heute all die Schmachworte zur Hand hätte, die dieſem Beſt gebühren! S i e hat ihn verführt, anders iſt's nicht! —

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, mußte ſie erſt ſeinem Zimmer nachfragen. In der hofſeitigten Stiege begegnete ihr ein altes, unſauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Beſuch zog dieſes

den Mund auseinander, daß man alle drei Spitzzähne ſah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein laſſen.

„Iſt nicht notwendig!“ rief das Mädel. Die Alte blieb aber doch herauſſen. Die Thür iſt ja ganz dünn.

Aus dem Hof grunzten die Schweine herauf. Aus einer Bretterkammer, die ſo weit offen ſtand, daß die Geſellen zu ſehen waren, wie ſie die Haare fetzenweiſe von den gebrühten Häuten ſchabten, kam ein widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenſter geſchloſſen, auf dem Bette lag ein junger Mann, deſſen Beine wulſtig in Tücher eingewunden waren, wie die Rieſenfatſchenkinder. Soweit ein hübſcher Menſch. Auf der feuchten Stirn klebten ein paar braune Locken. Ein mäßiges Schnurrbärtchen war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Munde hinein, wenn er ſprach.

Sie hatte gedacht, er würde ſehr erſchrecken, wenn ſie nun auf einmal vor ihm ſtand. Nicht annähernd. Mit einem gutmütigen Blick ſchaute er ſie an und hielt ihr die weißärmelige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Thür ſtehen geblieben, verblüfft. „Ah, das iſt gut!“ ſagte ſie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir ſcheint, daß er gar nicht bös iſt auf mich!“ Der ganze Hohn, den ſie vorläufig aufgebracht. Dann ſchleuderte ſie das braune Tuch von ſich, und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geſchieht dir! Alles hätten ſie dir zerſchlagen ſollen! Die Händ' und den Schädel!“

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo das hinaus

wollte. Abzuleiten ſuchte er und verlangte heiſer nach der alten Wärterin, daß ſie ihm Waſſer reiche.

„Ja, ich bitt' dich gar ſchön!“ ſagte die Marianna. „Iſt denn deine Herzliebſte nicht da? Daß ſie dich pflegen könnt'. Weil du ſo viel für ſie leiden mußt!“ — Daß dieſe Worte in ihrer eigenen Bruſt wie Meſſer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!“ ſprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber ſoweit nicht, wie du meinſt. Soweit hätt' ich mich nicht vergeſſen, nie und nimmer...“

„Lüg' nicht!“ rief ſie grell aus. „Umſonſt ſchlägt man einen aus Eiferſucht nicht zum Krüppel! Der du jetzt biſt!“

Nach einigem Schweigen ſagte er trotzig: „Wer hat's denn zu leiden, als ich ſelber! Wenn du mir ſo kommſt! Wen geht's denn noch was an?“

„Wen's was angeht, fragſt du,“ ſprach ſie ganz ſänftiglich. „Wem haſt du dich denn verſprochen, Hans? Am Oſtermontag. Weißt du noch? Wirſt mir wohl treu ſein? habe ich dich gefragt. Und du: Was denkſt du von mir? Ein Mann, der ſein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu' verſprechen, haſt du geſagt, iſt ſo gut ein Ehrenwort, wie jedes andere. Ein Schurke, wer's bricht! — Und heute nach ſechs Wochen? Ich brauch' dich nicht zu nennen, wer du biſt, du haſt es ſchon ſelber gethan.“

Er richtete ſich raſch mit dem Ellbogen auf und ſagte ſcharf: „Kannſt du mir was Schlechtes vorwerfen? Haſt du's geſehen?“

Jetzt fuhr sie los: „Leugnen! Leugnen! Hautschlechter Lump du! Weil es ich nicht gesehen hab', willst du mir's abstreiten. Das möchte eine saubere Ehe werden, wo du denkst: Wenn sie's nur nicht sieht! Wenn sie's nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirate ich denn, als daß ich einen treuen Menschen hab'! Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstbot' aller Lebtag', als eine Ratsfrau sein — wenn du's mit deiner Treu' und Gewissenhaftigkeit soweit bringst — und alle Tag' betrogen werden hinter einer jeden Küchenschürze! Schandbub, du!"

„Marianna!"

„Mir graust vor dir! Ich kann's nicht sagen, welchen Abscheu! Zigeunerzobel, schlechter!"

„So laß mich doch reden!"

„Kannst sagen, was du willst, das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein, wie du willst — wenn du's zusammenbringst. — Mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen: Er kann betrügen, er kann's! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am größten ist, hat er dich betrogen. Ist zwar halbtot geprügelt worden, und das ganze Dorf hat's erfahren. So wird er ein anderes Mal vorsichtiger sein und man hätt' den ausgemachten Spitzbuben im Haus, vor dem man sich selber zusperren muß, wenn man schon die Kisten und Kästen offen läßt!"

„Du Marianna!" Er wäre am liebsten aus dem

Bett gesprungen, da krachten die Beine. Die Zähne biß er ineinander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepreßter Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was du für ein steinhartes Herz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin — so verlassen..."

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Aufschreien war ihr vor schrecklicher Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. — Und wie sie unten im Winkel stand, vom Bette fast fern, da wendete sie sich hin und sprach ruhig: „Also, wenn du unschuldig bist, wie ist's denn zugegangen?"

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Mein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Heimweg bin ich lustig, und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällt's mir ein, da schläft auch ein Mädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster."

„Daß du aber das Fenster so genau gewußt hast!"

„Weil ich früher etlichemal mit den Burschen gasseln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmaier hat sie gehabt, und wie es die jungen Leute schon treiben. Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ist's mir halt eingefallen, wie ich in derselbigen Nacht am Fenster vorbeigeh'."

„Und sonst nichts? Aber — diese Unschuld! Zu rührend! Nur necken hast wollen am Fenster? Nur das? — Hans! Wenn ich dich jetzt bei deinem heiligen Ehren-

wort frag'! Du hältſt ja ſo viel aufs Ehrenwort! Wenn ich dich frag', ob's wahr iſt! — Schau mich an!"

Er ſchaute ihr ganz offen ins Geſicht, auf einmal aber zuckte er mit den Wimpern, als wäre ein grelles Licht. Dann blickte er wie hilfeſuchend umher. Ganz ſtumm.

„Nun alſo! Heraus mit dem Ehrenwort!" Starr wie eine Bildſäule ſtand ſie vor ihm. Er ſchob ſich gegen die Wand um, verdeckte ſein Geſicht mit der Hand und — weinte.

Sie ging wieder auf und ab. Die Peitſche hatte ſie längſt nicht mehr in der Hand. Das Fenſter öffnete ſie, um mit dem Taſchentuch die Fliegen hinauszujagen. Der ſtarke Geruch aus der Häutekammer drang herein, ſie ſchloß wieder. Sie that, als wollte ſie aufräumen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. — Dieſer ſchlechte Menſch, wie furchtbar arm er jetzt iſt! Ein Krüppel, und ſo Schmerzen, und muß dahin liegen, und hat niemanden mehr...

Jetzt trat ſie ſachte, ganz ſachte wieder an ſein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und ſtrich ein wenig das Haar zurück. Er ſchluchzte, daß die Achſeln heftig auf und nieder ſtießen. — Vom Ehrenwort ſagte ſie nichts mehr. — Ganz jäh beugte ſie ſich über ihn nieder, riß ſeinen Kopf an ihre Bruſt, küßte ſeine Stirn, ſeine feuchten Wangen, ſeinen Mund ſo heftig, daß es ihr den Atem faſt verſchlug. Er ließ es bloß geſchehen, dann, als ſie müde geworden war, ſtöhnte er: „Ich bin deiner nicht wert..."

„In Gottes Namen!“ ſtieß ſie hervor. Ihre Stimme war heiſer, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da ſie ſich aufgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kann's nicht bleiben, da. Du mußt eine ordentliche Wartung haben. Was ſagt der Arzt?“

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei ſind ab.“

„Ich will dir doch einen Beinbrucharzt kommen laſſen.“

„Unſerer hat gute Hoffnung. Aber Geduld — ſagt er.“

„Iſt dir die alte Wärterin recht? Sonſt beſtelle ich die Spital-Nandl. Weißt, die kann umgehen und iſt lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paarmal heraufſchauen, ob dir was fehlt. Und bring' dir das Eſſen mit, wenn's dir recht iſt. Aber ſchau, liegen wirſt ſchlecht. Wart', ich ſchiebe dir die Kiſſen beſſer. Du kannſt dich nicht bewegen?“

Er nickte nur ſo ein wenig.

„Thut's dir arg weh?“ fragte ſie voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr.“

„Schau, du biſt ja mein guter Hans!“ Mit beiden Händen ſtreichelte ſie ſein Geſicht. Feuchte Augen. Und ſo ſelig, ſo ſelig! — Das Mitleid war ſchier noch ſüßer, als die Liebe. Oder — war das erſt die rechte Liebe? Seitdem ſie ihm etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erſt hatte ſie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erſt konnte ſie ſehen und zeigen, wie gut ſie ihm iſt. Und erſt jetzt wußte ſie es auch für ſich, daß kein Zerſtören des Bundes

mehr möglich iſt, daß ihr aller Schmerz und alles Glück von dieſem einen Mann beſtimmt ſein muß.

„Was haſt du denn? Aber was haſt du denn, Hans?“ fragte ſie, lebhaft beſtrebt, mit den Händen ſein Haupt ſo zu rücken, daß er ſie anblicken mußte. Er verdeckte immer wieder ſein Geſicht. Dann murmelte er ein einziges Mal: „So viel ſchämen!“

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Urſache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Adjunkt plötzlich die Hand in die Luft und ſchnalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn das?“ fragte ſie lachend.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!“ —

Gegen zwei Uhr nachmittags kniſterte in der Pfarrhofküche das Feuer. Der Pfarrproviſor ſchlich zur Thür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch ſchmecken werde, das Mittagsmahl. Sie ſchaffte fleißig und hatte ein hochgerötetes, munteres Geſicht.

Treues Bruderherz, freilich wird's dir ſchmecken!

Die Männerwahl.

Fräulein Kibitz von Kibitzheim war schon zwanzig Jahre alt gewesen — früher einmal. So gottlos lang konnte das ja nicht her sein, ihre Schönheit stand noch in voller Blüte, nur von Zeit zu Zeit, daß der Maiwind ein rosiges Blättchen davonwehte. Viel zu früh war's aber doch nicht mehr, nach einem Manne auszuschauen.

Sie schaute auch tapfer aus und war stolz genug, einzugestehen, daß sie sich nicht wählen lasse, vielmehr, daß sie selber wählen werde. Nun war der hübschen Kibitzin die Wahl aber schwer, nicht deswegen, weil zu viele begehrenswerte Männer vorhanden, nein, sondern weil sie gar keinen Mann sah — nicht einen einzigen. Männchen genug, alle Kirchenbänke zur linken Hand waren voll davon, alle Wirtshäuser waren voll, alle Kegelbahnen, alle Schießstände, alle Reitplätze, alle Jagdreviere — voll von Männchen. Aber kein Mann darunter.

Auch dort, wo die Arbeit war, suchte sie, im Waldschlag, auf den Holzflößen, auf den Eisenbahnen, in den Landhöfen und in den Werkstätten — lauter Männchen. Manches that erschreckend männlich, es griff

derb an, es polterte und fluchte, es ſtritt und ſchlug und ſtach — aber ſchließlich, es war kein Mann. Die Jungen wollten ſich zu erkennen geben mit Tabakrauchen; wenn der Schlot dampft wird doch Feuer in der Eſſe ſein. Andere wollten ſich zu erkennen geben mit ſtattlichen Schnurrbärten; wenn ein Wiſch ausgeſteckt iſt, wirds wohl ein Wirtshaus ſein. Wieder andere wollten ſich zu erkennen geben, indem ſie ohne weiteres die Frauenzimmer mit beiden Händen am Kopf nahmen und ſie unbändig auf die Lippen küßten. Auch bei der Kibitzin hatte mancher ſo ſein Bekenntnis ſchon ablegen wollen — na, da war er an die Richtige gekommen!

Die Herrſchernatur, die trotzige, ſtarke, die alles bezwang: die Arbeit, die Leute, das Weib, ſich ſelbſt — das war ihr der Mann.

Sie geriet nachgerade in Wut, wenn ſie ſich vorſtellte, es wäre einer der andern Gattung ihr Mann. Den wollte ſie zerfleiſchen! Ein weibiſch eitler, weichmütiger, nachgiebiger Mann! Ihre Zähne kraxten, wenn ſie nur daran dachte, ihre Fingernägel gruben ſich in das Fleiſch der geballten Fauſt. — Aber ſie denkt ja gar nicht ans Heiraten. Denn Herren, wie ſie ſie meinte, giebt es nicht mehr. Eine ausgeſtorbene Raſſe. Wie nur gerade die Starken ausſterben müſſen! —

Der Maiwind riß immer mehr Blüten von ihrer Schönheit, und ſie fand keinen, das heißt, ſie wollte keinen. — Und urplötzlich hatte ſie einen.

Auf ihrem Hofe war Rindviehſchule geweſen. Hinter der Wegplanke auf dem Feld hatten ſie die Lehranſtalt eingerichtet. Zwei Knechte hatten ihre Jacken weg-

geworfen, ihre Hemdärmlinge aufgeſtreift und gebärdeten ſich wie Tierbändiger. Es handelte ſich darum, den Rindern das Pflügen zu lehren. Wie ſie an dem Pflug geſpannt in der Furche gleichſchrittig hintrotten ſollen, beim „Hi!“ anziehen, beim „Hott!“ ſtehen bleiben, beim „Hittoh!“ rechterhand, beim „Ehah!“ linkerhand rückkehren müſſen. Zuerſt war eine Kuh drangekommen, die war ſo weit gelehrig und folgſam, nur das Rechterhand und Linkerhand wollte ſie nicht begreifen, bis einer der Knechte draufkam, daß die Kuh ja gar keine Hand hatte, alſo unpädagogiſche Begriffe angewandt worden waren. Dann kam ein junger Ochs dran, der war zwar begriffsſtutzig, beſonders ſah er nicht ein, weshalb man juſt in der ſchmalen Erdfurche dahintrotten müſſe, während daneben der ſchöne Grasacker lag; aber endlich, als der Knecht bei den Hörnern anfaßte, fiel ihm wohl die alte Weisheitsregel ein, daß der Geſcheitere nachgebe, ließ ſich ruhig führen und zog den furchenden Pflug hinter ſich her.

Anders aber der ſchwarze Stier, der nun dran kam. Der ſchnob gerade einmal, als ihm der Knecht das Joch auf den Nacken band. Er wendete den großen Kopf nach dem Pflug, ſchüttelte die ſchlottrige Fahne an ſeinem Hals und ſchnob wieder. — Was ſoll denn hier werden? Soll ich mich dazu hergeben, unſere Nahrung, das grüne Gras, einzuackern, damit die da, die Tyrannen, ihre Nahrung anbauen können? — Ich glaube nicht, daß der Stier dieſe wirtſchaftliche Frage erwog, aber etwas anderes, ſein Mannesſtolz lehnte ſich dagegen auf, hier in der Knechtſchaft von Kreaturen zu ſein, die

ſich mit ihm bei weitem nicht meſſen konnten. Als der Knecht dem an den Pflug geſpannten Stier das erſte, ſchneidige „Hi, Schwarzer!“ zurief, rührte er ſich nicht. Als der Knecht ihm einen Peitſchenhieb verſetzte, machte er einen ſo heftigen Sprung, daß der Pflug aus der Furche geſchnellt wurde, und dann ſtand er wieder ſtill und ſchnob, daß der Rauch aus den Nüſtern ſtäubte. Der zweite Knecht packte ihn bei den Hörnern, na, das hatte der Stier gerade einmal abgewartet, mit einem Sprung ſchleuderte er den Knecht von ſich, daß dieſer über die Schollen purzelte. Der hintere Teil des Pfluges ſtak feſt in der Erde, der vordere Teil mit den Rädern hüpfte wie toll hinter dem Tiere her, das in wilden Sprüngen über des Feld lief.

An der Wegplanke hatten ſich Leute angeſammelt, die „hei!“ und „hau!“ und „oh!“ riefen, und allerhand Ratſchläge erteilten, wie das Tier zu bändigen ſei. Dann zog man aus dem Schoppen einen andern Pflug und räumte die Trümmer des zerriſſenen weg. Hernach verſuchten die Knechte den Wildling einzufangen, der mit den Pflugrädern an der Axe immer noch über das Feld raſte von einer Planke zur andern, von dem Hüpfen und Anprallen der Räder an den Hinterbeinen immer neu erſchreckt und aufgeregt.

„Ihr bringt ihn nicht!“ rief ein Mann an der Wegplanke. „Das will ich doch einmal ſehen!“ Er riß eine Stäcke aus dem Zaun, ſprang damit über die Planke und hin gegen die feindlichen Parteien. Es war ein jugendlicher, ſtattlicher Mann mit glühendem Auge und aufgeſtrammtem ſchwarzen Schnurrbart. Es war Meiſter

Abſang, der Schmied im Dorfe. Der nahte ſich nun langſam dem Stiere. Dieſer ſtand ſtill und glotzte den neuen Gegner forſchend an. Der Meiſter ſchnitt die Stränge ab und legte den Strick ſachte um die kurzen dicken Hörner. Der Stier wühlte mit den Klauen des Vorderfuſſes die Erde auf, daß ſie weithin ſtäubte, ein dumpfes Brüllen ließ er hören. „Lieber Freund!“ ſagte der Schmied, „wir wollen uns ſchon noch verſtändigen,“ that ganz gelaſſen um, bis mit Hilfe der beiden Knechte das Tier an den Baum gebunden war.

Die Kibitzin hatte dieſen Vorgang mit großer Hingabe beobachtet. Jetzt wollte ſie einmal ſehen, wer der Stärkere ſein wird. Der Schmied prüfte ſeine Zaunſtäcke, ſie war zähe, auf ſein Umbiegen ſchnellte ſie ſcharf zurück. Er that einen Hieb durch die Luft, das pfiff.

„Nicht ſchlagen!“ ſchrie ein dünnes Stimmlein vom Wege her, „ſchlagen nicht!“

Da lachten die Leute. „Hau, der gradnaſete Florl!“ der kleine Uhrmacher! Ein Menſch, wohl ſchon an die Dreißig, ein zartes Bürſchchen mit faſt bartloſem Geſicht und großen Kinderaugen. Auffallend in ſeinem Antlitz war nur die Naſe, die von der Stirn herab eine völlig gerade Linie bildete, weshalb er den Spitznamen „der gradnaſete Florl“ trug.

Der Rat „nicht zu ſchlagen“ wurde alſo belacht.

„Vielleicht ſoll man der Beſtie gar das Goderl kratzen!“ ſpottete einer. Die Antwort des Schmiedes war, daß er den Stock ſchwang und dem Tiere einen wuchtigen Hieb in die Weichen verſetzte. Der Stier ſchlug

mit dem Hinterleib in die Höhe, auf dem Baum zitterte das Laub, aber der Strick hielt feſt.

„Tanzen und ſpringen!“ knirſchte der Schmied, „wart, Kerl, ich will dir tanzen und ſpringen lernen! Du ſollſt mir noch die Hand küſſen!“ Damit begann er nun auf das Tier dreinzuhauen; dieſes brüllte laut, ſchlug mit den Beinen aus, riß wütend am Strick, weißer Schaum tropfte ihm vom Maul, bis es ſein Raſen aufgab, faſt bewegungslos daſtand und die Schläge über ſich ergehen ließ.

„So mein Lieber!“ ſagte der Schmied endlich ſchnaufend und ſenkte den Stock, „weißt du's jetzt, wer von uns der Stärkere iſt?“

Die Kibitzin hatte dieſe Sache mit gemiſchten Gefühlen beſehen, jetzt rieſelte ihr ein ſeltſamer Schauer durch den Leib. — Das iſt ein Mann! — Zwar ein brutaler Geſelle, aber ſieghaft! ſieghaft!

Das Tier war ſchier zahm geworden. Der Bändiger ſtand daneben und drehte mit zwei Fingern ſeinen Schnurrbart auf.

„So, Junge, nachdem wir uns gegenſeitig vorgeſtellt haben, wollen wir mitſammen an die Arbeit gehen.“ Mit dieſen Worten löſte Meiſter Abſang den Stier vom Baum und ihn mit beiden Händen feſt an den Hörnern haltend, führte er ihn zum Pfluge und ſpannte ihn ein.

„Hi, Schwarzer!“

Der Stier ſtand und rührte ſich nicht.

Der Schmied riß dem Knecht die Peitſche aus der Hand und ließ ſie niederpfeifen auf den Rücken des

Tieres. Das machte einen Sprung aus der Furche, ſtand ſtill und ſchnob.

„Mir ſcheint, du willſt noch einmal tanzen!“ knurrte der Schmied, zornrot im Geſicht. Und neuerdings ließ er die Peitſche dreinſauſen über das Tier. Mit ſchmetterndem Gebrüll riß dieſes aus, die Strangwage erfaßte den Mann und ſchleifte ihn eine Strecke lang auf dem Boden hin, bis er in einer Furche liegen blieb, während der Stier mit gehobenem Schwanz, wild wie ein angeſchoſſener Büffel davonraſte.

Die erſte, die über den Wegbalken ſprang, daß alle Röcke flogen, war Fräulein Kibitz von Kibitzheim. Sie fand den tapferen Meiſter Abſang noch am Leben. Er krabbelte aus der Furche hervor, ſchlenkerte ſich mit den Armen die Erde vom Rücken, von den Schenkeln, von den Ellbogen, von der Naſe, und ſchlichtete ſeinen Schnurrbart. Auf ihre Frage, ob ihm doch nichts geſchehen ſei, antwortete er trotzig: „Nein!“ und ſchritt ſtolz aufrecht fürpaß. Am Hofthore blieb er noch ſtehen, hob nach der Richtung, die der Stier geflohen war, die Fauſt: „Rabenvieh! Wir ſehen uns wieder!“

Als die Gaffer auseinandergingen, ſagte der kleine Uhrmacher zu einem Nachbar: „Müßte doch erlogen ſein, daß dieſes Tier nicht zu zähmen wäre!“

„Willſt das nicht du unternehmen?“ ſagte der andere. Es war in einem Ton geſprochen, der einen Wehleidigen zu Tode verletzt hätte; der kleine Uhrmacher merkte es gar nicht. Er antwortete: „Probieren könnt' man's ja.“

An demſelben Abend wurde der Kibitzin berichtet,

eingefangen wäre der Stier, aber Rache ſchnauben thät er noch. Seinen Schwanz hielt er wie eine Kriegsfahne in die Lüfte und mit den Vorderbeinen ſcharre er die Erde auf, gleichſam um ſeinen Todfeinden ein Grab zu graben. Die Kibitzin hatte in derſelben Nacht Geſellſchaft. Der ſtramme derbe Schmied war bei ihr, allerdings nur in Gedanken und im Traume. Durch die ganze Nacht bändigte er den Stier, das glühende Eiſen und die Weiber. Er war der Einzige, der mit Mut angriff. Die anderen hatten kaum ſo viel vermocht, um das Tier in Wut zu bringen. Heldenhaft haben beide gerungen, der Abſang und der Schwarze. Mit dieſem Gedanken war ſie eingeſchlafen und der Traum unternahm es, den Schmied und den Schwarzen zu einer einzigen Perſönlichkeit zu vereinigen, an der ſie großes Vergnügen hatte.

Am nächſten Tage gab es zu lachen. Der kleine Uhrmacher habe ſich bereit erklärt, den Stier zu zähmen. Die Kibitzin blieb auf ihrem Gang in die Gärten vor der Schmiede ſtehen und ging endlich zum Thor hinein in den von der ſprühenden Eſſe roſig beleuchteten Raum. Mit klobiger Wucht arbeitete der Schmied am Amboß. Die muskelſtrammen Arme nackt, den Schnurrbart aufgewirbelt. Er war ganz Hammer. Nicht Amboß, ſondern Hammer! Die Kibitzin legte ihre Hand vor die Augen, weil die brüllende Flamme der Eſſe ſie blendete, mit der andern Hand hob ſie ein wenig das Kleid, daß es nicht auf den Boden ſtreifen konnte. So ſchaute ſie vorgeneigten Kopfes dem Recken zu und fragte endlich, ob er geſtern wirklich nicht Schaden gelitten hätte.

„Nein!“ antwortete er und hieb mit dem Hammer auf ein glühendes Stück Eisen, daß die Kibitzin zurückzuckte vor den Funken, die ihr ans Gesicht stoben.

„Was wird denn das?“ fragte sie.

„Was denn! Ein Kettenglied.“

Unwirsch war er, aber das gefiel ihr.

„Ein Kettenglied. So, so. — Das kann schon stark werden, wenn du's so fest klopfest.“

Er schwieg und hämmerte.

Da hob sie an, mit dem Köpfchen zu wiegen und drillerte:

„Ma laust um a Ketten,
Die stark is und schwar is,
Die doppelt und dreifach
Verklenkt is und starr is;
Jetzt, Schmied, schmied' uns z'sammen
Mei Büabel und mich.“

Er fuhr sich mit dem Ärmling über die tropfige Stirn und warf mit einem Finger die Schnurrbartspitze in die Höhe, die während der Arbeit über den Mundwinkel herabgesunken war.

Diesen kleinen Stillstand benutzte sie um zu sagen: „Absang, was ist's denn mit uns zweien? Sollten wir nicht zusammen heiraten?“

Da sank ihm der Arm mit dem Hammer und er stand da. Stand da und schaute sie an — die vielumworbene Gutsbesitzerin — —

„Wenn's ernst wär', Nachbarin —?“

„Was solls denn sonst sein? Aus Spaß heiraten —

das wäre auch mein letztes! Schmied, mit dir möcht' ichs wagen."

Sein Geſicht war breit geworden und ſeine Stimme weich wie Butter, als er ſagte: „Wenn ich dich beim Wort nehm', Kibitzin?!"

„So nimm mich!"

Alſo hatte ſie geworben um ihren gewaltigen Herrn. Die Stolze, daß ſie ſich demütigen konnte vor dieſem Manne! Ein Zeichen, daß es der Rechte war, der ſtarke, gewaltige Herr, dem ſie bisher nur im Traume begegnet, ſonſt nirgends.

Schon am nächſten Morgen erhielt ſie einen Brief. Seidenpapier, am Rande mit Roſen bemalt. Die Buchſtaben hingegen waren klobig und ſpießig wie Eiſenhaken. Verſe waren es, Verſe! und ſie lauteten:

„Es grüßt Dich herzhaft Joſef, Dein Geliebter!
Denn wiſſe nur, ich liebe Dich ſo ſehr.
Ich bin betrübt und werde noch betrübter,
Da ich von Dir ſeit geſtern nichts mehr hör'.
Des Morgens, wenn ich wache auf vom Schlummer,
Da denke ich, wo wird die Süße ſein!
Den ganzen Tag erfüllt mich banger Kummer,
Ob die Geliebte wohl gedenket mein.
Und abends, wenn ich geh in meine Kammer,
Da denk' ich immer, immer nur an Dich,
Einſam und allein bin ich, o Jammer!
Ich liebe Dich, ich liebe Dich ganz inniglich!"

In ſolcher Herrlichkeit ging es fort vier Seiten lang. Die Kibitzin war ſtarr! — Dieſes Liebesgewoiſel! — Nein, gefoppt war ſie worden, das konnte nicht vom Schmied kommen. Die Schrift

verglich ſie mit der Schmiederechnung über beſchlagene Räder, die ſie erſt kürzlich erhalten hatte. Sie war's doch! — Aus Liebe winſeln, das darf kein Mann. Aber auch nicht ihrer ſpotten! Eins von beiden hat der Abſang gethan. Sie wird ihm den Kopf waſchen, dieſes blöden Spaßes halber. Als ſie ihn bald darauf durch die Gaſſe ſchreiten ſah — ein Bündel Eiſenſtangen trug er auf der Achſel, vorn und hinten federten ſie auf und nieder — blieb er ſchlank aufrecht und die Beine ſchienen ſo elaſtiſch, als berührten ſie den Boden kaum. 's iſt halt doch ein Mann!

An demſelben Tag hatte der ſchwarze Stier wieder Unterrichtsſtunde. Ruhig ließ er ſich in die Furche führen und an den Pflug ſpannen, aber beim erſten Hieb mit der Peitſche ſchoß er wild voran und bohrte den Kopf in die Erde. Nun trat aus den Zuſchauern, die wieder an der Wegplanke ſtanden, der kleine Uhrmacher hervor. Schmal und flink in ſeinem grauen Zwirngewande ſah er beinahe aus wie ein Knabe.

„Jetzt gehet juſt einmal weg," ſagte er zu den Knechten, „ganz weg und laßt mich machen."

Sie lachten und gaben ihm die Peitſche in die Hand.

„Die brauch' ich nicht." Er trat gelaſſen ans Tier und faßte mit der rechten Hand ſein Horn und blickte ihm ins große Auge. Man hätte das zarte Geſicht mit der geraden Naſe in dem pechſchwarzglänzenden Rindsauge ſich gut ſpiegeln ſehen können. Und als er das Tier lange ſo angeſchaut und mit der Hand geſtreichelt hatte, geſtreichelt am Halſe, gekraut zwiſchen den Hörnern, hinter den Ohren, da begann er, mit ſeiner weichen

Stimme leichthin: „Hi! Hi!“ ſagend, Schritt für Schritt der Furche entlang zu gehen — und der Stier trottete behäbig mit. So führte er ihn ein paarmal über das Feld hin und her und dann ſtellte er ſich rückwärts an den Pflug. „Hi!“ ſagte er ruhig, „hi!“ — Der Stier ſchritt allein in der Furche voran, der kleine Uhrmacher leitete an den Hebeln den Pflug, der den Raſen ſchnitt und umlegte.

Die Kibitzin hatte von ihrem Fenſter aus durch den Feldſtecher den Vorgang beobachtet. Anfangs hatte ſie ſchon hinausrufen wollen, man ſolle den Kleinen doch nicht zum wilden Vieh laſſen. Dann war ihr ſein gelaſſenes Weſen aufgefallen und wie dabei auch der Schwarze ruhig ward. Und wie der Burſche das Rind ſo treuherzig anblickte, da fand ſie, daß er mit ſeiner ſtarken Naſe, die von der Stirn herab eine ſchnurgerade Linie bildete, ein ſchöner Menſch ſei. — Und nun ackerte er allein mit dem Stier, den die kräftigen Knechte und der gewaltige Schmied nicht hatten bändigen können.

„Aber Florl!“ rief ſie ihm am Abende zu, als er den Schwarzen vom umgebrochenen Acker in den Stall führte, „wie haſt du denn das angeſtellt?“

„Er hat halt müſſen,“ antwortete der Uhrmacher.

Und nun ſtellte ſich der Schmied auf: das ſei freilich keine Kunſt geweſen jetzt, da das Tier ſchon von ihm gebändigt worden wäre. „Na, Schwarzer, kennſt du mich noch?“

Wohl, er kannte ihn noch, denn als der Schmied den Schwarzen derb bei den Hörnern faſſen wollte, lag er auch ſchon auf dem Streuhaufen. Unter dröhnendem Gebrüll

hatte das Tier einen Sprung gethan, mit dem Hinterbein ausgeſchlagen, da krümmte der Schmied ſich auf dem Reiſig und glaubte es, daß er den Stier nicht gebändigt hatte.

Am nächſten Tage machte die Kibitzin einen Beſuch beim Schmied, um ſich nach dem Verlaufe ſeiner Verletzung zu erkundigen. Er lag im Bette und rauchte die Pfeife. Ein verrenktes Bein, weiter nichts. Sie fand in der Stube Unordnung und räumte ein wenig auf. Sie unterſuchte die Kleider, da fehlten Knöpfe; das fand ſie erklärlich; wie ſollte dem Recken zugemutet werden, ſich die Knöpfe ſelbſt einzuheften! Dann aber erſt die Wäſche! Gott, wie nötig dieſer Menſch ein Weib braucht! — „Was iſt denn d a s?“ Im Nachtkäſtchen hatte ſie ein kleines zartes Ding gefunden — aus Gaze und mit Bändchen. „Was iſt denn d a s, Abſang?“

„Ah, nichts weiter. Nur zufällig ſo. Liegt ſchon lang ſo herum, weiß gar nicht woher.“

„Aber es muß zu was ſein. Ich will es wiſſen.“

Na, da hat er ihrs geſagt. Eine Schnurrbartbinde war es.

„Eine Schnurrbartbinde?! Bei der Nacht umbinden? Daß er bergan wächſt? Daß er ſich aufrichtet? Daß er nicht hängend wird? Ah, das gefällt mir!“ Einen grellen Lacher that ſie.

Es war beinahe das letzte Wort geweſen, das ſie zu ihm geſprochen. Raſch hatte ſie ihr Tuch über die Achſeln gelegt, den Sammethut aufgeſetzt und ums Kinn gebunden. Haſtig, faſt ſchreckig that ſie es, als ob's im Haus brennte. — Eine Schnurrbartbinde hat der!

— da hat ſie gerade genug. Heiliger Valentin, wie man ſich an den Männern täuſchen kann. Glaubt man ihrem Ausſehen nach, es wären Männer. Und ſind Gecken. Schlagen und woiſeln kann er. Und den Bart muß er künſtlich auffriſchen! Nein. Das glaub ich, daß der Schwarze vor ſo einem keinen Reſpekt hat. Ich hätte auch keinen. Keinen Reſpekt vor dem baumſtarken Laffen, und dem kleinen Uhrmacher iſt er willig gefolgt. „Weil er hat müſſen!“ — Dem wollte ich auch müſſen. —

Und jetzt war's der Uhrmacher, der ihr im Kopf umging, ſo ungeniert, als ob er drin daheim wäre, mit ſeiner geraden Naſe. In ihrem Schlafzimmer hatte ſie eine Schwarzwälderin. Sie nahm den eiſernen Gewichtsknollen von der Schnur, da ſchlug das Bendel noch einigemal lautlos hin und her und blieb ſtehen. Schickte die Kibitzin zum Uhrmacher; ſie ließe bitten, es hätte ihre Uhr einen Fehler bekommen.

„Natürlich,“ ſagte er, „weil das Gewicht fehlt!“

„Aber merkwürdig, daß ich das nicht geſehen habe! Ja, biſt ſchon fertig? Haſt's ſo eilig? — Du, was ich ſagen wollte, Florian, ſollten wir zwei beide nicht zuſammenheiraten?“

Er ſchob noch ein wenig an der Uhr, daß ſie richtig hing und ſagte nebenbei: „Zuſammenheiraten? Ich glaube nicht. Es dürfte ein Ehehindernis geben.“

„Menſch! Biſt du einer andern in Pflichten?“

„Einer in Pflichten? Gott ſei Dank, nein.“

„Oder ſtünden wir in Verwandtſchaft miteinander?“

„Von Vaters und Mutters Seite. Von Adam und Eva her.“

Ob ſeiner Schalkheit zupfte ſie ihn am Ohr.

„Du Spitzbub! Was denn für ein Ehehindernis?“

„Mein Willen.“

„Dein Willen? Den ſollſt ja haben.“

„Eben darum heirate ich nicht.“

„Aber Liebſter, mir gefällt ja der Mann, der einen Willen hat.“

„Mir auch. Desweg bleib' ich ledig.“

Nach ſolchem Zweigeſpräch fragte ſie ihn, was er bekomme für den Gang?

„Zwanzig Heller.“

Kurz und gut, die Stolze — dann blieb ſie ohne ſeiner. Aber nicht, weil ſie hat wollen, ſondern „weil ſie hat müſſen!“

Sie hatte ſich das Müſſen anders gedacht.

Null-Annerls Hofstaat.

Das waren zwei Spitzbuben! In gewöhnlicher Zeit nannten sie sich Studenten, in den Ferien Touristen, manchmal auch Künstler. In Wahrheit waren sie, wie gesagt, zwei heillose Spitzbuben.

Heute hockten sie als Touristen auf dem Herde einer Almhütte, aber in einer ungeschickten, verfehlten Weise. Sie waren mit einiger Zuversicht heraufgekommen und als sie im Abenddunkel die „Kasa" fanden, priesen sie das holde Glück. Erst als sie auf den Steinen des niederen Herdes saßen und ein bärtiger Kerl im zerflickten Zwilchgewande dürres Knieholz hinwarf und pfauchend Feuer anblies, merkten die Jungen, daß es nicht eine „weibliche Sennhütte", sondern ein „männlicher" Halterstall war, in die sie geraten.

Der Halter war nicht wenig stolz auf die vornehmen Gäste, die ihrem frommen und gescheiten Aussehen nach wahrscheinlich einmal Bischof oder Minister oder gar Tierarzt werden und sich heute so bescheiden und artig unter sein lückenhaftes Schindeldach begeben hatten. Seine Ochsen, die den ganzen Tag nichts als kurzes, süßes Gras gefressen hatten auf der Alm, und bisweilen einander scherzeshalber mit den Hörnern begaukelt oder freundschaftswegen mit der Zunge beleckt hatten, sie saßen draußen im Stall, widmeten sich behaglich dem

Wiederkauen und legten endlich ihre großen Schädel hin, um zu ſchlafen.

Einer der Studenten behauptete, er hätte noch nie einen ſchlafenden Ochſen geſehen, denn er hätte mögen den Stall durchſpähen, ob außer dieſer ruppigen Mann-Kreatur nicht auch andere menſchliche Weſen in der Anſtalt wären.

„Iſt eh, iſt eh," ſagte der Halter. „Wunderſelten, daß man einen derwiſcht beim ſchlafen. Weil man's halt nit derkennen thut, ſie thun ſitzender ſchlafen." Und fuhr fort zu plaudern, daß die „Vieher" auch träumen und ſelbſt im Traum ſeufzen und reden thäten.

„Reden? Was ſie nicht einmal wachend können?" lachte einer der jungen Herren auf.

„Wer ſagt denn das? Na, das wär ſauber, wenn's Vieh nit reden kunnt! Der Fehler wird wohl an uns ſein, wenn wir nix verſtehen. Aber keine Kunſt iſt's nit. Maah! ſagen ſie und heißen thut's: Hilf mir aus, bin eingeſperrt, bin angejocht. — Muh! ſagen ſie und heißen thut's: Haſt a Schneid? Magſt raufen? — Meeh ſagen ſie, und heißen thut's: Der dumme Knecht frißt und vergißt, daß wir unſer Futter noch nit haben, wo wir den ganzen Tag am Pflug ſind geweſen. — Liääh, Liääh! ſagen ſie, und bedeuten thut's ein Juchezen: Luſtig iſt's auf der Alm! — Wohl, wohl, meine jungen Herrn Erzbiſchöfe, wenn man alleweil Latein lernt, kann man freilich die Ochſenſprache nit verſtehen."

Der eine Student zwickte den andern am Schenkel, aus Freude darüber, hier einen jener Weltweiſen gefunden zu haben, die man in der Landesſprache auch

„Halbpelzer“ nennt, weil ſie zuhalb Menſch und zuhalb — was anderes ſind. Dann machte ihnen auch ſeine Mundart Spaß; der eine trieb Studien darin, die er in volkstümlichen Rollen zu verwerten ſuchte, denn er verlegte ſich zeitweiſe auf die Schauſpielkunſt. Sie hatten ſich eine freie Fahrkarte zu verſchaffen gewußt, um auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege billig im „Volke unterzutauchen“. So waren ſie hier und gefielen ſich in dieſer Hütte. Ganz entſchieden hatten die jungen Herren mehr Intereſſe für Ochſenſprache, als für die des Cicero oder des Homer, die lediglich nur vorhanden wären, lebluſtigen Jünglingen die Jugend zu verpatzen. Komm her, Kamerad oder Kameradin! Hunger hab ich! Trinken möcht ich! Raufen will ich! Luſtig iſt's auf der Welt! — Das iſt alles, was man nötigerweiſe zu ſagen hat. Wozu das viele Geplemper in allen denkbaren Sprachen?

„Menſch iſt Ochs!“ In ſolchen drei Wörtern faßte der eine alle Weisheit zuſammen. Der rotbärtige Halter nickte ernſthaft mit dem Haupte. Über dieſes Haupt war eine ſchwarz-rot-gelb geſtreifte Zipfelmütze gezogen und die Quaſte baumelte an der Achſel herum. Wenn dieſer Menſch nicht den ſehr regellos gekräuſelten Bartwuſt gehabt hätte, ſo wäre er anzuſchauen geweſen, wie der deutſche Michel, der raſiert iſt, ſo gutmütig, ſo ein wenig ſchalkhaft und ein wenig dämlich dabei — ſich willig foppen laſſend und dabei ſelber foppend.

„Na, die draußen, die wären abgefüttert,“ ſagte er und legte ſeine Arme über die breite Bruſt. „Wie werd ich aber die herinnen abfüttern? Wollts eine Milch?“

„Bravo!“

„Ja, bravo heißt's, und ich hab' gar keine. Mittags hab' ich's Neigel abigoſſen. Wollts ein Wildbret?“

„Aber noch beſſer. Her damit!“

„Ja, her damit! Wenn ich keins hab'. Wo ſoll denn unſereins ein Wildbret nehmen? Der Blaſel von der Hinteralm hat im vorigen Sommer einem Fremden Wildbret aufgewartet. Der ißt's und wie er ſatt iſt, ſagt er: So, Blaſel, jetzt pack zuſammen und geh mit mir, ich laß dich einſperren. Ich bin der Jagdherr. — Wenn aber die jungen Herren Mehlnocken haben wollen —“

„Wir mögen alles, wir haben Hunger —“

„— ſo dürfen's nur gleich bis morgen Mittag warten. Es muß erſt 's Mehl kommen, vom Bauern herauf. Die Dirnen bringen's, morgen. — Was? Weinend werden? Aber Kinderln, wir haben ja Brot. Fünf Laibe, pfundſchwere Stritzel. Die ſchieben wir vor's Thürl, wenn die halbverhungerte Seel' ausfahren will.“

Nachher alſo Brot und Waſſer.

„Wenn's die Erzräuber im Kotter dabei aushalten, ſo wird's uns auch nit umbringen,“ tröſtete der Halter, derweilen er mit krummem Schnitzger vom hartgetrockneten Laibe handbreite Brotſchnitten lostrennte. Und der deutſche Michel plauderte luſtig darauf los. Als noch weiter vom Broteſſen die Rede war, ſagte er: „Desweg' iſt der Pfarrer in Hüttmoos ſo kamodt. Für die armen Leut. Die gehen gern bei ihm zur Kommunion. Dem ſeine Hoſtien ſind ſo groß wie die Pflugräder. Das kleckt...“

Da wußten die Studenten nicht, woran ſie waren.

ob ſie vielleicht gar Almoſenbrot vom Pfarrer in Hüttmoos aßen.

„Ja, ja," ſagte der Halter, „wenn die Herren einmal Fürſtbiſchöfe ſind, ſollten ſie das allgemein einführen. Wenn's große Brotſtritzel giebt dabei, nachher werden ſie ſchon wieder zum Glauben kommen, die Leut'. — Alſo, nachher merkts euch das." Mit dem Finger ſchnalzend, drällerte er:

„Nur recht broteſſen, Buabn!
Hot mei Voder gern g'ſogt.
Ihrer neun hot er g'hoot,
Weil er brotgeſſen hot."

Das wollte ſich einer aufſchreiben, aber der Michel: „Nix da! Liedel thut man ſingen und nit kratzen. — Und jetzt — luget her, Prinzen, und paßt auf."

Vom Holzgeſtell nahm er eine Sauerbrunnflaſche herab und ſchüttelte ſie, daß es drinnen nur ſo ſchwuppen that.

„Schnaps?"

Er ſpreitzte die grauen Äuglein auf, zog das Geſicht in die Länge und den Mund ſo, daß er auf und ab war —

Schnaps!

Jetzt huben gute Zeiten an. Nachdem der Michel das „Stamperl" halb vollgeſchenkt hatte, hielt er inne und ſprach: „Mit, oder ohne?" Dabei einen Blick auf den Waſſerkrug.

„Ohne!" riefen die Studenten.

Da füllte er das Gläschen mit Schnaps voll. Doch ſchon der erſte Schluck verkutzte den einen ſo arg, daß er

den Waſſerkrug an ſich riß und aus demſelben in die Gurgel goß, um den ſtickenden Brand zu löſchen.

„Fenſterſchwitz iſt's keiner, gelt?“ Der ganze Branntweinſtolz des Almers lag in dieſer Frage.

Mit Vorſicht und Beſtändigkeit tranken ſie nun Schnaps. Und der machte in dem einen Studenten ſachte die Künſtlerſeele ſproſſen. Er war ja Mime, obſchon er's nicht nötig hatte. Wer Geld hat, der braucht nicht Komödie zu ſpielen. Mit beſonderer Hingabe betrachtete er den Almer. Er hatte vor, in der nächſten Saiſon bei einem Liebhabertheater den Null-Anerl zu ſpielen und dafür ſtach ihm jetzt das zerflickte Gewand des Halters in die Augen.

„Was koſtet ſo ein Anzug?“ fragte er und zupfte am Jackenärmling einen Flicken los.

„Der koſtet 's flicken und 's zerreißen — und wieder 's flicken,“ lautete der Beſcheid.

„Wollt ihr mir ihn verkaufen?“

„Wer? Ich? Ich meine Hoſen verkaufen?“

„Ich thäte ſo was brauchen.“

„Und ich thät ſo was brauchen,“ ſagte der Halter, den braunen Tuchrock des Studenten ſo derb anfaſſend, daß der d'rin Steckende ins Wackeln kam. „Willſt tauſchen, junger Miniſter?“

„Das nicht!“ lachte der Student, „aber — wenn ſie um Geld zu haben iſt, euere äußere Haut?“

„Um Geld iſt alles zu haben,“ gab der deutſche Michel mit aller Ruhe zur Antwort.

„Was wollt ihr dafür haben?“

„Für's Klüftl da, für's luſtige? Kein paar Ochſen

wird's nit koſten. Habts 'leicht einen Krautgarten? Weil ihr einen Haſenſchrecker brauchts. Gehts, gehts, foppen thut's mich!"

„Spaß und Ernſt, was koſtet dieſes Gewand?" Der Student konnte ſein Auge kaum wenden von den kümmerlich zuſammengenadelten Zwilchfetzen; die Säume waren ausgefaſert, die Flicken ſchienen ſtellenweiſe zwei- und dreifach zu ſein, ſo wulſtig fühlten ſie ſich an. Ein zerſchliſſenes Korbband diente als Gürtel, um die Herrlichkeit am Leibe feſtzuhalten. Die Taſchen waren aufgebaucht: Ein unbeſchreibliches Schnupftuch, ein Beutel mit Kautabak, ein Packel mit Viehſalz, eine Roſenkranzſchnur, ein Taſchenveitel, ein Lederbeutelchen mit etlichen Nickelmünzen.

„Das iſt alles mein!" ſagte der Halter mit gutgeſpieltem Stolz.

„Und ſonſt habt ihr nichts?"

„Was ſoll ich denn noch haben?"

„Kein anderes Kleid?"

„Zu was denn? Iſt eh das noch gut. — Aber meine Herren Prälaten, ich denk', wir gehen in's Bett."

„Betten habt ihr?" fragten die Studenten begierig.

„Allerhand. Im Stall gleich neben meiner iſt die Mooſsſtreu. Hinter den Ochſen iſt Stroh. Unterm Dach iſt Heu." Und er drällerte wieder:

„Auf'm Heu is 's guat liegn,
Wer recht müad is und mot,
Und wer nit müad war und mot,
Der giftad ſih z' todt."

Sie wählten das Heu im Dachraum; giften wollten ſie ſich heimlich, der Halter ſchien es doch zu ahnen, denn er ſchlug an: „Bitter, bitter! — In die unrecht' Hütt'n!“ und begann gröhlend zu ſingen:

„Habns die Herrn holt bitter troffn,
Sein in d' unrecht Hüttn geſchloffn.
Gſtott der Dirn an olter Krocha.
Ha, do muaß ih locha!“

Derlei Bosheiten waren nicht geeignet, die flatterigen Studentenſeelen zur Ruhe kommen zu laſſen. Scheinbar lagen ſie im Heu und ſchliefen ſofort ein. Aber durch die Fugen des Bretterbodens gucken ſie hinab in den Stall, wo der Halter bei einem Kerzenſtümchen das Gewand auszog und ſorgfältig daneben auf den Streuhaufen legte. Nur mit einem groben Rupfenhemd angethan, ließ er ſich unter einem Seufzer auf ſein Lager nieder und ſtrampelte mit Armen und Beinen das Moos auf, daß es in Fetzen flog und als Bettdecke niederfiel. Damit war er zweifach zugedeckt: „So! Gute Nacht, Öchſerln. Schlafen!“

Denen oben im Heu war nicht um's Schlafen. Die Sommernacht war ſo lind. Durch die Dachſpalten. — „Du,“ flüſterte der eine zum andern, „mach den Mund auf. Da fließt die Milch des Mondes herein.“

„So, ſo, deine Amme iſt da!“ ſpottete der andere und ließen ſich beide den Mond in das Geſicht ſcheinen. Von draußen her vernahmen ſie das leiſe Rieſeln des Grillengezirpes. Da fiel es ihnen ein, ſie wollten hinausgehen in die ſchöne Nacht. Und über die Almen hin. Vielleicht fänden ſich andere Hütten, beſſere Betten.

Ach, wenn ein junger Menſch nicht ſchlafen kann, da wird's allemal bedenklich.

„Feodor," liſpelte der eine. „Biſt du aufgelegt, daß wir heute was anſtellen?"

„Soeben wollte ich mir dieſelbe Frage erlauben. Höchſtens eine halbe Stunde, weiter können ſie nicht entfernt ſein, die Schallerhütten."

„Wiſſe, Feodor, die Schallerhütten fechten mich gar nicht an. Null-Anerls Hofſtaat liegt mir im Sinn. Komm, ich kaufe dem Halter die Kleider ab. Während er ſchläft. Um's Geld iſt alles feil, er ſagt es ja ſelber. Fünf Gulden — meinſt du, daß es genug iſt?"

„Für fünf Gulden kauft man ſich heutzutage keinen Anzug, mein Lieber. Nicht einmal einen neuen, geſchweige einen ſo komplizierten."

„Komm!"

Vorſichtig kletterten ſie die Leiter hinab. Die himmliſche Amme goß auch unten ſtellenweiſe ſo viel Milch, daß der Anzug auf dem Streuhaufen leicht zu finden war. Haſtig raffte der eine ihn zuſammen, raidelte ihn mit dem Korbband zu einem Bündel, ſteckte zwei Geldſcheine an den Deckel der Stalllaterne, die an der Wand hing, dann huſchte er mit ſeiner Beute aus dem Stalle, deſſen Thor halb offen ſtand. Draußen ſuchten ſie ihre Stecken, die ſie geſtern an die Hüttenwand gelehnt hatten. Der eine den ſeinen durch 's Korbband und das Bündel auf den Rücken. Und eilig davon.

Herzlich vergnügt über den Schelmenſtreich ſtrichen ſie auf den mondbeſchienenen Almen dahin, von Kuppe zu Kuppe erwarteten ſie, eine Sennhütte zu finden. Dort

in der Mulde leuchtete es, wie ein ſchimmerndes Bretterdach, aber als ſie nahe kamen, war's eine Steinplatte. Frohlaunig letzten ſie ſich an der Vorſtellung, was der Halter meinen wird, wenn er des Morgens aufſteht und an der Laterne die zwei Fünfguldenſcheine findet. — Na, woher denn? Wie kommt denn dieſe Million Geld daher? Gar von dem jungen Miniſter? Nobel! — Und wie er ſich überziehen will, iſt's Gewand nicht da! Der Donner noch einmal! Wohin hab' ich denn meine Hoſen verwirtſchaftet, geſtern auf dem Abend? Und das Jöppel! Und — aber Saububen! Die Studentenbuben ſtecken dahinter. — Er ſchaut zum Dachboden hinauf. Nichts. Er ſteigt hinauf. Nichts, als die leeren Gruben im Heu. — Und haben es ſich die jungen Herren auf ihrer nächtlichen Wander weiter ausgemalt, wie er ſeine blaue Bettdecke, aus der ſchon um und um das Werg herausſchaut, über ſich ſchlägt und rings um die Hütte läuft. Die Sonne iſt da, dort über die Matten ſteigen Weibsbilder herauf mit Mehl und Schmalz und Speck. Wo ſind die Hoſen, die verdammten Hoſen! — Aber Lapperl, ums Geld iſt ja alles feil! So kaufe dir doch ein neues Klüftel.

Großartig kamen ſie ſich vor, die jungen Herren, daß ſie dieſem geldſüchtigen Naturmenſchen ſo philoſophiſch zu verſtehen gaben, wie der Millionär in der Wüſte verhungern und erfrieren muß. Ja, ja, ums Geld iſt alles feil. Jetzt kannſt du dir deine Fünfguldenſcheine umbinden, einen vorn und einen hinten! —

„Sei ſo liebenswürdig, Feodor, und nimm mir einmal das Bündel ab. Mir thut die Achſel weh."

„Und mir thun die Beine weh. Meiner Seel, wenn auf dieſer dummen Alm nicht bald eine Hütte daſteht, ſo falle ich um und bleibe liegen, wie ein — ich weiß nicht was.“ Denn er konnte gar nichts mehr denken.

Es mußte keine Sennhütte mehr ſein, es thats auch eine andere. Wenn's überhaupt nur ein Dach wäre, oder wenigſtens ein trockener Boden zum Schlafen. Denn das Gras war ſo naß, daß es ſchon feucht durch die Stiefletten ging. Na, da war's hohe Zeit, daß ſie zum Heuſchoppen kamen, der an eine Schirmfichte hingeſunken war. Heu war keins drinnen, ſie ſtellten ſich zufrieden mit dem ſchiefeckigen Bretterdach, das auf Pfeilern geſtützt über ihnen ſchwebte. Zwiſchen zwei Baumwurzeln legten ſie ſich in die Höhlung und lehnten ihre Kreuzköpfeln aneinander, ſo arm wie Zwillinge im Mutterleib. Der Feodor meinte, man könne doch das Kleiderbündel als Kopfkiſſen verwenden. Der Milan ſchlotterte mit den Zähnen und ſagte, er wolle lieber das Haltergewand über ſein eigenes anziehen. — Gethan hat er's und war jetzt ein wirklicher Null-Anerl bei ſeiner Hilfloſigkeit mitten im Gebirge. Je näher es dem Morgen ging, je kälter wurde die Luft. Die beiden Jungen ſchmiegten ſich geradezu heftig aneinander, einmal lachten ſie, dann fluchten ſie und gedachten des guten Heulagers in der Halterhütte. Die ſchönſte Mondnacht wird mit der Zeit langweilig.

Als der Feodor doch ein bischen einſchlummern wollte, gab der andere keine Ruhe. Er wetzte ſich hin und her, er rieb ſich an der Baumwurzel.

„Was haſt dich nur allweil zu winden, du altes Krokodil!“ rief der Feodor unmutig aus.

„Ich weiß nicht," ſagte der Milan kleinlaut. „Beißen thut's!"

So früh waren die jungen Herren noch ſelten aufgeſtanden, als an dem ſelbigen Morgen. Aber den Null-Anerl-Hofſtaat auszuziehen konnte der befliſſene Mime ſich doch erſt entſchließen, als die große, liebe Sonne aufgegangen war. In der übernächtigen, fröſtelnden Stimmung entſchloſſen ſie ſich, ins Thal hinabzugehen zur Eiſenbahnſtation Birſing, und nach Hauſe zu fahren mit ihren guten Certifikaten. Aber im Thale mußte der Feodor erſt zum Dorfkrämer gehen und zwei Meter Segeltuch kaufen, um den Null-Anerl einzuſchlagen, damit ſie anſtändigerweiſe mit ihm reiſen konnten. Man ſollte auf Gebirgstouren doch immer einen recht großen Rucksack mitnehmen. Bei einem guten Mittageſſen, das nach einer ſo erfolgreichen Alpentour der Milan beſtritt, war der arme entblößte Halter Gegenſtand des Scherzes. — Der wird geſcholten haben! Wie ein Waldbruder mit der Kutte wird er Umherſteigen in ſeiner Bettdecke, unter den Almerinnen. Und wenn ihm eine vom Krämer um's gute Geld einen nagelneuen Anzug bringt, da wird er lachen über die lieben, luſtigen zwei Spitzbuben! Gott, was wäre das Studentenleben, wenn man keine Streiche machen wollte!

Auf dem Bahnhofe wartete der Feodor bei dem Bündel, während der Milan ſich zur Kaſſa drängte, um die Fahrſcheine abſtempeln zu laſſen. Unverrichteter Sache kam dieſer vom Schalter zurück: „Feodor, haſt du die Certifikate?"

Nein, die hätte er nicht.

„Na, dann habe ich ſie verwurſtelt.“

„Erſchrecke mich nicht, Milan!“

„Auf Ehre, ich habe die Certifikate nicht!“

„Mach keine faulen Witze.“

„Wenn ich ſag': Auf Ehre!“

„Na, Servas, dann können wir uns per Schub transportieren laſſen.“

„Darauf kommt's nicht an. Ich habe noch Geld gefunden und werde alſo die Fahrt bezahlen.“

Wenige Minuten ſpäter ſtiegen ſie ins Coupee, der Milan warf ſein Bündel mit dem Segeltuchüberzug unter die Bank, ließ ſich ſelbſt in die Kiſſen hineinſinken und hauchte in unſagbarer Behaglichkeit: „Aaah!“ Wie das wohlthut nach langer Fußwanderung! Es iſt ja recht ſchön in der lieben Natur draußen, aber im Coupee zweiter Klaſſe iſt es noch beſſer. Warum fährt der Zug nicht ab? — Der Schaffner kommt die Karten zu zwicken und erhält vom Milan ein kleines Trinkgeld: „Nicht wahr, Sie laſſen uns allein, wenn's möglich iſt!“ Ein leichtes Kopfnicken des Schaffners ſichert ihnen eine behagliche Fahrt. Der Zugsführer ſtößt ins Horn, Abfahrt! Da ſchlägt ein aus dem Bahnhof eilender Beamter mit dem Arm ein Rad. Anshalten!

Drei Männer, wovon einer ein gelbbeſäumtes Schilderkäppchen auf dem Kopf und einen Säbel an der Seite hat, wechſeln ein paar Worte mit dem Schaffner und werden zum Coupee unſerer jungen Touriſten geführte. „Verdammt, wir bekommen Geſellſchaft!“ brummt der Feodor. Die Thür fliegt auf, der mit dem

Säbel grüßt flüchtig. „Entſchuldigen, meine Herren, ich bitte um Ihre Namen!“

„Unſere Namen?“ begehrt der Milan auf. „Mein Herr, die gehen Sie nichts an.“

„Sie heißen wohl Feodor Stratiſch und Milan Rix?“ ſagte der Beſäbelte und las die Namen von zwei grauen Papierſtückchen ab, die er in der Hand hielt.

„Ah!“ riefen die Studenten zugleich aus, „Sie haben unſere Certificate gefunden! Na, das iſt ſchön. Wohl noch Zeit, zur Kaſſa zu laufen, ſie abſtempeln zu laſſen und das Geld zurückzuerhalten?“

„Was haben Sie dort unter der Bank für ein Paket?“ fragte jener ſcharf. „Im Namen des Geſetzes ſind Sie verhaftet! Beide.“

Sie ſprangen auf: „Verhaftet? Wir? Wieſo? Warum?“

„Das werden Sie ſchon wiſſen. Sie ſind wohl jene ſauberen Touriſten, die auf der Pöckelalm dem Ochſenhirten die Kleider entwendet haben?“

„Ah, ja ſo!“ lachte der Milan, „die ſind wir ſchon. Aber nicht entwendet, mein Lieber! Er hat es ja geſagt, daß die Kleider für Geld feil wären und ich habe ihm dafür zwei Fünfguldenſcheine an die Laterne geſteckt. Er hat ſie doch gefunden?“

„Davon wird ſpäter die Rede ſein,“ ſagte der Gerichtsdiener. „Kommen Sie jetzt nur ruhig mit und vermeiden Sie im eigenen Intereſſe alles Aufſehen.“

Aus allen Coupeefenſtern reckten die Leute ihre Köpfe, als es hieß: Eine Verhaftung! Die armen Jungen wurden aus ihrem Gelaſſe gezerrt und der Milan mußte

das Bündel ſchleppen, in welchem ſein redlich erworbenes Null-Anerl-Koſtüm war.

Wie redlich dieſes erworben worden, das zeigte ſich bald in der Gemeindeſtube zu Bieſing. Der Almhalter hatte bei ſeinem Aufwachen die Kleider vermißt, an der Laterne aber durchaus keine Fünfguldenſcheine gefunden, ſondern zwei beſchriebene Papierzetteln. Ein Nachbarshalter, der ſich auf ſein lautes Rufen und Blaſen mit der Schwögelpfeife eingefunden, hatte ſofort das Nötige veranlaßt. Und bei dem Gemeinderichter hatte es ſich herausgeſtellt, daß die hinterlaſſenen Papierzetteln zwei Eiſenbahn-Certifikate waren, lautend auf die Namen Feodor Stratiſch und Milan Rix.

Na, ſo ſaßen die jungen Herren nun als wohlbeſtallte Diebe im Kotter, bis der Dorfvorſteher, der auf dem Felde war, ſeinen Hafer in Schöbern hatte. Da konnten ſie einmal nachdenken über den verhängnisvollen Mißgriff, den der Käufer in der Berghütte gemacht. Dann, als der Vorſteher Zeit hatte, begann das Gericht. Ein Ausgleich kam zuſtande, nach welchem der Milan mit Vergnügen ſeine zwei echten Noten leiſtete. Mit dem Nachtzuge fuhren ſie in ihre Stadt, wo der Mime ſich für die nächſte Dilettanten-Aufführung des „Nullerl" rüſtete. Er hofft mit dem naturaliſtiſchen Hofſtaat des Null-Anerl einen großen Erfolg zu erringen.

Was bei Erwerbung dieſes Hofſtaates paſſiert iſt, das brauchen die Zuſchauer nicht zu wiſſen.

Die Komödie des Todes.

I.

Der Ferge Meinhardt kauerte am Ufer des Fluſſes und lehnte ſich an den Block, an welchen der Kahn gebunden war. Er ſtützte den Ellbogen aufs Knie und den Kopf auf die Hand. Sein gebräuntes noch jugendliches Geſicht hatte einen Zug finſteren Grames. Er ſchaute hinaus in die abendliche Gegend. Vor ihm der breite Fluß, auf welchem die grauen Wäſſer des Hochgebirges raſch und lautlos dahinwogten. Diesſeits grünes Hügelgelände mit Landhäuſern und Obſtgärten; jenſeits die ſteilen, ſchluchtigen Berghänge mit den dunklen Fichtenwäldern. Hinter den Bergen war die Sonne vergangen und hatte einen brennenden Goldgrundhimmel zurückgelaſſen. Wozu? — Die ſchöne Natur iſt nichts, wenn der Menſch ein banges Herz hat. Der Ferge ſah nicht die liebliche Landſchaft, er ſah nur ſein inneres Elend. Unglückliche Liebe — zu ſeiner Frau! Seit drei Jahren mit der drallen, ſchneidigen Frau Joſefa verheiratet, hatte ſie in Zank und Streit alles verwüſtet, was einſt ſo taufriſch und heilig aufgewachſen war in ihren Herzen. Die ſüße, die innige Neigung zu einander war dahin, die Eiferſucht war

geblieben. Frau Joſefa hielt ihm vor, daß er, wenn ein junges Weib auf dem Kahne ſei, langſamere Fahrt mache über den Fluß als ſonſt, was ja gar nicht möglich war, weil das Fahrzeug, das vermittelſt Tau und Rädchen an dem querübergeſpannten Strange lief, vom Waſſer ſelbſt getrieben wurde. Da kann der Ferge mit dem Ruder nicht viel dazuthun. Aber ſie mußte wohl eine Entſchuldigung brauchen für ihre eigene Aufführung! Der Zottel! Dieſer Stadtzottel! Der ſchwarze Kohlenſchreiber vom Eiſenwerk! — Dort oben...

Meinhardt lauerte durch das Buſchwerk. — Dort auf dem Fußſteig ſchleicht er ja wieder. Jetzt deckt ihn das lange Korn, ſo daß nur der Hut ſichtbar iſt — wie ein Rabe über den Ähren. Meinhardt hatte ſein Weib heute wieder zur Rede geſtellt, was ſie ſo viel mit dem Kohlenſchreiber zu ſchwatzen habe? Warum ſie aus dem Hauſe trete, ſo oft er vorüberging? Das hatte er ſie gefragt. Und ſie gab lachend zur Antwort: „Damit er nicht ins Haus zu treten braucht." Sie wolle es ſich aber nicht vorſchreiben laſſen, mit wem ſie plaudern dürfe und mit wem nicht! — Es käme darauf an, *was* geplaudert würde! Darauf ſeine Gegenrede. Und ſie: „Na, ſtreiten thun wir nicht, der Schreiber und ich, das kannſt glauben." So lockte ein böſes Wort das andere hervor, anfangs hämiſch, dann zornig, endlich wütend, bis er ihr die wildeſten Schimpfworte, die ſchwerſten Flüche ins Geſicht ſchleuderte und wie raſend davonlief. Da ſaß er nun in friedlicher Abendſtunde am wogenden Waſſer und überdachte alles wieder. Tief ſchmerzten ihn die biſſigen Bemerkungen, die ſie ihm

zugeworfen, noch tiefer aber die kieſelharten Worte, die er ihr an den Kopf geſchleudert hatte. Als nun der Kohlenſchreiber dort oben vorbeigehuſcht war, wohl die Richtung her, wo am Raine das Haus des Meinhardt ſtand, da kam der Ferge neuerdings in Aufruhr. Der Kohlenſchreiber Franz Graſſing war noch nicht lange in der Gegend, hatte aber ſchon ſeinen Ruf. Einen doppelten. Die wunderlichen Kleider waren zuerſt aufgefallen, in denen der aus der Stadt zugereiſte Beamte umherging. Er trug ſich immer ſchwarz, hatte an den Sonntagen ſogar den hohen Seidenhut auf dem Kopf, und wenn er ihn bei höflichem Gruße abzog, ſah man, wie fein ſein dunkles Haar geölt, wie reizend es gekräuſelt war. Sein ebenſo ſorgfältig gewundenes Schnurrbärtchen ſoll ſehr zart und weich geweſen ſein, wußte mehr als ein Weibsbild zu ſagen. Übrigens kannte man ſich an dem Kohlenſchreiber nicht recht aus. Wenn er nüchtern war, that er überaus ernſt und redete mit Männern unheimlich wenig; wenn er Wein getrunken hatte, ſchwatzte er manchmal arg viel und krauſes Zeug. Da legte er gerne aus, wie verliebt er ſei und wie unmöglich die Weiber ihm widerſtehen könnten. Dann geſchah es auch, daß er betrübt und klagend wurde, weil er die eine, die er meine, immer noch nicht herum hätte, und plötzlich wurde er zornig und ſchrie gewaltig in die Wirtsſtube hinein, daß noch ein Unglück geſchehen werde! — Die Leute machten ſich über den eitlen, überſpannten Menſchen luſtig, aber nicht alle. — Eben heute mittags hatten der Meinhardt und ſein Weib des Kohlenſchreibers wegen ge-

ſtritten. Von einem ſolchen Zorn im Wirtshaus war die Rede geweſen, da hatte die Joſeſa geſagt: „Wenn er ein heißes Herz hat! Gut für den, der eins hat. Der, wenn er die Rechte findet, iſt noch auf gleich zu bringen. Die Dummheiten müßte man ihm freilich abgewöhnen!“

„Na, Reſpekt!“ hatte hierauf ihr Mann bemerkt, „du kannſt den Leuten die Dummheit abgewöhnen!“

„Verkehr' die Red' nicht!“ hatte ſie ſcharf zurückgerufen, „ich hab' nicht geſagt, die Dummheit, ich hab' geſagt, die Dummheiten. Die Dummheit kann man niemand abgewöhnen. Die Dummheiten hat ſchon oft einer ſein laſſen, wenn das rechte Weib dazugekommen iſt!“

„Wollteſt es nicht du probieren?“ hatte er giftig entgegnet.

„Wenn ich nicht mehr Glück hätte als bei dir!“ darauf ſie.

So hatten ſie ſich wieder einmal hineingeredet in allen wüſten Herzensgrimm. Des Kohlenſchreibers wegen!

Und dieſem Menſchen eilte Frau Joſeſa aus dem Hauſe entgegen, wenn er vorüberging! Beim Brunnen ſtanden ſie gerne und plauderten, er ſehr artig, ſie ſehr ſchneidig, aber doch ſo voller Munterkeit und Gütigkeit, wie ſie zu ihm — dem Ehemann — faſt nie mehr war. An den Gauch verſchwendete ſie all ihre Liebenswürdigkeit, ſo daß für ihn, den Meinhardt, wenn er

von ſeinem harten Tagwerke heimkam, nichts übrig blieb als Zank und Hader.

Von Marienthal her klang das Glöcklein zum Ave Maria. Der Ferge zog nicht den Hut vom Haupt, er war zu verbittert, um jetzt beten zu können. Das Gebet wollte er ſich nicht vergiften. Aber heimgehen wollte er jetzt und ihr einmal gehörig den Standpunkt klar machen, der ihr dem Gatten, dem Ernährer und Beſchützer, dem Wahrer der Ehre des Hauſes gegenüber gebührte. Und wenn es Trümmer giebt, heute iſt ihm alles eins!

Noch unterſuchte er das Seil, ob der Kahn wohl geſichert wäre, da ſchrillte vom jenſeitigen Ufer herüber ein Pfiff. Dort ſtand ein Mann in fahlfarbiger Kleidung, die ſich vom Erdboden kaum abhob. Er legte ſeine hohlen Hände an den Mund und rief wie durch ein Sprachrohr: „Hol' über!"

Der Ferge legte die hohle Fauſt ans Auge, die war ſein Fernrohr, durch das er den Blick zu ſchärfen pflegte. Er erkannte ſofort den Mann und ſchrie hinüber: „Heut' wird nicht mehr gefahren. Es hat acht geſchlagen!"

„Was es geſchlagen hat, wirſt du ſpäter hören. Hol' nur über!" So der andere.

„Bleib' drüben, alter Lump!" rief der Ferge.

Und der andere: „Aber ſchau, Brudersmenſch, Lumpen können unmöglich herüben bleiben, da im Wald giebt's kein Wirtshaus!"

„Kannſt ſo wieder den Fahrgroſchen nicht zahlen!"

„Hol' über!" rief der andere.

Da dachte der Meinhardt: Was soll der arme Teufel denn machen drüben im Walde! Hakte den Kahn los, der glitt über die Wellen hinaus und das Nädchen rasselte am Eisenstrange dahin.

Und drüben stand er, in seinem zerschlissenen Anzug, auf dem Kopfe eine alte Zipfelmütze, die einmal bunt gewesen war. Auf schlankem, strickaderigem Halse ein eingetrocknetes Gesicht, ein bartloses und ein zeitloses, denn man wußte nicht, ob es jung oder alt war. Zwischen den sehr engestehenden listigen Äuglein ragte eine scharfe, geierschnabelähnliche Nase. So stand er da mit verschränkten Armen und gackerte. Denn so war sein Lachen, als er das Fahrzeug mit dem Fährmann herangleiten sah. Bevor dieser noch gelandet, sprang er vom Ufer flink hinein, dem Meinhardt um den Hals fallend, so daß beide wankten und dem Sturze nahe waren.

„Wie?" lachte er dann dem Fergen ins Gesicht. „Bist du denn nicht glückselig, daß du deinen Klacherl wieder hast, den alten Busenfreund, für den du immer betest, daß ihn der Teufel holen soll? Mußt ein großer Sünder sein, weil dein Gebet noch nicht erhört worden ist!"

„Willst hinüber? Dann laß das Frozeln."

Der Klacherl ließ es aber nicht. Als sie mitten auf dem reißenden Flusse waren und bei jedem Wellenstoß das Tau wie eine Saite dröhnte, sagte er dem Meinhardt gar süßlich unters Gesicht hinein: „Wenn der Strick reißt, holt er — derjenige! — uns allzwei

beide miteinand? Und für dich ist er am Ende gar nicht einmal angegangen worden!"

„Mir wär's schon bald einerlei," brummte der Ferge und stieß das Ruder so heftig ins Wasser, daß der Kahn einen Ruck that und der Klacherl sich noch mit Mühe am Bord festhalten konnte, um nicht überzukippen.

„Man soll ihn nicht an die Wand malen!" lachte er gixend.

Als sie am andern Ufer waren, blieb der Klacherl hocken auf seinem Brett.

„Na, wird's?" sagte der Ferge und bedeutete seinem Passagier, auszusteigen.

Der andere blieb noch immer sitzen, fuhr mit den dürren Händen in seinen Taschen umher — er hatte sie nicht an Stellen, wo andere sie haben — und fing an, leise zu singen: „Kleingeld hab' ich keins im Sack..."

„Das weiß ich. Schau, daß du weiterkommst!"

„Wenn du mir wechseln wollteſt?" sagte der Klacherl und zog aus dem Lappen eine Banknote hervor.

Der Meinhardt erschrak fast. Ein Fünfziggulden-schein war's. Dann fragte er — und die Stimme gab keinen Klang: „Woher hast du den?"

Nun rückte der Klacherl sich auf dem Brette zurecht, als hätte er die Absicht, noch lange in diesem Nachen sitzen zu bleiben; dann hielt er mit beiden Händen das Papier auf, als sei es ein Bild, das man betrachten müsse.

„Woher haſt du es?“ fragte der Ferge ſchärfer.

„Das da? Den da? Denke dir, ſchöner Waſſermann, dieſen kaiſer-königlichen Reiſepaß — weißt du, den hab' ich von — von —. Na, alter Freund, ich will dich doch lieber anlügen!“

„Das kann ich mir denken, mit der Wahrheit biſt du nie verheiratet geweſen!“

„Das ſchon. Einmal ſchon. Hab' mich aber ſcheiden laſſen. 's iſt halt ſo, die Wahrheit glaubt man unſereinem nicht — alsdann greift man nach und nach zu 'was anderm. — Den da? Wo ich ihn her hab'? Lachen muß ich. Probieren wir's einmal. Jetzt ſchau, Meinhardt, heut' haſt du mich herübergeholt. Dieſen Fünfziger aber hat mir einer geſchickt, dafür, daß ich dich hinüberholen ſoll.“

„Geſchwätz, dummes!“ knurrte der Ferge.

„Alſo, das glaubſt du mir nicht. Na, ſo wird mir das Trumm Geld halt wer geſchenkt haben!“

„Wahrſcheinlich!“ lachte der Meinhardt auf.

„Oder ich hab's gefunden?“

„Sicherlich! Bevor es einer verloren hat!“

„Alſo auch das nicht. Nachher weiß ich nicht, was wir machen. Kann's denn nicht auch einmal etwas ganz Unglaubliches geben? Kann ich mir das Geld nicht verdient haben?“

Der Ferge ſprang von ſeinem Sitze auf vor Entrüſtung, daß der Vagabund ihm eine ſolche Mär zu glauben zumutete. Der Klacherl zog ihn wieder aufs Brett. „Mein lieber Freund,“ ſagte er, „der Spaß hat immer einmal eine Kehrsumſeite, ſo wie die kleine

Klumſerkathel, du kennſt ſie eh, die ſchaut von hinten aus wie ein junges Dirndl und von vorne wie ein altes Weib. Du wirſt hölliſch große Augen machen, Kamerad, vor dem alten Weib, das bei meinem Spaß auf der Kehrsumſeite dran iſt. Es wird zwar ſchon finſter, aber mir zwei müſſen heut' noch lang' miteinander reden. Haſt Zeit? Verſäumſt zu Haus?"

„Oh nein," antwortete der Ferge zerſtreut. Es that faſt wohl, daß der Schwätzer ihm die bitteren Empfindungen einlullte.

„Alſo Meinhardt," fuhr der Klacherl fort, „ich hab' dich angelogen und du haſt nichts geglaubt. Das iſt ganz in Ordnung. Fürs erſte: ich hab' mein Lebtag viel probiert, aber verdient hab' ich mir noch wenig. Beim Wegſchuttführen bin ich krank worden, beim Bauarbeiten bin ich durchgegangen, beim Erzgraben hat mich der Aufſeher verjagt. Das war mein Glück, ſonſt hätt' ich mich noch weiß Gott wie lang' ſchinden müſſen bei der dummen Arbeit. — Fürs zweite: ich bettle alle Leut' an; immer einmal giebt's einen Kreuzer, immer einmal ein Stückel Brot, immer einmal eine Auszeichnung mit dem Stiefelabſatz, aber ſo ein Pflaſter, wie das da, hat mir noch keiner geſchenkt. — Fürs dritte: ſuchen thu' ich immerfort, hab' mein Glück ſchon überall geſucht. Die Straßen ſind mit Schotter und Dreck gepflaſtert, aber nicht mit Banknoten. So ein Plaſter, ſagt der Wegmacher, thäten die Handwerksburſchen aufreißen, wie anno achtundvierzig zu Wien!"

Der Kahn war am Pflock befeſtigt worden und

ſchaukelte leicht die beiden Männer, die drin ſaßen. Der Meinhardt ſtarrte in die Wellen, an denen das Abendrot in allerlei Geſtalten zuckte, in Schlangen, in Blitzen und Zacken, in lodernden Herzen und Blutlachen . . .

Da zog der Klacherl ſeine Mütze über die Ohren nieder und klapperte mit den ausgedörrten Stiefeln auf den Dielen des Kahnes. Dann that er einen tiefen Atemzug und ſagte: „Ja, mein lieber Kapitän, ſo geht's! — Daß du mich heut' herübergeholt haſt, iſt doch gut geweſen. Sonſt könnten wir jetzt nicht ſo gemütlich beiſammenſitzen. Du magſt mich zwar nicht, obſchon wir auf der Schulbank gut Freund geweſen ſind. Da könnt' der Köſten-Klacherl freilich lang laufen, bis er einen einholen thät, der ihn mag! — Aber ſchau, Meinhardt, ich wollte dir ja was ſagen. Du haſt mir die Lügen nicht geglaubt, jetzt die Wahrheit wirſt du mir noch viel weniger glauben wollen. Wie ich zum Geld gekommen bin? Soll ich dir was erzählen? Verſäumſt zu Haus?"

Dieſe Frage zum zweitenmal ſchien dem Fergen nicht ganz unabſichtlich zu ſein. Nun dachte er: Jetzt iſt ſie ſicherlich allein im Hauſe. Sie ſoll nur warten auf mich. Vielleicht fällt's ihr ein, daß einem Überführer beim Waſſer auch einmal was geſchehen könnte. Ein biſſel Angſt mag ihr nicht ſchaden.

„Na, alſo Admiral, ſoll ich?"

Da fuhr er ihn an: „Weißt was, ſo red' nicht lang' um und ſag's!"

Sie blieben ſitzen im ſchaukelnden Kahn. Am Him-

mel blinkten schon Sterne und der Fluß, der am Tage so still dahinzuwogen schien, rauschte jetzt. Aber ganz dumpf, so daß man den Klacherl wohl verstehen konnte, so leise er auch sprach.

„Du weißt, wo ich jetzt logier'," so hub er an. „Unter der Moosbachwand im Rehhüttel. Gewiß auch noch, wo der Jäger im Winter das Heu hat zum Rehfüttern. Jetzt im Sommer ist die Wohnung frei, so bin ich eingezogen. Daß ich einen Platz hab' für meinen Buckelkorb; alleweil kann ihn der Mensch nicht auf dem Buckel tragen, sonst möcht' er am End' anwachsen. Und denk' dir, gestern abends, wie ich heimkomm' vom Tagwerk — auf der Schwaigeralm bin ich gewesen betteln, weil dort die Weiberleut' noch Religion und Buttermilch haben — wie ich also heimkomm', find ich was in meinem Korb. So ein kleines Pakel, in ein rotes Schnupftüchel gewickelt. Deuxel, denk' ich mir anfangs, wer schenkt denn mir eine Tabakspfeife! Es ist aber was anderes gewesen. Rate einmal, Schiffskapitän, was es gewesen ist! Willst nicht? Nachher sag' ich dir's auch so. Ein Revolverl ist's gewesen, ein sechsläufiges! Bumfest geladen alle sechs, und extra noch ein Dutzend Patronen in der Schachtel. Hau, denk' ich, soll das eine Anspielung sein? — Wenn du nicht glaubst, Ferge, so greif'! Da drinnen hab' ich das Instrumentel!" — Er schlug die Jacke auseinander, so daß durch das zerissene Unterfutter der lose niederhängende Sack hervortrat, in welchem ein schweres Ding pendelte.

„Jetzt, mein lieber Meinhardt, sitzen wir noch ganz gemütlich beisammen," fuhr der Vagabund in zärtlich

ſingendem Tone fort, „wenn's nur anhält! Du biſt als gebildeter Menſch ſicherlich nervös. Nachher wird's bald ein Wetter geben!“

„Geh, geh, Klacherl, thu' dich nicht ſo auseinander!“ ſagte der Ferge lachend. „Daß man ſich etwa fürchten ſoll vor dir! Deine Kuraſch' kenne ich von der Schulzeit her!“

„Du, wer weiß!“ ſpitzte der andere auf. „Von hinten! Und wenn einer dafür gezahlt wird! — Du mußt mich ausreden laſſen. Wie ich die Patronenſchachtel unterſuch', ob nicht doch etwan auch was Brauchbares drinnen wär', iſt ein Briefel vorhanden, ein gut zuſammengelegtes, und iſt die Banknote da! — Erſchrocken bin ich dir nicht ſchlecht. Im Eiſenwerk beim Zahlmeiſter hab' ich einmal ſo einen geſehen, danach hab' ich ihn erkannt, den gnädigen Herrn Fünfziger. Und jetzt die Schenkungsurkunde. Bin neugierig geweſen, was auf dem Briefel ſteht. Biſt du's nicht auch? Nicht? Sollſt aber doch. Steht auch von dir was drin. Schau, ich bin ein ordentlicher Menſch und hab's bei mir!“

Er ſuchte eine Weile in ſeinen Taſchen, und ſchon glaubte er, ſein Eigenlob zurücknehmen zu müſſen, da hatte er's. — „Licht, wenn du hätteſt. Ein Ferge ſoll immer die Latern' mithaben, weil man nie wiſſen kann, ob nicht bei der Nacht ein wichtiger Brief zu leſen iſt.“

Halb willenlos, faſt im Banne des Schwätzers, hatte der Meinhardt ſein Streichholzbüchslein hervorgethan. Bald ſtaken im roten Licht die beiden Köpfe beiſammen und laſen den Brief. Der war ganz ſchlecht

und ſpießig mit Bleiſtift geſchrieben, und ſo ſtand's zu leſen:

„Lieber Johann Klacherl!

Ich kenne Dich, Du mich nicht, und wirſt Dich wundern über den Glücksfall. Da haſt fünfzig Gulden, dieſe gehören Dein, wenn Du binnen acht Tagen den Fergen Sebaſtian Meinhardt —" Das Streichhölzchen brannte dem Genannten an den Fingern, er mußte es wegwerfen und ein neues anzünden. Dann laſen ſie weiter: „— den Fergen Sebaſtian Meinhardt totmacheſt, ſo bekommſt Du auf demſelben Wege das Doppelte. Ich weiß, wir können uns aufeinander verlaſſen.

Ein ſchwer leidender Freund."

Und das ſtand auf dieſem Papier!

Der Meinhardt war nicht aufgeſprungen, er ſaß gelaſſen da und ſagte: „Mir ſcheint, man ſpielt mit mir eine Komödie!"

„Glaubſt du, daß es eine Fopperei iſt?" fragte der andere. „Freund, ich laß mich foppen!" Den Geldſchein hob er in die Lüfte: „Dieſen Auffitzer laß ich mir gefallen, allemal!"

Nachdenklich ſagte der Meinhardt: „Johann! Ein Haderlump biſt du, das weiß jeder in ganz Marienthal. Aber daß du ſchlecht ſein ſollteſt! So ſchlecht, daß dir jemand im Ernſt ſo etwas zutrauen ſollte können!"

Der Kacherl langte ſo ein wenig in die Gegend des Sackes, in dem er den Revolver hatte, und ſagte in ſeiner ſingenden Weiſe: „Scharf geladen — alle ſechs.

Das Doppelte, ſchreibt er! — Meiner Seel', Schiffskapitän, heut' wär' ein Abend zum Geldverdienen!"

Der Meinhardt lachte. „Das macht mir keine Sorge!" Nach dieſen Worten war der Klacherl ganz ſtill, ganz bewegungslos. Dann taſtete er tölpiſch nach der Hand des Fergen und holperte die Worte hervor: „Dank' dir's Gott, Schulkamerad!"

Der Meinhardt verſtand ihn wohl, dieſen Dank des Verkommenen, Verachteten, den Dank dafür, daß es noch einen Menſchen gab, der ihm das Schlimmſte nicht zumutete.

„Aber was anderes, mein Lieber!" ſetzte ſich der Meinhardt fort. „Sei ſo gut und zeig' ihn her noch einmal."

Bei dem Brande eines weiteren Streichholzes betrachtete er den Brief. Die Schrift war abſichtlich entſtellt, das mußte jeder ſehen. Eine Frauenſchrift konnte es nicht ſein, nein, nein. Zwar heißt es, daß eine Schrift, die mit dem Daumen und dem kleinen Finger der linken Hand geſchrieben wird, nicht zu erkennen ſei. Und die Weiber ſind findig. Falſch ſind ſie alle. Beſonders, wenn das Plangen nach einem ſchlechten Mannsbild dazukommt. — Aber das iſt ja abſcheulich, wie ich von meinem Weibe denke! ſo weckte er ſich ſelbſt auf. — Doch er — der andere!

„Haſt du ein Lichtl, wer dir die Sachen zugeſchickt hat?" fragte er den Klacherl.

Dieſer zuckte die Achſeln und antwortete: „Ganz finſter."

„Haſt du nichts gehört, daß wer eine Feindſchaft gegen mich hätte?“

Wieder ein Achſelzucken. Dann: „Wer hätte denn keinen Feind? In ſolchem Beſitz iſt ſogar der arme Klacherl, der ſein Lebtag niemand was Gutes gethan hat!“

„Du meinſt, niemand was Böſes?“

„Freund, merk' dir das: die meiſten Feinde ſchafft man ſich durch Gutheit!“

Auf den Kopf gefallen iſt er nicht, der Klacherl. Und ganz ſchlecht? Halt auch ein Menſch, wie die meiſten anderen.

Dem Meinhardt war nun aber das wehe Herz überquellend geworden. „Johann,“ ſagte er, „ich hab' einen Verdacht. — Kennſt du den Kohlenſchreiber Graſſing?“

„Den Halbteppen?“

„Du, paß' auf, ob der nicht abgefeimter iſt, als wir allmiteinander! Kennſt du ihn?“

„Natürlich, den Herrn Graſſing! Hat mir erſt am vorigen Sonntag beim Faſſelwirt vorgeweint wie ein kleines Kind!“

„Geweint hat er? Warum denn lauter?“

„Das hat er wahrſcheinlich ſelber nicht gewußt. Wegen der Lieb', hat er geſagt. Dummheiten! Einen Rauſch hat er gehabt. Ein Unglück thät geſchehen, hat er geſchrien und mit der Fauſt auf den Tiſch geſchlagen, daß alle gelacht haben.“

„Johann,“ ſagte der Ferge, „der Graſſing hat dir den Revolver geſchickt!“ Der Vagabund klatſchte die Hände zuſammen. „Das wär' noch ſchöner!“

„Der will mich totmachen laſſen, damit er mein Weib haben kann."

„Dein Weib möcht' er haben? Und da ſoll ich ein biſſel kuppeln? Mit dem Revolverl da? Schau, du? — Aber zahlen könnt' er. Brauchet mich mit dem Doppelten auch nicht zufrieden zu geben. Müßt' nachher ſchwitzen, ſo viel ich verlanget. Und wenn er dein Weiberl ſchon einmal gar ſo gern hat, da muß man doch Mittel machen, mein Menſch! — Und meinſt, daß auch ſie gern eine Veränderung hätt'?"

„Weiß nicht, ob ſie nicht dahinterſteckt!"

„So!" ſagte der Klacherl. „Verdacht haſt. So, ſo!"

„Das will ich nicht ſagen!" rief der Meinhardt und ſprang ans Ufer. „Aber wiſſen möcht' ich's! Das möcht' ich doch wiſſen, wer mich umbringen laſſen will!"

„Natürlich, das weiß der Menſch allemal gern," ſagte der Klacherl, ſtieg ihm nach, faßte mit beiden Händen ſeinen Arm und ziſchelte ihm zu: „Du, hörſt, jetzt iſt dem ſchlechten Haderlumpen was eingefallen. Wenn du dir raten läßt von deinem alten Kameraden, ſo ſei morgen früh tot. Mauſetot, gewiß auch noch! Es iſt das Allerbeſte!"

Der Ferge riß ſich los.

„Du haſt mich nicht verſtanden, Kapitän!" ſetzte der Vagabund bei. „Haſt denn gar nicht ein biſſel Geiſt? Siehſt du, und mit dem erſcheinſt du ihnen nachher, wie ſie beiſammen ſind. Dann kannſt ſie beim Schopf faſſen. He!"

Abſonderlich, wie es jetzt aufblitzte im Kopfe des Fergen. Der Gram war nur ſo hingepurzelt, und die

übermütige Abenteuerluſt reckte keck ihr Haupt auf. War er denn nicht auch einmal ein verfluchter Kerl geweſen? Wie tollluſtig in den Knabenjahren, wenn er auf Baumwipfeln von einem zum andern ſprang wie eine Wildkatze, oder wenn er im Wetterſturm auf halbgeborſtenem Kahn über den See fuhr! Vor Jahren war's geweſen, als der Erzherzog über Land reiſte, daß die Marienthaler ihm zu Ehren das Ritterſchauſpiel von der Pfalzgräfin Genovefa veranſtaltet hatten. Da erkrankte am vorletzten Tage der Mann, der die Rolle des Siegfried geben ſollte. Der junge Meinhardt wagte es, ſprang ein und ſpielte den Siegfried mit glänzendem Erfolg. So verwegen wie damals kam er ſich auch jetzt vor. Es war ihm, als ob er kühn und trotzig ſeine Seele ins Spiel werfen ſollte, um ſie zu gewinnen oder zu verlieren. Aber bevor er das, was plötzlich in ihm wirbelte, zum Ausdrucke bringen konnte, ſtreckte der Klacherl ſeinen Arm in die Luft — ein Doppelblitz und ein Doppelknall — der hier blendend und ſchmetternd an die Sinne und dort drüben an die finſteren Berge ſchlug.

„So, mein lieber Meinhardt, jetzt biſt du hin!" ſagte der Vagabund, und der Ferge verſtand ihn. Die Entſchloſſenheit der Willensſchwachen kam über Meinhardt, er war entſchloſſen, mit ſich thun zu laſſen, was der andere wollte. Dann ſtanden ſie beiſammen bei den Erlbüſchen und redeten leiſe miteinander. Nur einmal rief der Meinhardt lebhafter: „Du biſt doch ein durchtriebenes Band!"

„Auf mich verlaß dich! Gieb nur acht, daß du dich nicht vergackelſt!"

„Aber ein Frevel ist's! Ein abscheulicher Frevel!"

„Wieso denn? Wir thun doch nichts. Sie machen ja alles selber, wirst es sehen," sagte der Klacherl. „Jetzt wollen wir halt übers Wasser fahren allzwei, denn da herüben auf der Marienthalerseite ist für Tote kein gefundener Aufenthalt. Du sollst derweil mein Gast sein im Rehhüttel oben. Mach' die Nußschale flott, ich bin bald wieder da!" Und dann huschte der Schelm durch das Gebüsch hinauf und die Straße dahin bis zum Wirtshaus, um Brot und Rauchfleisch zu kaufen. Sie wunderten sich, daß er Geld hatte; er antwortete, es wäre ein Glücksfall eingetreten. Endlich kam er wieder zurück zur Furt. Schweigend und eilig setzten sie sich in den Kahn und fuhren ans andere Ufer. Der Strang schrillte unheimlich laut. Das soll er ja nicht! Den Fergen schauerte. Als sie drüben ausgestiegen waren, stieß der Klacherl mit einem Fußtritt den Kahn los, dieser glitt hinaus bis in die Mitte des Flusses, dort blieb er hängen und schaukelte hin und her auf dem wogenden Wasser. Über den Hügeln der Marienthaler Seite alles dunkel. Nur in einem einzigen Fensterlein glomm eine trübrote Glut....

II.

Am nächsten Tage war die ganze Gegend in Aufruhr. Hundert Beine liefen, um die Neuigkeit zu verbreiten, und weil die Leute nicht glauben konnten, so eilten sie herbei, um zu sehen. Der Ferge Meinhardt war erschossen worden. Der Kahn schaukelte, am Strange hängend, mitten im Flusse. Soviel man von den Ufern

aus ſah, war er leer. Man konnte lange nicht zu ihm, es wurde ein Notfloß gezimmert, doch bei dem hohen Waſſergang wagte ſich niemand dran. Endlich war der Wehrhauptmann von Ottenſtein da, der konnte ſchwimmen und brachte den Kahn ans Land. Ein blaues Sacktuch lag unter dem Sitzbrett und mehrere angebrannte Streichhölzer. Der Ferge mußte ſpät abends noch eine nötige Überfahrt gehabt haben. Dann war er getroffen ins Waſſer geſtürzt und davon getragen worden. Mehrere Leute wollten abends zuvor vom Fluſſe her einen Schuß gehört haben.

Meinhardts Weib, Frau Joſefa, eilte ganz verſtört am Ufer auf und ab, durch Stauden und Geſtrüpp dahin. Manchmal blieb ſie ſtehen und rief den Namen ihres Mannes. Dumpf und fremd klang ihre Stimme — unheimlich. Man wollte ſie anhalten und zu beruhigen ſuchen, ſie riß ſich los, lief dahin und ſchrie nach ihrem Manne. Die ganze vorhergehende Nacht hatte ſie kein Auge geſchloſſen. In der erſten Hälfte, wie ſie angab, aus Zorn, daß er ſo lange ausbleibe, in der zweiten aus Angſt, daß ihm etwas geſchehen ſein könnte. Als der Morgenſtern kam, ſei ſie zum Fluß hinab gegangen, und wie ſie mitten auf dem Waſſer den Kahn geſehen, habe ſie's gleich geahnt. — Die den Schuß gehört, mußten immer wieder davon erzählen, man wollte wiſſen, es ſeien zwei oder drei Schüſſe geweſen, knapp nacheinander, ſie hätten auch den Feuerſchein geſehen. Es wäre wahrſcheinlich ſo geweſen: der Meinhardt hätte verſpätete Holzleute hinüberzuführen gehabt. Auf der Rückfahrt habe er aus irgend einem Grund Licht ge-

macht, und bei dieſem Scheine ſei vom Ufer aus auf ihn angelegt worden. Die wilde, heiße Frage aller war: Wer hat's gethan? — Frau Joſefa wurde endlich von ihren einſamen Streifungen durch die Au zurückgeholt und befragt, ob ſie irgend eine Ahnung, einen Verdacht habe. — „Mein Gott, nein! Er hat ja keinen Feind gehabt!" Aber als ſie das letzte Wort ſprach, war's, als zuckte ſie leicht zuſammen. — Sollte es ein Raubmord geweſen ſein? Da trat der Straßenwirt vor. Mit den Ellbogen grub er ſich eine Gaſſe durch den Menſchenknäuel, bis mitten hinein. Und als er drinnen war, ſchwenkte er den Hut und rief: „Aufgepaßt! Ich weiß was! Der Vagabund hat's gethan, der Klacherl! Der iſt geſtern ſpät abends in meinem Haus geweſen. Ganz aufgeregt, eilig hat er's gehabt. Nichts getrunken, ein Stück Brot, ein Trumm Fleiſch und fort damit. Auch Geld hat er gehabt, viel Geld. Der Klacherl hat ihn umgebracht."

Zur ſelben Zeit, als in Marienthal dieſes Wort fiel, war es auch drüben im Eiſenwerk lebendig geworden, und bald durchflog es kreuz und krumm die Gegend, vom Flußufer an bis hinauf zu den Bergſpitzen. Landwächter ſtrichen umher und ſpähten nach den Spuren des Mörders, während im unteren Gelände an den Flußufern nach der Leiche gefahndet wurde.

Hinten im Gebirgsgraben, an der Moosbachwand, war ſchon am frühen Morgen ein Mann laufend geworden, den es in Rehhüttel nicht länger bleiben ließ. Der Klacherl jedoch lag auf ſeinem Moosheu bis lange in den Tag hinein. Dann ſtand er etwas ſchwerfällig

auf, rieb ſich mit thaufeuchten Kräutern, die unter der ſchattigen Wand wucherten, Geſicht und Hände, weil Waſſer nicht vorhanden war. Er fand, daß dieſes Waſchen mit wohlriechenden Gewächſen ganz köſtlich ſei und daß er überhaupt ein beneidenswertes Leben führe. In dieſer Wohlſtimmung verzehrte er den Reſt des geſtrigen Abendmahles, dann ging er in die Schlucht hinauf und aß Sauerklee. Der iſt gegen den Durſt. Und hernach begann er auf den Höhen ſo herumzuſtreichen und darüber nachzudenken, ob ſein guter Revolver ſich nicht auch für Jagdzwecke eignen ſollte. Als er nachher über den Schlag ging, wo Holzknechte arbeiteten, hörte er plötzlich rufen: „Da iſt er! Feſthalten, den Galgenſtrick!“

Da auch das Wort Mörder fiel, ahnte der Klacherl, was das bedeutete, und hub an zu laufen. Über Stock und Strupp hin, über gefällte Bäume, dort und da mit ſeinem zerfetzten Rock hängend, ſich losreißend, weiter, weiter. Wo er fiel, da nahm er ſich nicht Zeit zum Aufſtehen, kugelte auf dem Boden weiter, bis er doch wieder an Blöcke ſtieß, über die gehüpft werden mußte. Hinter ihm drein die Holzknechte, auch nicht ungeſchickt im Laufen; immer näher kamen ihm ihre krachenden Sprünge. — Wenn ſie dich erwiſchen, Klacherl, eh' der andere von den Toten auferſteht, ſo erſchlagen ſie dich. Das konnte er ſich noch vorhalten, dann — mitten im abgeſchlagenen Aſtwerk — ſtürzte er wieder zu Boden, tief ins Reiſig. Dort blieb er liegen, ganz unbeweglich, und die Verfolger, die ihn aus den Augen verloren hatten, über ihn hin und davon. Erſt

nach längerer Zeit wagte es der Klacherl, vorsichtig zuerst sein Haupt, allmählich den ganzen Kerl zu erheben. Und als er merkte, die Luft sei rein, huschte er nach der andern Seite in den finsterbewaldeten Graben hinab. — Es ist ein rechtes Hochgefühl, einen Menschen gerettet zu haben, besonders, wenn man dieser Mensch selber ist.

Nach Verabredung galt es, erst am zweitnächsten Tag ins Thal hinaus zu gehen. So mußte er sich jetzt in der Wildnis die Zeit vertreiben. Da gab es jählings eine ganz unerwartete Unterhaltung. Als der Klacherl über den Fußsteig eilen wollte, dessen knorriges Baumwurzelgeflecht treppenartig den Berg anstieg und der in die hinteren Waldeinsamkeiten leitete, nur von Wurzelgräbern, Ameisbeutern und Jägern begangen, sah er zuerst im Heidekraut die „schwarze Butten" liegen, den Seidenhut. Gleich daneben kauerte über einer Wurzel, wie hingestolpert, der Kohlenschreiber aus dem Eisenwerk. Der Klacherl erkannte ihn sofort und dachte: Wenn es so ist, wie der Ferge meint, so brauch' ich mich vor diesem Herrn nicht zu fürchten. Der Kohlenschreiber jedoch schien in Nöten zu sein. Er war fast betäubt, wollte sich aufrichten, aber sein Oberkörper fand das Gleichgewicht nicht und sein Haupt baumelte auf die Brust nieder. Sein Gesicht war bleich wie Lehm, an der Stirn hingen Tropfen. In diesen Dingen hatte der Klacherl einen guten Scharfblick: das waren die Nachwehen des Wirtshauses. — Der hat sein Gewissen ersäufen wollen, dachte er, will just einmal versuchen, ob's schon hin ist.

Der Vagabund ſetzte ſich auf die braunen Baumwurzeln, ganz nahe zum Kohlenſchreiber, hing ſeinen Arm in deſſen Ellbogen und ſagte ſehr teilnehmend: „Iſt Ihnen übel, Herr Graſſing?“

Zuerſt zuckte er ein, der Schreiber, und wollte aufſpringen, als er ſich in der engſten Nachbarſchaft dieſes Geſellen ſah. Dagegen aber wirkten zwei Gründe, erſtens der Schwindel in ſeinem Kopf, zweitens der Arm im Ellbogen.

„Hol' dich der —“. Das war alles, was der Schreiber ſagte.

„Ich kann Ihnen den Weg erſparen, Herr Graſſing,“ ſagte der Klacherl freundlich, denn freundlich war der immer. „Sie wollten gewiß zu mir hinauf in die Rehhütte. Das iſt ein verdammter Berg; ohne Umſtände, Sie können mich gleich jetzt entlohnen. Es iſt alles nach Wunſch geſchehen.“

Da fuhr der andere wild auf: „Wer ſagt das? Wer weiß mir was Schlechtes?“

Aha, dachte der Vagabund, wir ſind ſchon beim Richtigen. Er wollte gleich ſchärfer anpacken, da bekam der Kohlenſchreiber einen Krampfanfall. Er ſtand ihm bei, trocknete ihm mit zerfaſertem Ärmling die Stirn, und als es vorüber war, ſagte er: „Ich kenn's, ich kenn's, das iſt ein Giftmiſcher, dieſer Faſſelwirt. Den ſollt' man aufhenken. Richtig, weil wir ſchon davon reden, was ich ſagen wollt: das Doppelte bekomme ich. Sie wiſſen ſchon.“

„Weiß von nichts!“ ſtöhnte der andere, „nichts, hab' Ihnen nichts geſchickt, nichts, nichts!“

„Na, weil Sie ſich nur daran erinnern," verſetzte der Klacherl gemütlich, „ich hab's ja gewußt, daß man ſich verlaſſen kann auf den Herrn Graſſing."

„Los laß mich, Teufel!" knirſchte der Schreiber und wollte ſich entwinden. Der Vagabund hielt ihn krampfig feſt, und mit einer ganz andern Stimme als vorhin, flüſterte er: „Es nützt dir nichts, mein Lieber! Ich weiß, wo du den Revolver her haſt, wo du die Patronen gekauft haſt, und deine Schrift kennt man an jedem Strich. Mach' was du willſt, mir kommſt nimmer aus. Das Geſcheiteſte iſt, du lohnſt mich ab und nachher ſoll von mir aus kein Menſch was erfahren, mein Ehrenwort drauf!"

„Sein Ehrenwort!" ſtöhnte der Schreiber unter einem grellen Auflachen. Dann fuhr er mit unſicherer Hand in ſeinen Rockſack, zog eine Brieftaſche hervor: „Es iſt alles, was ich hab'! Es iſt gebüßt genug, und jetzt laß mich in Frieden!"

Der Vagabund erfaßte die Brieftaſche, riß ſich los und lief eiligſt davon. Er lief in das Dunkel des Waldes hinein, und dort, wo es am dunkelſten war, im Dickicht, das mit ſeinem Gezweige ihm die Fetzen noch lockerer riß und das Geſicht zerkratzte, blieb er ſtehen, öffnete das Ledertäſchchen und fand fünfunddreißig Gulden Geld drin.

Es iſt alles, was er hat! —

Für den einen der Buße zu wenig, für den andern des Lohnes zu viel — wie? War das dem Klacherl eingefallen?

Nun war's aber Zeit fürs Mittagsmahl. Die

Sonne war schon auf ihr nachmittägiges Feld gerückt, wo sie sich jetzt in eine bleigraue Dunstschicht vergrub. Hohe Herren mahlzeiten spät, und der Klacherl ist jetzt einer. Morgen, wenn der Ferge herfürgegangen ist, kann er im Wirtshaus sitzen, im Extrastübel. Der Meinhardt könnte wohl heut' schon auferstehen, denn der Zweck ist erreicht. Der Mordanstifter ist entdeckt und über das Ehrenwort wird auch noch hinwegzukommen sein.. Nun, jetzt einmal zur Tafel! Dort drüben am baumlosen Bergabhang gab es Heidelbeeren und zum Nachtisch Erdbeeren. Als der Klacherl sich also geatzt hatte, ging er hinab zum Pfränger, wo ein Heuschober stand. Er hob ein Brett aus, kroch hinein und legte sich aufs Heu. „Aah!" sagte er und streckte sich behaglich aus, „'s ist doch eine prächtige Welt, wenn der Mensch ein gutes Gewissen und einen Sack voll Geld hat!"

Die süße Ruhe wurde unliebsam gestört. Zwei Landwächter mit Büchsen und Säbel waren da, packten den Vagabunden bei den Beinen und zerrten ihn durchs Bretterloch hinaus ins Freie. Der Klacherl versicherte seine Unschuld, da fanden sie bei ihm die Geldtasche und den Revolver. Er beteuerte, den Fergen nicht erschossen zu haben, und wollte zum Beweise dessen ihn lebendig und gesund zum Vorschein bringen, sie sollten ihm nur ein bissel Zeit lassen. Aber die Landwächter waren hart wie Kieselsteine, sie banden ihm die Hände kreuzweis, sie führten ihn zu Thal und dem Wasser entlang bis zur Brücke, die ein paar Kilometer unterhalb der Kahnfahrt hinüberleitete nach dem Dorfe

Marienthal. Auf der Brücke begegneten ihnen Leute, die luſtig ausriefen: „Habt ihr ihn? Gut. Wir haben ihn auch, den Meinhardt. Wir können nur noch nicht dazu, unten bei der Rieſelwehr iſt er angeſchwemmt, mitten im Waſſer eingeklemmt zwiſchen Weidenwurzeln.“

Jetzt wurde dem Klacherl aber wirklich übel! — Wenn der mir das angethan hätt', der Lump, daß er ins Waſſer 'gangen wär'! Weiß der Narr nicht, daß ich dann gehenkt werde?.... Mehr konnte der Klacherl nicht denken, er purzelte ſchon zuſammen. Als die Ohnmacht vorüber war, fand er ſich auf dem Stroh im Kotter.

III.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß in der Morgenfrühe desſelben Tages der Ferge Meinhardt die Rehhütte unter der Felswand verlaſſen hatte. Dann irrte er im Gebirge umher und wußte nicht, was er thun ſollte. Die geſtrige Abſicht, ſein Weib glauben zu machen, daß er verunglückt oder ermordet worden wäre, kam ihm jetzt unbegreiflich dumm vor. Wo ſoll's denn jetzt hinaus? Wie ſollte er ſich denn rechtfertigen, über die Nacht ausgeblieben zu ſein? Da hatte er auf jeden Fall gerade das Unſinnigſte erreicht. Wenn ſie ihn liebte, dann litt ſie über ſein Ausbleiben, wenn ſie ihm untreu war, dann freute ſie ſich desſelben.

Als er durch die Schlucht thalwärts ging auf dem ausgetrockneten ſteinigen Bachbett, das um dieſe Zeit als Fußweg benutzt wurde, begegnete ihm ein Knabe, der in einem Rückenkorb Mehl und Salz zu den Almhütten

hinauftrug. Der rief ihm ſtatt des Grußes zu: „Wißt Ihr's ſchon? Den Fergen Meinhardt haben ſie erſchoſſen.“

Alſo doch! Es hatte doch gezündet. Aber die Nachricht hatte ihn ſelbſt ſo erſchreckt, daß ſeine Knie zu zittern begannen. Sein Weib! Wie wird ihr ſein! Kann einer ſeinem Weib mit Bedacht dieſen Schrecken, dieſen Schmerz anthun? Kann ein Menſch ſo ſchlecht ſein? Und der Hund verlangt, daß ſie ihn lieben ſoll? — Eilends nach Hauſe und vor ihr auf die Knie! —

Als er hinaus ins Thal kam und ſchon den Fluß ſah, mußte er ſich hinter einer Fichte verbergen. Der Kahn war freilich jetzt auf dieſer Seite herüben, aber Leute ſtanden dabei, beſchauten die Stelle, beſprachen den Mord und ergingen ſich in allerhand Mutmaßungen. Wie konnte der Meinhardt da vortreten? Was konnte er ſagen? Seine Erfindungsgabe hatte ihn ganz und gar verlaſſen, nicht die geringſte Ausrede oder Beſchönigung fiel ihm ein — er hätte rundweg geſtehen müſſen: Ihr Leute, es war eine erbärmliche Komödie!

Er zog ſich zurück in den Wald und ſtieg auf eine kleine Felswand, die wie eine Schloßruine über den Bäumen aufragte. Hier ward er nicht geſehen und konnte in die Gegend hinausblicken, die mit dem ſchönen Fluſſe, mit ihren Hügeln und Höfen ſo freundlich dalag. Dort drüben am langen Rain, der ſich auf halber Höhe eines Hügels mit Obſtbäumen und einzelnen Höfen beſtanden hinzog — in Luftlinie kaum zwei Kilometer vom Beſchauer entfernt — ſtand ein kleines Haus. So

heimlich und friedsam stand es unter dem Lindenbaum, daß man meinte, es könne nichts drin wohnen als Liebe und Glück. Er strengte sein Auge an, ob er niemand sehe.

Linkerhand in der Niederung lag das Dorf mit dem schlanken Kirchturm. Und auf einmal begann es von diesem Kirchtum her zu klingen. Zarte, getragene Töne, wie ein Saitenspiel in der Luft. Es läuteten alle Glocken, und nun hat es der Ferge erfahren, wie das ist, wenn man sein eigenes Totengeläute hört. — Mein Weib, mein Weib! fortwährend schrie es so in ihm und er hatte mit ihr ein so großes Mitleid, als ob ihr einziger lieber Mensch auf der Welt wirklich gestorben wäre.

Allmählich wurde es Abend. Der Himmel hatte sich matt umzogen, die Luft war schwül zum Ersticken. Als die Dunkelheit eingetreten war, stieg er hinab zum Flusse, band den Kahn los und fuhr hinüber. Zwischen den Erlen stand er eine Weile und lauerte, ob oben auf der Straße niemand ging. Er konnte keinem Menschen begegnen. Was sollte er jetzt bei seinem Hause? Es war doch ganz undenkbar, daß er so in der Nacht plötzlich eintreten konnte. Er wollte nur in ihrer Nähe sein, vielleicht im Kuhstall, oder auf dem Strohboden die Nacht zubringen. Morgen dann —. Nein, er wußte noch nicht, was morgen sein werde.

Am Wiesenrande schlich er hinan. Es war so finster, daß er an die Zaunpfähle stieß. Manchmal glomm ein mattes Wetterleuchten. Und bei einem solchen war's, als huschte dort am Rain der Kohlenschreiber. Augenblick-

lich weckte dieſes Geſicht — ſo verſchwommen es auch geweſen — in dem Fergen die böſe Seele. Er haſtete ſeinem Hauſe zu, dort wollte er lauern. In der Stube iſt Lichtſchein. Sie ſchläft nicht. Auf wen wartet ſie, wenn der Gatte tot iſt? Außen an der hinteren Wand ſtand eine Obſtpreſſe. Auf dieſe ſprang er behendig, lautlos wie eine Katze. Jetzt kauerte er beim offenen Fenſter, deſſen roter Vorhang nur zum Teile zugezogen war, und lugte hinein. — Auf dem Schubſchranke ſtand das kleine meſſingene Kruzifix, welches ſonſt nur zu den heiligen Tagen aus dem Kaſten genommen wurde. Daneben brannte ein roter Wachsſtock, der ſchon früher einmal beim Tode ihrer Mutter angezündet worden war. Und davor ſaß die Frau Joſefa, ſtützte das Haupt auf die Hand und war unbeweglich. Vor ihr auf dem Schranke lag ein Bildchen. An ihrem Hochzeitstage hatten ſie ſich photographieren laſſen. Sie klammerte die Finger der beiden Hände aneinander, legte ihre Stirn daran und ſchüttelte den Kopf, als wollte ſie ſagen: Es iſt nicht möglich, es iſt nicht möglich! — In dieſer Stellung blieb ſie lange und er ſah ihr zu. Endlich hub ſie an leiſe zu weinen. Im Vorhauſe knarrte die Thür, Joſefa ſprang auf und ſagte zweimal laut aber ruhig: „Er iſt es!“ Bald darauf trat die alte Magd in die Stube, in ihrer mit der Schürze bedeckten Hand ein Papier haltend. Sie berichtete, daß noch ſo ſpät der Gemeindediener dageweſen ſei und den Steuerbogen gebracht habe. Dann hätte der Bote auch geſagt, daß er aufgefunden worden wäre.

„Wer iſt aufgefunden worden?“ fragte Frau Joſefa

„Nun halt — hat er geſagt, der Diener, unten bei der Rieſelwehr — unſerer — der Herr —“

So ſtotterte die Magd, aber Frau Joſefa unterbrach ſie: „Das iſt nicht wahr!“

„Und läßt der Gemeindevorſtand fragen — wann das Begräbnis ſein ſoll?“

„Laßt mich in Frieden, es iſt ja nicht wahr, es kann doch nicht wahr ſein, mein Gott!“ Damit brach ſie wieder in Weinen aus. Die Magd zog ſich zurück in die Küche, das Weib ging mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab und ſchluchzte und ſchluchzte.

Der Meinhardt auf dem Preßſchragen konnte es kaum mehr aushalten. Er ſann nur nach, wie es anzufangen ſei, daß der plötzliche Schreck ob ſeiner Erſcheinung ihr nicht ſchade. Da wurde im Vorhauſe wieder etwas gehört. Ganz ſachte ging die Thür auf und — der Kohlenſchreiber war da. Er blieb an der Thür ſtehen und ſah aus wie ein Geſpenſt, ſo totenblaß, ſo unheimlich verſtört. „Ihr ſeid,“ flüſterte er, „an dieſem Tag allein!“

„Und will es bleiben,“ gab ſie derb zurück.

„Ich komme nur,“ ſtotterte er, „weil ich mir nimmer zu helfen weiß, nimmer anders. Hab's ja ſchon geſagt, Frau Joſefa, wie ergeben ich Euch bin....“

„Und ich hab' Ihm geſagt, daß Er mich in Ruh' laſſen ſoll!“

„Gewiß, ich hab's reſpektiert. So lang' er lebt, habt Ihr geſagt, keinen andern. Und das iſt die Urſache geweſen....“

„Sali!“ dieſen grellen Schrei ſtieß das Weib nach der Magd aus.

Die herbeieilende Magd hielt gerade den Beſen, mit dem ſie zum Abend die Küche zu ſcheuern pflegte. Dieſen riß ihr Frau Joſefa aus der Hand und hieb ihn dem Schreiber um den Kopf. Der Geſchlagene lief nicht davon, ſondern fiel zu Boden. Mit beiden Händen umklammerte er ihren Fuß, wimmerte und ſtöhnte: „Ihr verſteht mich nicht, Frau! Habt doch nur einen Augenblick lang Barmherzigkeit mit dem Elenden! Ich will ja nichts, als daß Ihr ein langes Meſſer nehmt und mir's in den Hals ſteckt! Wißt Ihr's denn nicht, daß ich ſchuld bin? Wahnſinnig um Eure Lieb'! Im Rauſch einen Brief geſchrieben — einen Mörder gedungen! Ich! Ja, ich! Dieſe Beſtie da! Dieſe da?“ Gleich einem getretenen Hund winſelte er ſchrill heraus, und wie er vorher ihren Fuß umklammert hatte, ſo umklammerte er jetzt ſeinen Hals, um ſich zu erwürgen.

In dieſem Augenblick ſchon waren einige Leute da vom Nachbarshaus, die in Verwirrung umherrannten und nicht begriffen, was vorging. Vor der Hausthür ſtand die Magd und zeterte immer noch mehr Leute zuſammen; mehrere kamen von den Häuſern im Nachtgewand daher und alle drängten zur niedrigen Stubenthür hinein, wo Frau Joſefa ratlos daſtand und der Kohlenſchreiber ſich in wilden Krämpfen auf dem Platz wälzte.

Der rief jetzt flehend aus: „Betet für mich, ihr guten Leut'! Der Teufel iſt ſchon da um mich!“

Sie ſchauten ſich gegenſeitig an und ſagten unter-

einander: „Verrückt war er immer, endlich iſt der volle Wahnſinn ausgebrochen!“ Der Schreiber aber rief in einem fort, er habe den Fergen umbringen laſſen, und plötzlich hub er ein dumpfes Lachen an, ſtöhnte mit einer Stimme, die der Schreck gebrochen hatte: „Hab' mir's ja gedacht! Hab' mir's gedacht, daß er ſich anmelden wird. Er will mich ja fragen, warum? Alle guten Geiſter, Meinhardt, frag' mich doch! Iſt's dann gut, wenn man gehenkt iſt? Sag' mir's, Meinhardt, iſt's gebüßt?“

Als er ſo ſchrie und wimmerte, wies er gegen die offene Thür, und als die Leute mit den Augen unwillkürlich dieſer Richtung folgten, ſtöhnten ſie auf vor Schreck. Denn was der Wahnſinnige ſah, das ſahen auch ſie. In der halbdunklen Thür ſtand der Ferge Meinhardt. — Ein klingender Schrei und die Frau Joſefa ſprang an die Geſtalt, die nicht wankte und nicht verſchwand.

Am nächſten Morgen war unten bei der Rieſelwehr ein großes Halloh! Einen alten Hut hatten ſie aus dem Waſſer gezogen und ein verknorpeltes Baumgewurzel, das wohl aus den oberen Waldgegenden herabgeſchwemmt worden ſein mochte. Und das war der tote Ferge geweſen. Der Totengräber beklagte ſich ſehr, daß er in der vergangenen Nacht ein hartes Tagewerk gethan habe und wer ihn dafür bezahlen würde?

Der Klacherl vergütete es. Der war nach dem Bekanntwerden der Rückkehr Meinhardts ſofort freigelaſſen worden. Er nahm den Totengräber unter den Arm und wollte das Ereignis im Wirtshauſe feiern. Da

kam ein Landwächter und nahm ihn neuerdings mit ſich. Das Gericht, ſagte der, hätte mit ihm, dem Klacherl, noch eine kleine Angelegenheit zu ordnen. Während der Vagabund unter ſicherer Begleitung ſeinen Weg in die Kreisſtadt zu Fuß machte, eine recht verdrießliche Wanderung! fuhr die Straße entlang auch ein Wagen. Darin ſaßen zwei handfeſte Männer, die zwiſchen ſich den Kohlenſchreiber hatten. Was Liebestollheit und Wein an dem angerichtet, das ſollte nun das Irrenhaus ſchlichten....

Der Ferge Meinhardt hat ſchon in der Nacht ſeiner Frau Joſefa ein umfaſſendes Bekenntnis abgelegt, worauf ſie ihm in heftigem Zorn ſeine Dummheit und Erbärmlichkeit vorhielt. — Wie wohl that ihm jetzt die Herbheit ſeiner Frau, ſie entzückte ihn. Ihre Untugenden trägt er fürder mit Geduld, denn er weiß, was jeder Ehemann wiſſen muß, um im Gleichgewichte zu bleiben.

Der Waldbauer, dieſer Dodel!

„Schau, ſchau, das iſt wieder ſchön! Ums Roß kommſt du betteln. Habt ihr leicht das letzte Paar Ochſen auch ſchon verhauſt?“

„Verhauſt nicht,“ antwortete der kleine Bub beſcheidentlich, „aber die Kläſeuch' (Klauenſeuche) haben die Ochſen und können halt jetzt nicht ziehen.“

„So wiedet's die Kuh ins Joch!“

„Die Kuh hat jetzt ein Kalb.“

„So ſpannt's deinen Vater ein, der iſt nix zu gut dazu; der wird eh ſchmöckend vor lauter Faulheit!“

„Faul iſt er nicht, der Vater, Blut huſten thut er.“

„Ja freilich! Das könnt' ein anderer auch ſagen, wenn er nicht arbeiten will. Und herumliegen in der Sonn', bis er Maden anſetzt über und über. Was Vorſtand! Bei der Schüſſel iſt er Vorſtand. Und verdienen ſollen ihm die Brocken andere Leut'! Der Dodel (Tropf)! Den werd' ich mir noch einmal vergunnen, deinen Vater, wenn er uns in die Einleg' kommt mit dem Bettelſack! Der Taderling, dem will ich das Bluthuſten ſchon ausziehen, darauf könnt's euch verlaſſen! — Soll halt die Mutter an den Pflug!“

„Hat's eh schon versucht," sagte das Bübel, „aber sie kann ihn nicht derziehen."

„Versteht sich! Das zernichte Zeugl nicht derziehen können! So ein Trum Weibsbild her! Soll sich halt das Kinderwerk abthun. Alle Jahr' kindern, das kann sie, aber die Arbeit sollen ihnen andere Leut' richten. Greif' du was an, Fratz! Gescheiter, wie alleweil in die Bücheln gucken, wo eh lauter Spitzbübereien drinnen stehen. Taugenichts, verdächtiger! Mein solltst du sein! Alle Tag' siebenmal unters Knie und karabatschen. Ausstampern einmal das ganze Kluppeneggernest, nachher werden's schon ziehen können. G'lump, faules!"

Das hat sich vor etwa achtundvierzig Jahren der kleine Waldbauernbub sagen lassen müssen von der Großbergerin, zu der er geschickt worden war, auf daß er bitte um ein Pferd. An anderen Berghängen grünten die Felder schon, beim Waldbauern lag der Acker noch ungebrochen, der Pflug stand bereits am Rain und hatte seine Scharre in den Rasen gewühlt, ihn weiter zu ziehen war das Weib nicht im stande gewesen. Krankheiten bei Menschen und Vieh und anderes Ungemach hatten den Winter über gehaust bei diesen Leuten und sie in allem zurückgeworfen, so daß sie jetzt Nachbarshilfe ansprechen mußten.

Als der Knabe nun so schneidig abgefertigt war, watschelte er in seinem unten arg zerfaserten grauen Leinwandhöslein wegshin. Er war soweit ganz gleichmütig geblieben. Derlei Vorhaltungen war er schon gewohnt. Anfangs, als sie über den Vater oder gar über

die Mutter so herfielen — das hat weh gethan. Jetzt erschien es ihm fast selbstverständlich. Wurden doch auch die anderen armen Leute so verschimpft, wenn sie bitten kamen. Die Kohlenbrenner-Waberl wurde die Fraß-Waberl genannt, weil sie von dem, was ihr zum Almosen vorgesetzt wurde, nie auch nur den geringsten Rest in der Schüssel ließ. Der alte Schwamm-Nantel wurde verspottet und gemieden, weil er „Unfrutt" im Gewand hatte; denn niemand kümmerte sich um die Reinlichkeit des siechen Alten. Und erst die Holzknechtin Mariandel! Als die plötzlich mit einem kleinen Kind dahergekommen, waren alle tugendsamen Weiber der Gegend so grenzenlos empört, daß man ihr das schwarze Haar „schippelweis" ausreißen wollte, weil es diese Schlange geheim hielt — von wem. Sie mußte heilig schwören, nie mehr mit einem kleinen Kinde zu erscheinen, und hielt den Schwur. Im nächsten Jahre kam sie nicht mit einem, sondern mit Drillingen. Da lachte sie sich vorweg den Hals voll über die schönen Namen, die sie bekommen würde. Die bekam sie auch, und dazu Windeln und Milch von den entsetzten Nachbarinnen.

Es geht überall so. Die Armen können sich nicht verteidigen, weil ihre Stimmen heiserer sind, als die der Wohlhabenden und Festgesessenen. Und wo doch einmal so ein schriller Laut hervorgellt, da kann's Prügel setzen, und *diese* Beweisgründe haben noch zu aller Zeit jeden Einwand niedergeschlagen. Auf solche Weise werden die vergewaltigten Leute ungut und ungeschickt, sie gewöhnen sich das überstürzte Reden an,

denn auf eine geduldige Zuhörerschaft haben sie nicht zu rechnen. Sie müssen mit kurzen Worten viel zu sagen trachten und reden sich bei der Aufregung manchmal in eine große Dummheit hinein. Entweder sie sind eingeschüchtert, sagen gar nichts und geben also scheinbar eine Schuld zu, die sie gar nicht haben, oder sie schreien eine schauderhafte Beleidigung heraus, die dem Gegner erst recht das Heft in die Hand giebt. So nehmen sich die armen Leute wirklich zumeist ganz dumm aus und glauben es am Ende selbst, daß sie's sind und glauben — verzagt geworden — noch mehr. Sie finden es in Ordnung, daß man roh und rücksichtslos auf ihnen herumtritt, kommen nur selten zum Nachdenken über das ihnen widerfahrene Unrecht, verstumpfen und versumpfen.

Im Waldbauernbübel war von der wüsten Rede der dicken Großbergerin nichts haften geblieben, als der Sinn: Das Roß ist nicht zu haben! — Er watschelte also mit hängendem Kopf durch den Krautgarten hinaus. Da schrie sie ihm plötzlich nach: „Saubub! Ob du nicht warten kannst, bis es ausgeredet ist. Kunnt dein Vater auch einen gescheiteren Boten schicken, heißt das, wenn das ganze Kluppeneggerhaus nicht voller Dobeln wär'. Stehn bleib', hab' ich gesagt. Heut' hat's Roß nit Zeit. Morgen wird's der Knecht hinüberführen und euch den Dreck anbauen."

Die gute Großbergerin! Das Bübel war voller Rührung. „Ein bissel scharf ist sie gewesen," berichtet er nachher daheim, „aber das Roß kommt morgen mitsamt dem Knecht."

Der Großberger Pferdeknecht war ein zugereister Kroat und seine grobe Rede holperte, als ob sie über lauter Steinhaufen gehen müßte. Er war ein unsauberer Gesell und hatte auch schon Anstände bei dem Richter gehabt. Na, dieser Knecht behandelte den Waldbauern großartig. Der Waldbauer war zwar seit zwei Jahren gewählter Gemeindevorstand, aber das respektierte der Knecht nicht, wie es eigentlich niemand respektierte im ganzen Gau. Gleichwohl kamen sie zu ihm, wenn irgend etwas außer der Regel war. Dieser Gemeindevorstand hatte bei den Amtshandlungen verhältnismäßig nur wenige Thorheiten gesprochen, er redete ganz anständige Klugheiten, aber zu leise sagte er sie. Und eine leise gesprochene Klugheit nimmt sich dümmer aus, als eine mit mächtigem Brustton hervorgebrachte Thorheit. Zwar nicht allemal. — Wir wollen jetzt den Pferdeknecht voran lassen. Der hatte gehört, wie seine Großbergerin von den Waldbauernleuten sprach, er behandelte diese also teils mit zerschmetternder Derbheit, teils mit sprachloser Verachtung. Den kränklichen Waldbauern, der unsicher, blaß und demütig den Pflug an den Hörnern führte, nannte er abwechselnd Lalli, Dalgerd, Motzer, Locherl, Britsch und Dodel. — Die Waldbäuerin versuchte es, einen besseren Humor aufzupäppeln und schickte den Zwillingstopf aufs Feld; in dem einen Teil war feister Sterz, in dem anderen Rahmmilch. Der Bub trug das doppelte Ding am Henkel; fast feierlich trottete er damit einher, in dem Glauben, er trüge eine große Versöhnung mit sich.

„Das schickt die Mutter dem Fuhrmann für Vor-

mittag!“ Mit ſolcher Anrede überreichte er den Zwillingstopf.

Der Knecht packte ihn heftig an und rief: „Nau, was wird denn das wieder für ein Freſſen ſein!“ Dann roch er und ſtellte das Eſſen vors Pferd hin: „Vielleicht weißt du was damit anzufangen, Brauner. Ich nicht.“

Das Pferd ſchnupperte dran und ſtieß mit der Schnauze das Geſchirr um, Sterz und Milch lagen im Graſe.

Der Waldbauer war ob ſolcher Ablehnung nicht ermutigt, aber er ſchwieg. Er bedurfte ja des Fuhrwerks, und ein einziges Wort hätte ihn drum bringen können. Langſam und ſchwerfällig leitete er den Pflug; er war erſchöpft. Es that ihm leid um das verſchüttete Eſſen.

Der Knecht fuhr ihn an: „Wieviel Knödeln haſt denn heut' wieder im Bauch, Dodel, daß du dich nicht rühren kannſt?“

Als der Waldbauer friedfertig antwortete, daß er des Morgens nur ein paar Löffel voll Topfenſuppe gegeſſen hätte, gröhlte der Knecht auf und rief: „Recht geſchieht dir, alter Dürrmagler, wenn du hin wirſt. Wer ſich von anderen Leuten das Brot anbauen laſſen muß, um den iſt's kein Schaden. Verdammtes G'lump übereinander!“ Dem Pferde gab er mit dem Peitſchenſtecken einen Schlag, daß es erſchreckt voranſprang und der Waldbauer bei dem plötzlichen Ruck ſtolpernd faſt auf das Geſicht gefallen wäre. Der Knecht war ärgerlich. Ihm that's jetzt leid um Sterz und Milch. Und den Zorn darüber, daß er das Eſſen verſchüttet, wollte er an anderen auslaſſen. Als hernach die Raſtſtunde

kam, ſagte er zum Waldbauern: „Gieb aufs Roß achting, alter Locherl!“ und ging in die Schlucht hinab. Der Waldbauer wiſchte ſich mit dem Ärmling den Schweiß von der Stirn und ſagte für ſich: „Eine traurige Sach', wenn der Menſch arm iſt.“ Der Knabe, der da war, um die ſchlechtgebrochenen Furchen mit einer Haue zu zerhacken, hörte es, und da hub ſein Vater an ſo ſehr ihn zu erbarmen, daß er in einem grellen Schrei aufweinte.

Als der Knecht von der Schlucht zurückkam, hatte er etwas bei ſich, das in ein blaues Sacktuch gewickelt war.

„Dein Furchenzerhacken iſt für die Katz!“ fuhr er den Knaben an, „geh, Nixnutz, trag' Stauden zuſammen und mach' Feuer. Eure Mehlpampfen zu Mittag werden ja doch wieder nicht zum Freſſen ſein. Zu dieſen lauſigen Leuten muß man ſelber ſein Eſſen mitbringen, will man nicht verhungern. Eine ſchundige Wirtſchaft, meiner Seel'!“

Als am Rain das Feuer kniſterte, torkte der Knecht hin, häufte Glut und warf ein großes Stück Rohfleiſch hinein. Wie prächtig es gebraten wurde, weiß man nicht; raucheln that es, der Knecht aber nahm das Stück in die Fauſt und biß drein. Während des Kauens fluchte und ſchimpfte er unaufhörlich darüber, daß einer bei dieſem „G'fröttbauern“ ſchon einmal gar nichts Ordentliches zu eſſen bekäme. „So, da haſt auch was!“ mit dieſem Worte warf er dem Waldbauern die Knochen vor.

Vom Waldhauſe her ſchrillte ein Pfiff. Die

Bäuerin rief herab, der Vater sollt' heimkommen, es wär' jemand da, der was Notwendiges zu reden habe mit dem Vorstand.

So war der Bub nun ganz dem schrecklichen Knecht überantwortet. Er mußte den Pflug führen und wurde von dem holpernden Ungetüm so mächtig hin und her geschleudert, daß der Fuhrmann auflachte: „Nichtige Kochschneck, schau, daß du weiter kommst!" Er packte den Kleinen an den Armen und warf ihn auf die dampfenden Furchen hin.

Vom Hause her wurde das zweite Mal gepfiffen. Der Knecht solle ausspannen und hinaufkommen.

„Eßt ihr eure Talken selber!" gab der Knecht zur Antwort.

Nein, nicht zur Mahlzeit wäre es. Er solle nur hinaufkommen.

Das verblüffte den Knecht ein wenig und er that, als wolle er das Pferd ausspannen und gegen seinen Großbauernhof treiben. Nun kamen sie aber schon herab, der Nachbar Grieslacher und sein Bruder, der Jokel, und zwei andere Männer und der Waldbauer. Dieser Waldbauer war aber jetzt nicht mehr der Dalkerd, auch nicht der Locherl, und schon gar nicht der Dodel, sondern der Gemeindevorstand. Er war so sanftmütig wie vorher und sagte zum Knecht: „Stephan, jetzt wirst du müssen Feierabend machen."

Dann setzte er sich auf den Pfluggründel, die anderen standen ringsherum, der Grieslacher und sein Bruder hatten den Knecht zwischen sich.

Der Waldbauer ſtreifte ſich die Erdkrumen von den Schuhen, er war verlegen.

„So heb' an, Vorſtand!" drängte der Nachbar.

Der Waldbauer wendete ſich gegen den Knecht und ſagte: „Du, ich muß dich um was fragen, Stephan. Gelt, du giebſt mir gottesaufrichtig Antwort?"

Der Knecht wurde jetzt ungleich. Das war eine höchſt befremdliche Feierlichkeit. Er that, als wollte er anfangen zu ſchimpfen, denn ſeine Schweigſamkeit kam ihm ſelber verdächtig vor.

„Sag' uns, Stephan: In der Philipp- und Jakobinacht biſt du wohl daheim geweſen in deinem Bett?"

„Warum ſoll ich nicht daheim geweſen ſein?"

„Ich hab' nur gefragt."

„Wo ſoll ich denn geweſen ſein bei der Nacht, als daheim!"

„Weißt du es gewiß?" fragte der Waldbauer. „Denke nach. In der Philipp- und Jakobinacht. Das iſt die Nacht geweſen am vorigen Samstag bis auf den Sonntag."

„Sakra, was hat's denn? Daheim bin ich geweſen und geſchlafen hab' ich die ganze Nacht."

„Die ganze Nacht? Sag' es noch einmal, aber bedenk's vorher. Ich laß dir Zeit dazu."

„Brauch' deine Zeit nicht. Geſchlafen hab' ich die ganze Nacht."

„Sie ſagen aber, du wärſt in derſelbigen Nacht auf der Puchebene beim Maibaumſetzen geſehen worden!"

„Wen geht's was an!“ fuhr der Knecht jetzt derb drein, „das Maibaumſetzen iſt nichts Schlechtes.“

„Das meine ich wohl auch,“ drauf der Waldbauer, „und desweg möcht' ich nur wiſſen, warum du ſo feſt geſagt haſt, daheim wärſt du in derſelbigen Nacht geweſen und geſchlafen hätteſt du die ganze Nacht.“

Der Knecht hub an, aus ſich herauszugehen. „Was habt's denn mit mir? Ich laß mich nicht ausfragen wie einen Spitzbuben, von dir nicht, alter Dodel!“

„Oho!“ riefen die Männer. „Vergiß nicht, vor wem du ſtehſt.“

„Was iſt denn Schlechtes geſchehen beim Maibaumſetzen, he?“

„Gewiß nicht, Stephan, vom Maibaumſetzen weiß kein Menſch nichts Schlechtes,“ ſagte der Waldbauer immer in gutmütiger Weiſe. „Aber wenn du uns ſchon die Philipp- und Jakobinacht verleugnet haſt, wo nichts geſchehen iſt, ſo wirſt uns die Nacht vom Montag auf den Erchtag noch gewiſſer verleugnen, wo was geſchehen iſt.“

Der kleine Waldbauernbub betrachtete den Knecht und könnte heute noch den Ruck beſchreiben, der jetzt auf einmal den ganzen Kerl erſchüttert hat. Aber nur einen Augenblick hatte ihn die unverhoffte Wendung ſo geſtoßen, dann ſtand er wieder ſtarr wie ein Holzſtrunk zwiſchen den zwei Männern.

„Da iſt der Grieslacher zu mir gekommen,“ fuhr der Waldbauer fort, „und hat erzählt, daß ihm in der Montagsnacht ſeine beſte Sau aus dem Stall geſtohlen worden iſt.“

Der Knecht hub an zu erſtaunen, wer denn ſo ſumpflackenſchlecht ſein könne und dem Grieslacher eine Sau ſtehlen! Daß es doch gar ſo ſchlechte Leut' geben könne auf der Welt!

Sagte der Grieslacher: „Du Stephan, möchteſt nicht ſo gut ſein und uns dein Taſchenmeſſer ein biſſel anſchauen laſſen? Das mit der Hirſchhornſchale, weißt eh."

„Mein Meſſer, warum denn nicht?" Der Knecht griff in die Taſchen, fand es aber nicht gleich. „Iſt ja wohl nichts dran, iſt ein alter Scherben."

„Schau, der Vorſtand möcht' juſt einmal ſo ein hirſchhornſchalenes Meſſer ſehen, 's hat ſonſt keiner eins."

Der Knecht ſuchte ſehr angelegen das Meſſer. „Wo es nur ſteckt! Sollt' ich den Scherben daheim vergeſſen haben? Iſt eh ein rechter Scherben. Wenn ich ihn gar verloren hätt'? Liegt auch nichts dran."

„Sollt's vielleicht das ſein?" fragte der Grieslacher und hielt in der flachen Hand ein Taſchenmeſſer mit Hirſchhornſchale hin.

„Kümmere mich nicht drum," rief der Knecht und hieb mit ſeiner Hand in die leere Luft hinein.

„Nicht ſo, Stephan, was dein iſt, bleibt dein, und um ſeine Sach' muß ſich der Menſch rühren. Hab's ja gleich geſagt, das iſt dem Großberger Knecht ſein Meſſer, wie ich's gefunden hab' im Schachen, wo die geſtohlene Sau geſchlachtet worden iſt. Siehſt eh noch das Blut dran. Abwaſchen thun wir's derweil nicht."

„Das dumme Meſſer da hat mein Lebtag nie mein gehört," verſicherte der Knecht.

Hierauf ging ein schnelles Hin- und Widerreden an, sogar der langsame Waldbauer entfachte ein Kreuzfeuer.

„Knecht Stephan," sagte er, „du hast dir dort — die Glut glost eh noch — vorhin ein Schweinernes gebraten."

Der Knecht: „Vergunnst mir's etwan nicht, das bissel Kälberne?"

Der Gemeindevorstand: „Gunnen, wohl, wohl, hast mich ja mithalten lassen wollen. Schau, da liegt noch so ein Knöchel. Aber Kalbsbein ist das keins."

Der Knecht: „Was weiß ich! Bei so einem Hungerbauern frißt man, was man zu schenken kriegt."

Der Vorstand: „Zu schenken, sagst?"

Der Knecht: „Von einem Bettelmann."

Der Vorstand: „Stephan, du hast dem Grieslacher die beste Sau mitsamt den drei Ferkeln gestohlen."

Der Knecht: „Das ist derlogen! Ferkeln nicht!"

Der Vorstand: „Also nur die Sau. — Nachher wären wir so weit."

Der Knecht setzte zu einem Sprunge an, da hielten sie ihn schon fest.

„Thut's ihn halt zum Bezirksgericht treiben," sagte der Vorstand.

„Treiben!" schnob der Knecht wütend auf, „treiben wie ein Vieh! Waldbauer, mir scheint, du weißt es nicht, daß man auch einen Angeklagten nicht schimpfen darf, sonst kannst kurios eingehen, mein Lieber!"

„Also nicht treiben. nur führen. Mußt schon ver-

zeihen, ich kenn' mich bei den Spitzbubenbräuchen nicht so aus."

Wie der Knecht vorhin ihn selbst mit den niedrigsten Schimpfwörtern überhäuft hatte, an das erinnerte er gar nicht. War auch was anderes, Bauer. Das Kriminalgesetz sagt für diesen Fall nur, daß der Delinquent nicht geschimpft werden darf. Ein armer Notbauer ist doch kein Delinquent!

Also, der Großberger Knecht ist fortgeführt worden. Und war es wieder ein Beispiel, wie der Waldbauer überall Malheur gehabt hat. Lange hatte er in seiner Bedrängung keinen Knecht bekommen können zum Anbauen in diesem Notjahr, und als er endlich doch einen gefunden, mußte er ihn vom Acker weg einsperren lassen.

Was die schneidige Großbergerin über eine solche Undankbarkeit gesagt, das dürfte sich der Leser reimen können. Als das Richteramt vorüber, war der Vorstand wieder der notige Waldbauer, der alles einstecken mußte, wie es sich für arme Leute geziemt. „Meinetwegen," sagte er gerne, „das macht mich nicht besser und nicht schlechter. Ein solches Krepierl, das das Schimpfen nimmer aushalten kann, bin ich halt doch nicht."

Schneiderliebe.

Wir trabten mehr in der Luft als auf dem Erdboden. Jener wunderliche Heilige soll Flügel an den Ferſen gehabt haben; wir hatten die Federn an den Zehen, ſo ſchnellten ſie uns dahin auf der Waldſtraße, trotz dem gewichtigen Bügeleiſen. Der ungariſche Schneider war überflügelt. Der ungariſche Schneider, der Jahre lang die Ster gehabt hatte beim Werksverweſer, er war ausgeſtochen von unſeren fleißigeren Nadeln; oder — treu geſagt — wir wußten es ſelbſt nicht, weshalb wir auf einmal geladen worden beim Werksverweſer in Brückelbach.

In der großen Stube mit den weißen Fenſtervorhängen und den braunpolierten Käſten, einem feinen Herrenzimmer, durften wir unſere Werkſtatt aufſchlagen. Doch gedachten wir, uns zu behaupten. Zu behaupten durch gediegene Arbeit und ſolides Benehmen. Wir wollten in dieſem fürnehmen Hauſe auch einmal rechtſchaffen gebildet ſein, ſtatt „Jo“ Ja ſagen, zu Beginn der Mahlzeit ſtets „Guten Appetit“

wünſchen und mit der linken Hand die Gabel führen. Auch mit du wollen wir Keinen anreden, wie ſonſt in der Bauernſchaft, ſondern den Herrn Verweſer mit „Er“ und die Frau Verweſerin mit „Sie“ und die Mädels mit „Fräuln“. Beim Anmeſſen aber ſagte mein Meiſter: „Was kriegen wir?“

Das Tuch lag ſchon auf dem Tiſch, grobes und feines, ſchwarzes, graues und Unterzeug, — in Stückeln und Reſteln weich und glatt. Alſo der Werksverweſer, ein ſtattlicher Herr mit viereckigen Achſeln und dreieckigem Kopf, der kriegt einen lodenen Gebirgsrock, ein Beinkleid und eine Hoſe. Sein Kopf war dreieckig, weil er oben mit einem breiten Schädel anhub und unten in einem grauen Spitzbart auslief. Was jedoch zwiſchen Beinkleid und Hoſe für ein Unterſchied ſein ſollte: Das fragte ich den Meiſter und er mich. Es war einfach: die Hoſe für Feiertags heißt Beinkleid und das Beinkleid für Werktags heißt Hoſe. Die Frau Werksverweſerin „kriegt nichts.“ Sie konnte vielleicht darum kein Gewand bekommen, weil ſie eigentlich keinen rechten Leib hatte. Es war hinter ihrem dunkelbraunen Hausrock wohl Etwas da, aber mehr ein Geſtell als ein Leib, eigentlich nur ſo ein Apparat, der immer bewegſam in allen Teilen des Hauſes umherwirtſchaftete, mit ſcharfem Stimmlein Befehle gab und alles im Gang hielt. Sie war das Schemen, der Geiſt, und bedurfte nur eines dunkelblauen, ſchlaff niederhängenden Rockes und einer weißen Haube, die über die Ohren herabgebunden war, um geſehen zu werden. Alſo die Frau kriegt nichts.

Das „Fräuln“. Aber nein: es war ja das Stubenmädel, das wir einen halben Tag lang als „Fräuln“ verehrten, ein blasses Rundgesichtel, das immer lachte und trällerte und mich, den Schneiderlehrling mit neunzehn Frühlingen, lustig einen „Haspel“ hieß. Sie hatte freilich Recht. Während der Meister mit quiexender Schere einen Rock zuschnitt, hockte ich auf niederem Schemel, spitzte die Knie auseinander, über die ein schwarzer Zwirnsträhn gespannt war, und wickelte mit emsiger Hand den unendlichen Faden aufs Knäuel. Ob solcher Thätigkeit hätte mich jeder Holzhaspel wegen Gewerbsstörung verklagen können. Das rundgesichtige „Fräuln“ hatte also völlig Recht. Unrecht hatten eben wir mit unserer Menschenkenntnis; und die Augen gingen uns erst auf, als gegen Mittag das wirkliche Fräuln zur Thür hereinrauschte. Der Meister wollte vor Ehrerbietung sofort aufstehen, merkte aber noch rechtzeitig, daß er ohnehin stand. Wir glaubten, die kleine, runde Person komme von der Kirche, so schön war sie angezogen. Auf und auf weiß und mit röten Seidenmaschen an unterschiedlichen Stellen. Beim Kaufmann in Mürzzuschlag war im selben Jahr zu Weihnachten eine Puppe ausgestellt gewesen; diese Werksverwesterstochter sah ihr ähnlich, so rot waren die Wangen und so schwarz die Augenbrauen und Wimpern. Zart und hold wie ein gemalter Engel war sie anzusehen; als sie jedoch den Mund aufthat, schauten wir rings herum, ob nicht ein Drescherweib eingetreten sei, das da in breiter, quatschiger Weise ausrief: „Hau! Die Schneider san kiemen! Das isch gscheid!“

„Unſere Tochter!“ ſo hatte die Mutter dieſen Engel vorgeſtellt. „Kriegt ein Mantill!“

Iſt nicht ſo leicht, bei den hohen Herrſchaften zu arbeiten. Jetzt weiß man wieder einmal nicht, was Das iſt: ein Mantill. Ich riet auf einen Wettermantel und erſt mit vorſichtigem Näherfragen kam der Meiſter darauf, daß es ſich um ein kurzes Oberjäckchen handelte, zu dem die Frau ſchwarzen Sammetſtoff und rotſeidenes Unterfutter gebracht hatte. Die Tochter — wir nannten ſie nur mehr Tochter, weil das Fräuln ſchon an dem Stubenmädel abgebraucht war — ließ ſich ruhig mit dem Faden meſſen. Nicht einmal unter den Achſeln war ſie kitzlig, was eine Seltenheit iſt, wie der Meiſter verſicherte. Lehrlinge dürfen noch nicht meſſen, — und ſo muß man den Meiſtern glauben. Das „Mantill“ ſollte an den Rändern verſchnürt und mit Taffetbändern doppelt „paspoliert“ werden. Der Schnitt mußte „neuwieneriſch“ ſein. Zu allem Glück hatte der Meiſter das Blatt ſchon dem ſchweizeriſchen Geſellen nachgeſchnitten, der ſeine Muſterſammlung unvorſichtigerweiſe zurückgelaſſen hatte, als er fremd ward. „Sonſt wären wir jetzt petſchiert!“ flüſterte mir der Meiſter zu.

„I hans gern recht neumoderiſch,“ geſtand die Tochter, „wie's die Baroniſchen ham im Gſchloß ent.“ Das „Gſchloß“ ſtand drüben im Fröſchnitzthal und der weiße Engel ſollte der erſte ſein in Brückelbach, der ein neuwieneriſches Mantill bekam. „Da wern ſie ſich giften, die Schulmeiſterin und die Kramerluiſl!“ Mich hatte die Tochter ſchon während des Anmeſſens auf dem Korn

und plötzlich rief sie fast schreiend: „Is Dos der Schneiderbua, der a so Gedichter dichten thuat?“

Da gehörte rasch ein Riegel vor. „Jetzt heißts nähen und nicht dichten!“ sagte der Meister. Ich setzte mich zur Arbeit. Am Rock des Verwesers konnte schon die Rückennaht gemacht werden.

Aus der weiteren Bewohnerschaft dieses Hauses erzähle ich noch von einer Art Hauswaschel, einem Mann für alles, was es so in dem Alltag der Wirtschaft an Kleinigkeiten zu thun gab. Ein Bursche mit kurzen Beinen, breitem Hinterteil und einem hübschen Kopf, der immer freundlich drein schaute, wenig sprach und zu allem „Ja“ nickte.

„Der Siedel kriegt nichts,“ erklärte die Hausfrau. Denn er hatte eigentlich schon alles. Er hatte Militär und Zivil, alte und neue Mode an sich geknöpft: eine blaue Soldatenhose, einen grün ausgeschlagenen Jägerrock, einen schwarzen Strohhut, der sehr fein geflochten war, aber schon Fransen hatte. Und trug um den dicken Hals die Reste eines Seidentuches geschlungen, dessen bunte Farben noch loderten wie Feuer. Der Siedel trug alle Ableger der Familie und ihrer Verwandtschaft; und so oft andere was Neues kriegten, kriegte er was Altes. Und an manchem Stück besserte er oder das Stubenmädel so lange herum, bis es wieder wie neu war. Der Siedel stand am Kehrichthaufen oft frischer gewaschen, geflickt und gebügelt als andere in der schönen Stube.

Endlich muß ich den grauen Pintscher noch vorstellen, an dem viel Wolle, aber wenig Hund war. Wenn er auf unserem Tische saß und mit dem Zwirnknäuel

ſpielte, ſo ſchien er ein faſt mächtiges Ungetüm zu ſein, und wenn man ihn anpackte, war eine Handvoll Miſtvieh da, — alles andere Pelz. Dieſer Hund war der Liebling des Hauſes. Jedes gab ihm einen anderen Koſenamen oder einen anderen Fußtritt, ſo daß wir nicht herausbekamen, wie der Köter eigentlich hieß oder welche Schuhſpitze ihm die liebſte war. Er ließ ſich alles gefallen; nur wenn man „Prrr!“ ſagte, that er einen Schnapper nach der Naſe. Denn das ſchien er für eine Fliege zu halten.

Das waren nun die weſentlichſten Hausgenoſſen beim Werksverweſer. Noch wäre die Kochfrau zu erwähnen, deren verborgenes und wohlthätiges Wirken wir täglich dreimal merkten. Jeder Tag war Chriſttag, vom rahmigen Morgenkaffee über den wohlgeſchmorten Mittagsbraten bis zu den Schmalzkrapfen am Abend. Dazu noch der Wein am Vor- und Nachmittag, in den Gläſern funkelnd wie ein Goldring, im Gaumen prickelnd wie ſüßes Feuer und in der Seele alle Geiſter rund herumjagend, daß ſie manchmal purzelten und ſich vor Lachen kugelten.

War der Werksverweſer da, ſo trank er mit und erzählte luſtige Sachen. Seine Stimme klang, als würde in einen Topf geſprochen. Einen hohen Rockkragen trug er und den Bart ſo, daß von ſeinen fünf Kröpfen ſelten mehr als einer zu ſehen war. Obwohl er ſeit Jahren Eigentümer des Eiſenwerkes war, ließ er ſich beſcheiden immer nur den Verweſer nennen. Beim Wein geſtand er treuherzig, daß er ſo den Arbeitern leichter die Löhne ſchmälern könne, ohne mit ſeiner Perſon dafür einſtehen

zu müſſen. Er beſchäftigte in ſeinem Senſenhammer ein Dutzend Schmiede, die er bei guter Laune „Kampel", bei ſchlechter „Lumpen" nannte. Neben der Erzeugung von Senſen war ſeine Lebensaufgabe das Kegeln. In der gedeckten Kegelbahn war eine eiſerne Tafel aufgeſtellt, auf der mit eherner Schrift verzeichnet ſtand, wann und wie oft ſchon Herr Erasmus Holtenſteiner, Werksverweſer allhier, alle Neune geſchoben hatte. Die Tochter, wenn ſie dem Vater eine beſondere Freude machen wollte, bekränzte dieſes Denkmal der Gefallenen mit „Eichenlaub", das ſie von den Ahornbäumen riß.

„Schneider! Willſt mir helfen auf ein Bot?" Mit ſolchen Worten lud der Werksverweſer meinen Meiſter manchmal zur Kegelpartie.

„Iſt mir nit zuwider," antwortete ſtets der Meiſter; denn fürs Erſte that er auch mit Leidenſchaft kegelſchieben, fürs Zweite gewann er dabei dem Gegner meiſt das Geld ab und fürs Dritte wurde er noch extra dafür bezahlt, denn die Ster iſt nach dem Tagewerk gerechnet worden.

In ſolchen Stunden, wenn die Beiden draußen kegelten, wurde drinnen die dunkelblaue Stange mit der weißen Haube noch ſchlanker und ſie gab mirs zu verſtehen, daß man die Handwerker nicht eigentlich ins Haus lüde, damit ſie dem Hausherrn das Geld aus dem Säckel ſpielten, als vielmehr, daß ſie gute Arbeit machen ſollten. Nun, das geſchah ja, dieweilen ich des Tages vierzehn bis ſechzehn Stunden nadelte und bügelte. Der Fleiß des Lehrlings ließ ſich nicht leugnen; doch war bisweilen unter Variation das Bibelwort anwendbar:

Was der Lehrling zuſammengefügt, das muß der Meiſter trennen. Denn während dieſes Lehrlings magere Finger unbeaufſichtigt ſo die Nadel führten, brannte ſein Lichtlein vor fremden Altären. Er dichtete einen Roman, der im Monde ſpielte und in dem er das Leben des Waldbauernbuben ſo beſchrieb, wie er es ſich für die Erde vergeblich wünſchte. Dort war er König, der ſehr gerecht regierte, eine gelbſeidene Hoſe trug und eine junge Frau hatte, die — nebenbei geſagt — dem Stubenmädel beim Werksverweſer auf Erden ähnlich ſah. Zwar ſtand die weiße Tochter mit den roten Seidenmaſchen und den bemalten Wangen einmal ſtramm vor dem Schneidertiſch und ſagte: „Iſchts wohr, Schneiderbub, daß du Gedichter dichten thuaſt? Geh: dicht eins her auf mich! Bitt dich gor ſchön, dicht mich a biſſel on! Aſt ſchenk ich dir wos!“

Senkte ich mein Geſicht auf die Nadelarbeit nieder und antwortete gedrückt: „Mag nicht dichten.“ Und ſtach ſcharf in den Loden.

Am ſelbigen Abend zur Lichtfeier ſtand ich draußen hinter dem Flieder und ſchrieb in mein Büchel:

„Bin dem Verweſer ſein' Tochter.
Heiliger Sankt Kulian,
Bitt Dich auf allen vier Knien:
Sei ſo gut, gieb mir ein' Mann!
Blind ſind die Burſchen, ach leider,
Nicht einmal windige Schneider
Gucken mich an.“

Während ich dieſe ſinnreichen Verſe ſchrieb, wurden ſie auch ſchon geleſen, und zwar von Augen, die mir

über die Achſel lugten und dem Hauswaſchel gehörten. Ich merkte es erſt, als der Menſch ein Gelächter anſchlug und rief: „Nicht einmal windige Schneider!“

„Was haſt mit'm Schneider?“ quatſchte der weiße Engel vom Kammerfenſter her.

„'s Fenſter zumachen!“ ſpottete der Waſchel, „daß ihn dir der Wind nit einitragt!“

Für dieſen Spott hatte ich am nächſten Tag ſchon eine Genugthuung. Als das Stubenmädel mit dem blaſſen Rundgeſicht in unſerem Zimmer von Möbeln den Staub abfächelte, machte ſich der Pintſcher den Scherz, auf den Kaſten zu ſpringen und nach ihrem Wedel zu ſchnappen. Da packte ſie das Hündlein her, und dieweilen ſie lachend auf mich ſchaute, rieb ſie ſich das Pelztier in ihre Wange und ſagte: „Was willſt denn? Was willſt denn von mir? Mund ablecken, wie? Na, da haſt eins. Schmeckts? Da haſt noch eins, Kerl, du lieber!“

Während das feine Mädel den Pintſcher alſo koſete, ſchaute es auf mich her; da muß es doch der Dümmſte merken. Wenn andere ihre Liebeserklärungen „durch die Blume“ machen: das Stubenmädel machte ſie mir durch den Hund... Sonſt, wie ich mich in jenen glücklichen Zeiten des Abends ins Bett warf, ſo und juſt ſo lag ich noch am Morgen, wenn mir der Meiſter mit der Hand die Achſel rüttelte. In dieſer ſelbigen Nacht aber habe ich mich arg hin- und hergewälzt. Herzkrank war ich geworden. Lag ich auf der rechten oder auf der linken Seite: es ſtieß wie ein Böcklein an den Bruſtkorb, und zwar wie ein ungeſtümes Böcklein.

„Schlecht ausſchauſt heut!“ ſagte morgens der Meiſter mit Beſorgnis.

„Weil ich Herzklopfen han!“

„Das machts Wohlleben in dieſem Haus.“

Wenn ich vom Küchenherd das Bügeleiſen holte, ſo huſchte das Auge unterwegs manchmal durch die halb offene Thür in eine Kammer hinein, in der das Stubenmädel mit der Wäſche umthat. Sie flickte, ſie glättete, ſie ſchichtete und ſang dabei Vierzeiler von der Liebe, die gewiß wieder nicht an den Pintſcher, ſondern an einen anderen gerichtet waren. Und einmal — das Bügeleiſen war ohnehin viel zu heiß, es eilte nicht — trat ich auf den Stiefelſpitzen raſch und leiſe in die Kammer. Aber das Mädel war nicht da. Über der Lehne des Rohrſtuhls, auf den ſie ſonſt zu ſitzen pflegte, lag zuſammengelegt ein ſchneeweißes Wäſcheſtück. Ich nahm den Augenblick beim Schopf, den Stift aus der Taſche und ſchrieb auf das Linnen: „Ich liebe Dich!“... Nachher trat der Spitzbub mit dem heißen Eiſen harmlos in die große Stube und bügelte den befeuchteten Loden, daß die Dämpfe nur ſo aufſtiegen und den Kopf noch mehr benebelten. Als die Joppennaht glatt und der grüne Kragen dran flach gebügelt war, kamen die Knöpfe an die Reihe. Groſchengroße Meſſingknöpfe funkelten wie die Kriegsmedaille, die der Feldwebel Donnersberger ein paar Jahre vorher aus Italien mitgebracht hatte. Auf jedem der Knöpfe war ein Huſar, das Roß mit ſträubender Mähne, der Reiter mit ſträubendem Schnurrbart, der faſt ſo lange wie der Säbel, den er ſchwang. Dieſe Knöpfe nun ſollten an die Lodenjoppe des

Verweſers kommen, auf beiden Seiten ihrer ſechs in Reihe und Glied. Da wurde der Meiſter auf die Kegelbahn gerufen. Es waren aus der Nachbarſchaft Hammerherren gekommen, die eine große Partie thun wollten. Er hatte das „Mantill“ auf dem Knie gehabt, an dem nur noch Weniges zu vollenden war.

„Mach es fertig,“ ſagte er; „da ſind die Sachen.“ Und ſchob mir alles zu über den Tiſch her. Und trippelte munter hinaus zur Kegelbahn, um den Hammerherrn das Geld abzugewinnen. Ich legte die Lodenjoppe bei Seite, begann, am Mantill der Tochter zu arbeiten und dabei wieder an das weiße Rundgeſichtel zu denken. Und während die Nadel mit dem ſchwarzen Seidenfaden am Sammetmantill die Knopflöcher einrandete, fingen im Köpfel gewiſſe Gedanken im Takt zu tanzen an.

Die Liab is a Vögerl,
Im Mai fliagts daher.
Thuas fangen! Schau: ſpäter,
Da kommts nimmermehr.

Der Knopflöcher waren mit der Kreide acht oder neun angemerkt; ſie mußten mit dem Stemmeislein zuerſt durchgeſtemmt und dann „paspoliert“ werden.

Die Liab is a Flammerl,
Entzündt ſich gar gern,
Und wer damit ſpielt,
Kann ein Abbrandler wern.

Klipp und klapp den Knopflöchern gegenüber nun die Knöpfe. Acht geben, daß das rote Seidenfutter inwendig nicht mit geheftet wird, ſonſt faltets.

Die Liab iſt a Bleamerl,
Wohl guat mußt es pflegn,
Die Liab braucht a Buſſerl,
Wia 's Bleamerl ein Regn.

„Was thuſt denn da?“ fragte der Meiſter, der plötzlich an der Tiſchecke ſtand. Seine Stimme war heiſer. Seine Augenſterne waren kleiner als ſonſt und zuckten im Weißen hin und her, wie Irrlichter; die Naſe war blaß und ſpitzig geworden wie bei einem Toten, aber auf dem glatt raſierten Geſicht zitterten alle Fältchen. Verſpielt hatte er beim Kegelſchieben, den ganzen Wochenlohn verſpielt. Das ſind Kerle, dieſe Hammerherren! Aber nicht deshalb that er die verwunderliche Frage. „Was thuſt denn da?“ Er zog mir das Mantill vom Knie weg. Und jetzt hab ichs geſehen, was da angeſtellt worden war während meiner Verſunkenheit... Fürs erſte ſchloß ich die Augen und mein Denken und Wünſchen war kein anderes als: Erde, thu ein tiefes Loch auf und verbirg mich! Was geſchehen war? Statt der niedlichen Glasknötelein, die auf dem Tiſch in der Papierdüte lagen, hatte ich ans Sammetmantill die Huſaren genäht, das ganze Bataillon, und hatte die entſprechenden Knopflöcher dazu gemacht. Mit grenzenloſer Ratloſigkeit ſtarrt der Meiſter auf dieſe That; dann warf er mir das Zeug an den Kopf: „Jetzt ſchau, wie Dus recht machſt!“

Schau, wie dus recht machſt! Das war leicht geſagt. Aber unmöglich zu thun. Die groſchengroßen Meſſingſcheiben konnten losgetrennt werden; aber die Knopflöcher! Wie fletſchende Schnauzen lechzten ſie nach

meiner armen Seele, dieſe ungeheuren Öffnungen, ihrer neun in der Reihe, mit nichts auszufüllen als mit den ſchrecklichen Huſarenſcheiben. In einem ſolchen Abgrund hatte mich der Meiſter noch nie geſehen... Aber man konnte doch fragen: War das Mantill für den Meiſter gemacht? Nein, es war für die Haustochter. Vielleicht iſts ihr gerade ſo recht. Meiern wir ein biſſel an. Wir ſtehen jetzt auf dem Punkt, wo man die größte Dummheit machen kann. Es iſt nichts mehr zu verlieren. Wem mein Lied vom Vögerl urſprünglich zugeeignet war? Das iſt leicht zu erraten. Und nun, im Drange grauſer Not, geſchah der Hochverrat. Schon am nächſten Tage war der weiße Engel verankert. Er hatte draußen am Kirſchbaum, unter dem ſeine Bank war, ganz zufällig das Liedel gefunden, das ich ganz zufällig dort an die Baumrinde geſteckt hatte. „Die Liab is a Vögerl," alſo gehört ſie auf den Baum.

„Iſch dos auf mich?" fragte ſie unter dem Hausthor, während ſie das Papier mit zwei Fingern in der Luft mir entgegen hielt. „Hoſt dus gemocht?"

„Ich will Ihnen mit noch was Mehreres überraſchen!" war meine Antwort. Wenn der weiße Engel ſo ſchön bäueriſch ſprach, ſo konnte der Schneiderbub ja wohl einmal herriſch reden. Und alſo erklärte ich ihr in kühnſtem Hochdeutſch: das Neuwieneriſche ſei längſt veraltet. Für ſolche Kuhmenſchertracht wäre die Fräulein Tochter viel zu ſchön! Für die Fräulein Tochter müßt' wohl was Neues ſein, was ſich könnte ſehen laſſen. Und ſo wäre geſorgt worden, daß ihr Mantill nach der pariſer Mode ausfiele, wie wir ſie erſt kriegt hätten,

mit Doppelpaspolatur und vergoldeten Kaiserknöpfen „vorn awer". Da würden die Leute einmal ihre Augen aufreißen! Und der Neid von den Menschern!

Nach solchen Vorbereitungen hielt ichs denn an der Zeit, mit dem Äußersten hervorzurücken. Wie ein dressierter Bär, halb Zärtlichkeit und halb Blutdurst, ist sie mir an den Hals gesprungen, als sie die großen Scheiben sah mit den Husaren. Gewonnen wars. Schon an dem selben Nachmittage hatte die Tochter im Kirchdorf zu thun und sie ist mit dem Husarenbataillon davon gestolzt.

Das blasse Rundgesicht ging und that im Hause so gelassen umher, als ob seit der Erschaffung der Welt kein Mensch auf weißes Linnen geschrieben hätte: Ich liebe dich! Ich aber wartete auf eine Rückwirkung.

Und sie kam.

Nach regnerischer Zeit war ein wunderschöner Heutag. Der Verweser hatte eine Wiese voll gebleichten Heues. So bot er seinen ganzen Heerbann auf, die Hausleute, die Schmiede und die Schneider, daß sie mit langen Gabeln, Hacken und Rechen auszogen. Froh, der dunklen Stuben entkommen zu sein, hüpfte ich lind hin über den kurzgemähten Rasen, barfuß und in Hemdärmeln, wie alle anderen, in deren Reihe ich ans knisternde Heu ging. Da flogen die Mahden; und ein rußiger Schmied sprach laut die Mahnung aus, auf die Schneider acht zu geben. Wenn sie unters Heu kämen, wären sie nicht mehr zu finden und das Kalb, das sie dann etwa erwischte, könne daran ersticken. Weil der rußige Schmied ein

ſtarker Bengel war, ſo lachten wir zum Spaß; wäre er ein ſchwächlicher geweſen, ſo hätten wir den Schimpf gerächt. Ich hatte ſchon gemeint, mit meinem Rechen an die grüne Seite des blaſſen Rundgeſichtels geraten zu ſein, da ſchob ſich Siedel, der Hauswaſchel, mit ſeiner Gabel dazwiſchen. Dieſer Menſch war heute weiß wie eine Schneeſäule; nur daß er in der Sonnenhitze nicht abſchmolz, dieſer Hitze wegen ſich vielmehr auf Hemd und Unterhoſe beſchränkt hatte. Schweigend gabelte er neben dem Stubenmädel dahin, daß die Heuwogen nur ſo kräuſelten, und er hatte bei dieſer fleißigen Arbeit häufig eine Stellung, in der mir ſein breitrundlicher Hinterteil zugekehrt war. Mich ließ dieſe Erſcheinung natürlich gleichgiltig, bis ich urplötzlich auf der weißen Rundung geſchriebene Worte ſah. Da ſtand: „Ich liebe dich!“

Das weitere Ausſpinnen dieſer Begebenheiten iſt überflüſſig. Kein Jüngling hat ſeine Liebeserklärung je an ſo unpaſſender Stelle geſchrieben.

Nach ſolchen Erfahrungen war uns die Ster beim Werksverweſer verleidet. Mir nahm es der Meiſter noch lange übel, daß ich das Mantill mit den Huſaren aus der Hand gegeben hatte. Eine ſolche Arbeit könne er mit ſeinem Namen nicht decken. Sein Erſtaunen iſt deshalb durchaus nicht gering geweſen, als er ſah, wie das Fräulein Haustochter mit dem Jäcklein Staat machte und wie die pariſer Mode überall bewundert wurde. Jede, die auf ſeines Gewand was hielt, wollte ein Sammetmantill mit großen Meſſingknöpfen haben und ein Jahr ſpäter mußten wir überall pariſer Mantills

machen. Der Schneiderlehrling hat ſich für die Erfindung weiter kein Privilegium genommen; wers machen will: ein Sammetjöppel mit doppelter Paspolatur, fletſchenden Knopflöchern und neun Mann Huſaren auf Meſſingknöpfen. Inwendig rotes Seidenfutter . . . und ein dummes Weibsbild.

Der ſingende Schabelwirt.

Der dicke Schabelwirt in Ruſterholz hatte zwei Stimmen, eine im Gemeinderat und die andere auf dem Kirchenchor. Die erſtere war ſo gewichtig, daß ſie mit Leichtigkeit ein halb Dutzend Häuslerſtimmen in die Luft ſchnellte; die zweite war ſo mächtig, daß in der Kirche die Leute ſich umwendeten, um dieſe Stimme nicht bloß zu hören, ſondern auch zu ſehen. Sie mußte wie ein Strick von Bärenhaar aus dem viereckig aufgeſpreizten Munde des Schabelwirtes hervorgewirbelt kommen. Die Stimme dieſes Chorſängers weckte gar viele Skalen in der Menſchenbruſt; wer ſie das erſte Mal hörte, dem war zum Lachen, wer ſie oft hörte, dem war zum Weinen.

Selbſt dem Chormeiſter war zum Weinen. Allein ohne Schabelwirtsgeſang in der Kirche gab's keinen Kaffee zum Frühſtück. Mehrmals hatte er es verſucht und nur ſolche Meſſen auf die Pulte gelegt, die ohne Männerſtimme gegeben werden konnten. Alſogleich jammerte der Wirt ſeinen Gäſten vor über den Niedergang der Muſik und daß der Chormeiſter Sägeſpäne im Kopf haben müſſe! Ob die menſchliche Stimme nicht der Höhe-

punkt aller Muſik wäre — beſonders eine ſchöne kräftige Männerſtimme! Wenn dieſer Herr thöricht werde, ſo müßte man ihm die Zitzen höher halten! — Und dem Chormeiſter blieb die Milch aus. Des Wirtes Kuhmädel kam des Morgens nicht mehr mit der Zinnkanne, wie ſonſt, und da fand der Chormeiſter endlich doch allemal wieder, daß zur würdigen Kirchenmuſik auch eine kräftige Männerſtimme gehöre. Der Schabelwirt „mußte" wieder ſingen, und das Mädel erſchien mit der Zinnkanne.

Kamen Fremde nach Ruſterholz, ſo eiferte ſie der Wirt an, doch auch die Kirche zu beſuchen, womöglich beim Gottesdienſt, es wäre ſehr feierlich, beſonders mit der Muſik wären ſie gut beſtellt. Der Chormeiſter hingegen, der ſonſt auch nicht unchriſtlich dachte, riet den Fremden lieber einen Ausflug auf den Schirmberg, oder auf den Rotkofel an, als den Gottesdienſt in Ruſterholz. Die einheimiſchen Kirchenbeſucher opferten ihre Ohrenpein für die armen Seelen im Fegefeuer auf und ſo oblag der Schabelwirt ungeſtört ſeinem Geſang. Ein halbberauſchter Zecher wagte eines Tages den Zweifel laut werden zu laſſen, ob der Wirt wohl auch alle Noten kenne! Der kam an! Prügel bekam er nach Noten! Da hatte er's blau auf weiß! Aber ungariſche Schweinetreiber, die eines Tages während der Meſſe ihre Herde vorbeiführten, machten doch Halt vor der Kirche und der eine lugte zum Thore hinein, ob nicht Hilfe not thäte. Er ſchien ſich nicht ſicher, ob es Geſang oder Notſchrei wäre. — Sollten ſich nur beruhigen, die Herren Sauhändler — es iſt Geſang!

Auch in dem Jungen ſteckte es, in Schabelwirts

Sohn, dem Damian. Stimme hatte der keine zum Singen, ſie gixte. Eine Weile meinte der Chormeiſter, ſie mutiere; bis erſt die Mannbarkeit eingetreten, würde die Stimme des Burſchen alle anderen Sänger der Erde gründlich ausſtechen. Nun war der Junge richtig mannbar geworden, allein die Stimme gixte noch immer, der Chormeiſter hatte Todesangſt. Wenn ihm der auch noch auf den Chor kommt! Er wagte es nicht auszudenken.

„Dem Damian ſeine Stimme muß geſchont werden," ſagte er vorbeugend, „wenn ſie jetzt einige Jahre lang auf das Sorgfältigſte geſchont wird, dann können wir einmal etwas Phänomenales erleben!" Einſtweilen ſchlug er dem Burſchen vor, geigen zu lernen. Das Geigen aber gefiel dem Alten nicht. „Die Geige iſt ein Konkurrent der menſchlichen Stimme, aber ein ganz unfähiger! Trompetenblaſen, das iſt das richtige. Blech, das giebt Muſik, Blech, Blech!"

Indeſſen — ein großes Dorfwirtshaus hat noch andere Aufgaben, als Singen und Trompetenblaſen. Man weiß ja doch nicht, wann er einmal dazukommt, der Gottesblitz, und das neuerrichtete Thörlwirtshaus da drüben in den Boden zündet! „Der Thörlwirt iſt ein hautfalſches Luder! Sein Süßthun mit den Gäſten — alles nur ums Geld! das kennt man. An Süßthun biſt ihm nicht gewachſen, Damian!" So der Schabelwirt, und dann kamen Lehren und Ratſchläge.

„Es iſt möglich, mein Sohn, daß ich mich einmal vom Geſchäfte zurückziehe, um ganz der Muſik zu leben. Da mußt du wiſſen, wie man es mit den Gäſten macht,

daß ſie ſitzen bleiben. Unſer Herrgott, mußt bedenken, ſchickt einem Gaſtwirt allerhand Koſtgänger ins Haus. Wie viel Geld ſie dalaſſen, das iſt deine Sache. Daß du die Tanzpfeifen hernimmſt, wenn junge Leut' kommen, ſo geſcheit wirſt wohl ſelber ſein. Daß du ſie wegſchmeißt, wenn Viehhändler und Hauſierer vom Geſchäfte reden wollen, na, das wirſt auch noch einſehen. Selber mußt dich ausſpielen, mein Lieber! Thut einer bei ſeinem Glas Trübſal blaſen, ſo mußt dich zu ihm hinſetzen und ihm allerhand vorreden, bis du draufkommſt, was ihm iſt. Nachher, wenn er mit ſeinem Anliegen ausrückt, hör' ihm aufmerkſam zu, nicke bisweilen mit dem Kopf und ſchlag mit der Hand immer einmal vor Überraſchung oder Entrüſtung, oder woran es halt iſt, auf den Tiſch, damit er ſieht, daß du Anteil nimmſt und er ſein Glas nachfüllen läßt. Überhaupt, bei Gäſten, die gern ſchwatzen, die mußt ſchwatzen laſſen und dich aufs Zuhören verlegen — denken kannſt dabei, was der will. Merk' dir nur das: haſt ein gutes Benehmen, ſo brauchſt keinen guten Wein. Unterhalten ſie ſich mit dir, iſt auch das wohlfeile Geſüff gut. Wird manchmal ein beſoffener Patron ungut, ſo mußt du ihn der andern wegen hinauswerfen, aber ja nicht ſo, daß er's merkt. Ich hab zu ſo einem halt allemal geſagt: Geh, ſei geſcheit, Michel, laß die dummen Leut' dort ſitzen, die verſtehen keinen Spaß. Geh einmal biſſel in die friſche Luft hinaus. Halt, ich führ' dich, daß du nicht ſtolperſt! — und derweil hab ich ihn hinausgeſchoben. So einer hält dich für ſeinen beſten Freund und kommt dir allemal wieder, wenn er Geld hat. Giebt dir aber auch Bockige. Der

Riffel-Toni, das ist noch der harbste! Wenn der anhebt zu schimpfen, so muß man alle Stallthüren zusperren, sonst laufen die Vieher davon. Am besten ist's, man schimpft mit. Wenn man ihm hilft, da wird er ehzeit fertig, wenn man ihn löschen will, da zündet er sich erst rechtschaffen an und schlagt drein. Und so wie du beim Riffel-Toni mitschimpfen mußt, so mußt beim Krautruben-Barthel mitröhren! Weißt eh, daß der Alte allemal zum flennen anhebt, wenn er einen Rausch hat. Lachst ihn aus, so vertreibst ihn. Wär' ein Unsinn! Der Krautruben-Barthel zahlt allemal fleißig die Zech! So Leut' muß man estimieren! Ist eh ein Kreuz. Wer heut' im Dusel nicht zahlt, zahlt morgen beim Kopfweh noch weniger. Daß man die Tafel mit den Angekreideten an die Wand hängt, wo sie jeder vor der Nase hat, brauch' ich dir wohl nicht zu sagen. Überhaupt wirst du mit der Zeit selber drauf kommen, wie die Leut' behandelt, gefoppt, gerupft sein wollen. — Ich hab' in den ersten Jahren mit dem Singen die Leut' vertrieben. Und das hab' ich dumm gemacht. Wer ein so Mords-Ochs war und über den Gesang geschimpft hat, den hab' ich hinausgeschmissen, aber anders, als ich es g'rad vorher auseinandergesetzt hab'. Den hab' ich das letzte Mal gesehen gehabt. Den anderen, den mehr Gebildeten, die eine Musikfreud' gehabt und mir zugehört haben, ist immer einmal ein Maß vom Bessern aufgetischt worden, geschenkterweis. Wie ich aber seh', daß trotzdem einer um den andern bei der Thür hinausschlupft, hab' ich mir gedacht: Die Pölli verstehen nix. Was sollst deine Perlen den Säuen vorschmeißen! und

hab' im Wirtshaus das Singen ſein laſſen. Jawohl, mein Sohn, ein Wirt muß ſich aufopfern können für ſeine Gäſt' — wenn er ein Geſchäft machen will." —

Man wird nun wohl überzeugt ſein von der Großmut des Schabelwirts. In der Kirche, allerdings, wollte er ſeine Perlen nicht zurückbehalten; er ſei ſein Talent dem Herrgott ſchuldig! war ſein Beſcheid, wenn er manchmal teilnehmend befragt wurde, warum er ſich auf dem Chor ſo abmühe für nichts und wieder nichts, und hätte doch nur Undank dafür. „Undank iſt Künſtlerlos!" Dieſen Spruch hatte er ſich aus einem alten Volkskalender herausgeſchrieben, zitierte ihn aber nicht oft, weil er überzeugt war, daß ſeine Stimme wohl von allen Verſtändigen gewürdigt werde. Nun, und die Unverſtändigen? Auf die pfeift die Katz, damit ſie auch was Muſikaliſches haben.

Beim Schabelwirt hielt ſich zeitweiſe ein hinkender Mann auf, der hatte ebenfalls was Muſikaliſches. Nämlich einen redenden und ſingenden Kaſten. Hielt man ſich daran zwei Schläuche an die Ohren, ſo hörten ſich die Stimmen berühmter Redner und Sängerinnen und ganze Muſikchöre heraus, wie ſie einſt in großen Städten und anderswo hineingeſprochen, geſungen und gepfiffen worden waren. Dieſen Kaſten verehrte der Wirt als den größten Künſtler der Neuzeit, der — wie er liebenswürdig ſcherzend ſagte — deshalb auch in den Grafenſtand erhoben worden ſei. Denn es war der Phonograf. Für das Horchen zog der Hinkende Geld ein, nur der Wirt zahlte nichts, leiſtete dafür jedoch dem Eigentümer freie Koſt und Verpflegung, nur das Ge-

tränk mußte bezahlt werden. Als der Mann den Schabelwirt einlud, einmal mit seiner phänomenalen Stimme etwas in den Kasten hineinzusingen, gab der Wirt das Lied „In diesen heiligen Hallen" ab. Der Hinkende jedoch that geheimnisvoll und ließ ihn das gesungene Produkt nicht zurückhören, den er fürchtete für seinen lieben Kasten....

Eines Tages kehrten zwei Herren aus Murstadt beim Schabelwirt ein. Er war sehr artig, ließ vom „Besseren" auftragen, in der Absicht, ihnen nachher etwas vorzusingen. Denn das waren offenbar gebildete Leute. Die Fremden hinwiederum luden ihn ein, mitzutrinken, in der Absicht, ihm dann eine Angelegenheit vorzutragen. Und als sie beiderseits lustig waren, meinte einer der Fremden, so ein wackerer Gastgeber, wie der Schabelwirt in Rusterholz, verdiene, daß er ein Geschäft mache. Sie wollten an einem der nächsten Sonntage seinen großen Tanzboden mit Gästen anfüllen. Sie möchten bei ihm nämlich eine Volksversammlung veranstalten und Reden über den Fortschritt und über die Freiheit halten.

„Ah, meine Herren, seid ihr die Aufklärung?" fragte der Wirt, „hab' schon gehört davon. Thut einer eine Red' reden? Schön, brav! Thu' meinen Tanzboden schon hergeben dazu. Nachher zum Schluß können wir auch was singen — daß es recht lustig wird."

So wurde ein Freidenkertag beschlossen. Waren die Rusterholzer auch nicht gerade fortschrittlich gesinnt, so waren sie doch neugierig. Und waren durstig. Je mehr ihrer zusammenkamen in die warme Stube, desto

durſtiger waren ſie allemal. Das ſollte ſich wieder einmal machen.

Nun ſandte der Schabelwirt ſeinen Laufburſchen aus: „Geh' im ganzen Gai um, von Haus zu Haus, und die Leute ſollen nächſt' Sonntag zum Schabelwirt und Gemeinderat kommen, nachmittags nach dem Segen wäre dort Freidenkerverſammlung!"

Der Knabe lief mit dieſer Freudenbotſchaft, ſo ſchnell er konnte und überall ſchrie er es gleich zur Thür hinein: „Nächſt' Sonntag nach dem Segen iſt beim Schabelwirt Freitrinkerverſammlung. Alle ſollt's kommen!"

„Donnerwetter noch einmal, der dicke Wirt! Will er bei der nächſten Wahl wieder in die Gemeinde? Die Klügeren rieten: Anfingen wird er uns wieder einmal wollen, und da giebt er halt einen Labetrunk. — Nun, ſie wollten dabei ſein bei dieſer Freitrinkergeſellſchaft. „Müſſen ihn in der Kirche umſonſt anhören; dasmal kriegen wir dafür was zu trinken. Brav von ihm, daß er was lohnt."

Der Pfarrer von Ruſterholz jedoch hatte ein feineres Ohr, oder eine beſſere Naſe. Kam er kurz nachher ganz langſam ins Wirtshaus getreten, ging aber nicht in das Extraſtübel, wo der Tiſch mit einem rot und weiß quadrierten Tuch bedeckt war, ſondern ſtand in der großen Stube ein wenig ſo herum, lehnte endlich ſeinen Stock an den Uhrkaſten, den Hut behielt er heute auf und ſo ſetzte er ſich zum Leuttiſch. Als auch dieſen der geſchäftige Schabelwirt raſch mit einem roten Tuch überziehen wollte, that der Pfarrer mit der Hand einen Deuter: „Laſſen Sie's, laſſen Sie's. Es iſt auch ſo gut."

Aber feierlich war heute der alte Herr und es wollte keine Anſprache recht verfangen. Von dem Achtel Wein, das er ſich beſtellt, hatte er kaum erſt genippt.

„Es wird ein anderes Wetter kommen," meinte der Wirt.

„Ich muß Sie doch fragen," ſagte nun der Pfarrer, „ſollte es wahr ſein, daß Sie in Ihrem Hauſe eine Freidenkerverſammlung abhalten wollen?"

„Ah na, ich nicht," antwortete der Wirt. „Ein paar Herren aus Murſtadt ſind dageweſen und haben ſich angefragt. Wenn ſie wollen, hab' ich geſagt. Muß eh froh ſein, wenn man wieder einmal was hört. Über das elektriſche Licht, oder ſo was, werden ſie ſprechen."

„Das ſehe ich wohl nicht gern, lieber Nachbar. Schauen Sie, unſere Leut' ſind alle gut chriſtlich. Die verſtehen ſolche Sachen ja gar nicht und wozu ſie beunruhigen?"

„Bei unſerer Waſſerkraft, ſagen ſie, könnten wir ſo viel Elektrizität haben, daß die Mühlen und Dreſchmaſchinen davon gehen könnten und extra noch für Licht genug übrig bliebe."

Unterbrach der Pfarrer den Wirt: „Gehn's, gehn's! Für die Elektrizität wird man Freidenkerverſammlungen machen! Da iſt was anderes dahinter. Sie leſen doch von der Übertrittsbewegung. Die Lutheraner kommen, und weil Sie ein alter Liberaler ſind, ſo will man Sie mit der Freidenkerei fangen. Iſt übrigens ein's wie 's andere. Thun Sie mir den Gefallen, Nachbar, und ſagen Sie ab."

Der Wirt hatte eine dicke Zigarre angeraucht, es war eine mit der Bauchbinde.

„Will mir's noch überlegen," ſagte er dann.

Das Überlegen fiel aber zu Ungunſten des Pfarrers aus. — Weswegen ſoll juſt in Ruſterholz keine Verſammlung abgehalten werden? Von überall hört man. Wenn der Wirt einmal ein volles Haus haben will, wen geht's was an? Und eine Unterhaltung. Iſt ohnehin ſo ſelten Gelegenheit zum Singen. Weil ſie von Muſik nichts verſtehen, dieſe Bauerngogel. Und wenn ſich einmal ein Schüberl gebildete Leut anſagen — gleich das Geſchrei: Die Lutheriſchen! Freidenker, was ſchadet's denn? Wird eh jeder denken, was er will. Und wer anders ſpricht als er denkt, iſt eh ein Lump! Abhalten thun wir die Freidenkerverſammlung!

Und am Vortage derſelben ſchrieb der Pfarrer an den Schabelwirt ſolchen Brief:

„Euer Wohlgeboren!

Indem Sie ſich trotz wohlmeinender Abratung doch für eine Freidenkerverſammlung beſtimmt gefunden haben und hiemit offenbar gegen die Abſichten der Kirche verſtoßen, ſo muß ich zu meinem Bedauern für die Zukunft Ihre muſikaliſche Mitwirkung auf unſerem Kirchenchore ablehnen, denn Gott kann unmöglich Gefallen finden an dem Geſange eines Freidenkers, der die chriſtliche Gemeinde in Gefahr bringt.

Mit gebührender Achtung N. N., Pfarrer."

So! — — So! — —

Der Schabelwirt war empört. Hat der Mann das

Recht, mir den Kirchenchor zu verbieten? — Aber an demſelben Tage bedeutete ihm auch der Chormeiſter, daß er mitſamt allen Muſikern leider unter Botmäßigkeit des Pfarramtes ſtehe. Es thue ihm aufrichtig leid! — Um was es ihm leid that, hat er weiter nicht dargethan. Aber bitter iſt es ſchon, anſtatt des gewohnten Frühſtückkaffees ſich mit Einbrennſuppe abfinden zu müſſen.

Gut. — Auch Kaiſer Heinrich iſt nach Canoſſa gegangen, was liegt dran. Das will der brave Schabelwirt dem Herrgott nicht anthun, daß er an Sonntagen ſeines Geſanges entbehren müſſe. Auch die Mehrzahl der Andächtigen wird ſich eine ungeſungene Meſſe nicht gefallen laſſen wollen. Und dann trägt auch der Geſang zur Herzensbildung bei. Vielleicht mehr, als ein Freidenkertag. Den zwei Freidenkern aus Murſtadt wird ſchleunig und heimlich abgewinkt. Den Leuten braucht man nichts kund zu thun, ſie ſollen nur zuſammenkommen. Statt ſo einer geſpreizten Freidenkerrede wird geſungen, da unterhalten ſie ſich weit beſſer und iſt nach keiner Seite hin ein Verdruß.

Alſo am folgenden Sonntag nach dem Segen kamen ſie zuſammen, die Bauern und Häusler und Handwerker von Ruſterholz beim Schabelwirt zum — Freitrinken. Der Tanzboden wurde viel zu eng, die Gaſtſtube und das Extrazimmer waren ſo geſteckt voll, wie bei einem Viehmarkt. Mehr als vier Bierkrügeln in jeder Hand kann die Kellnerin auf einmal nicht befördern. Der Sohn Damian ſchoß auch herum, goß aber den größten Teil ſeiner Bierkrüge über die Achſeln der Gäſte aus, weil das nicht geht, Getränk auftragen und dabei mit

jungen Weibsleuten ſchäkern. Der Wirt ſelber machte es ſich mit dem Wein leichter, er ſchleppte Thonplutzer aus dem Keller und ließ daraus ununterbrochen in die Gläſer rinnen. So nagelt man ſie feſt auf ihren Bänken und dann wird geſungen.

Als ſie nun aber merkten, daß der Wirt mit dem blauen Sacktuch ſeine Augengläſer putzte — denn ohne Augengläſer konnte er nicht ſingen — da ſchlichen ſich etliche ſachte ins Vorhaus und von dort ins Freie. Auch der Steinbrecher Einſel wollte es ſo machen, den hielt jedoch der Wirt an und fragte, ob er in der Stube nichts vergeſſen habe? Der Einſel taſtete nach dem Haupte — der Kopf war da, der Hut ſaß auch drauf; den roten Regenſchirm hatte er in der Hand. Nein, vergeſſen hätte er nichts. — Ob er doch wohl das Geldtaſchel in den Sack geſteckt habe, als er die Zeche beglich?

Bei dieſer Erinnerung machte der Einſel große Augen.

„Zech'? Zech' ſagſt, Wirt? Wer wird denn heut' Zech' zahlen, wenn Freitrinkertag iſt!" — Dem Schabelwirt gab's einen argen Stoß in der Bruſt. Wenn es ein Mißverſtändnis wäre? Er hatte ſich ohnehin gewundert, daß die Ruſterholzer ſo plötzlich bildungsdurſtig geworden und ſo zahlreich erſchienen waren! Wenn's ein verhängnisvoller Irrtum wäre? — Sogleich ſtieg er auf eine Bank und machte laut, daß heute bei ihm nicht eine Freitrinker-, ſondern eine Freidenkerverſammlung hätte ſtattfinden ſollen, daß aber die Herren aus Murſtadt nicht gekommen ſeien.

Himmel Hagelstern, wurden jetzt die Gesichter unschön! Die einen krebsrot, die anderen käseblaß — in die Länge zogen sich alle.

„Du Wirt!“ begehrte ein alter Pechbrenner auf, „wenn du wieder einmal einen Boten schickst, so schau erst, ob er auch reden kann. Alle ehrenwerten Manner, die da sind, werden meine Zeugen sein, daß dein Schickbub Freitrinkerversammlung hat gesagt!“

Des stimmten ihm alle bei. Der Wirt zuckte die Achseln. Das sei ihm wohl höchst unlieb. Darum, das undeutliche Reden hätt' er eh auf dem Zug! Da käme gewiß allemal ein Balawatsch heraus. Übrigens werde es ja kein Unglück sein, am Sonntag nach dem Segen einmal ins Wirtshaus zu gehen, besonders, wenn gesungen würde. Er wolle sie für die ausgebliebenen Freidenker entschädigen und ihnen jetzt eins vorsingen.

„Für die Freidenker brauchen wir keine Entschädigung,“ sagte der Pechbrenner, „aber zahlen thun wir heut' nix!“

Sie stimmten alle bei, schrecklich stimmten sie bei. Ein Gelächter war entstanden. Allein der Bauer kann „Krowaten zerreißen und lachen dabei,“ ein Sprichwort, das dem Wirt nicht unbekannt war.

„Alles was recht ist,“ sagte er und stellte sich mit großer Geistesgegenwart auf einen Dreifuß. In der Hand hielt er ein Notenblatt, aber — wie ein Nebenstehender wissen wollte — verkehrt. Wie sein Singen zu hören war, das soll ein anderer sagen, ich kann bloß beschreiben, wie es zu sehen gewesen ist. Mit ausgespreizten Beinen, über deren eines noch die weiße

Schürze niederhing, ſtand er da, den Bauch weit hervorgewölbt, den Oberkörper nach rückwärts gebogen. Das Doppelkinn quoll vorne und der wulſtige Nacken hinten über den Rockkragen hinaus. Das rote Geſicht breit gepolſtert, den Mund aufgeſperrt und ausgeböſcht, daß er ſchier viereckig wurde — ſo kam es nun hervor aus dem mächtigen Bruſtkorb und das Blatt wurde von einem zarten Sprühregen befeuchtet.

Nach dem erſten Liede „Im tiefen Keller" — erſchollen einige Rufe. Das „Bravo" iſt in Ruſterholz nicht der Brauch, aber nach Vergeltung riefen ſie und friſch Bier und Wein wollten ſie haben. Auf der Ofenbank, in den Wolken des Tabakqualms verſchleiert, ſtand ein Menſch und der rief, ſie ſollten einmal auf ihn hören, er wiſſe auch was. Das war der Riffel Toni.

„So red', Toni!" ſagte der Wirt. Es war zwar der harbe Kampel, doch man kann vorbauen. „Willſt noch ein Glas Wein haben?" Denn er dachte, der Menſch wolle ihm vielleicht doch eine Geſundheit ausbringen.

„Wein iſt mir allemal recht," hub der Riffel Toni knurrig an. „Erſt will ich dich aber einmal fragen, Schabelwirt, was wir heut' ſind, da in der Stuben — Freitrinker oder Freidenker?"

„Freidenker, ſchon gewiß auch!" beſchied der Wirt.

„Das glaub' ich auch," rief der Toni. „Und dazu brauchen wir nicht einmal die feinen Herren aus Murſtadt. Und derohalben wollen wir reden, was wir uns denken."

Dann riß er mit den Fingerſpitzen der beiden Hände den wüſten Bart auseinander, daß die freie Rede auch

freien Ausweg habe durch den Mund, aus dem ein paar scharfe Oberzähne hervorstanden, wie bei einem Eber.

„Schabelwirt!“ begann er, „willst du wissen wie du singst? Sollst es hören. — Wenn ein kropfeter Hahn in einen alten Kochhäfen hineinkräht, wenn der Altweibersommer-Wind ein rostiges Stadlthor auf und zu wirft und dem Elmbauern sein Moidel mit dem Russensack reizelt, so meinen die Rusterholzer allmiteinand, es singt unser Schabelwirt.“

„Hau!“ lachten die Bauern, „hau sazen, das lei schon auch!“

„Du bist ein Lästermaul!“ rief der Wirt, doch sein Gelächter, das er dazu ausstieß, ging ihm nicht vom Herzen. Allein, wenn er nicht gute Miene macht, so gehen sie mit der Zeche durch und zum Thörlwirt hinüber.

Der Riffel Toni hielt einen alten Hut hin, als wolle er Geld sammeln. „Zusammenschießen, Leut', daß uns der Maurer und der Schmied-Franzl in der Kirchen die Heiligen festmacht, die wackelig sind worden an der Wand vom Schabelwirt seinem Singen! Und wegen was soll der Krämer-Bastel just mit der Baumwoll ein so gutes Geschäft machen? Stecken wir uns Lärchenzapfen in die Ohrwaschel, die thun's auch und halten besser. Den Engeln über dem Altarl binden wir mit den blauen Fastentüchern die Köpfe ein — nachher soll er halt wieder singen, der Schabelwirt.“

Stürmisches Gelächter und etliche warfen Kreuzer in den Hut, um gegen den bedrohlichen Gesang Vorkehrungen treffen zu können.

„Wie du das nur anstellst, Schabelwirt," setzte der schreckliche Mensch auf der Ofenbank seine Auslassungen fort, „daß du selber nichts hörst von deinem Singen. Sonst wär' es weiger nicht möglich, daß du so gesund und wohlgenährt könntest ausschau'n. Oder nimmst Gegengift ein?"

Der Wirt rief heiser nach dem Hausknecht. Die Versammelten jedoch erinnerten ihn an den Freidenkertag, wo man wohl frei denken und reden werde können. Und riefen weiter durcheinander: „Laß' das Singen sein, wir lassen das Frozeln sein und thun dich nächstmal wieder in den Rat, daß du deine Stimm' besser kannst brauchen. — Erkennst es denn nicht selber, daß du ganz schandmäßig singst? Narr, daß du's nicht besser kannst, ist kein Gespött, aber daß du's nicht sein laßt, ist dumm. Wir lachen dich ja all aus, ha, ha, ha, ha, ha!"

Der Wirt hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und schoß von einem Winkel zum andern. — Wenn ich sie jetzt hinausschmeißen lasse, dachte er, so ist die Zeche verloren und sie laufen zum Luderskerl hinüber. Ach, Künstlertum, Künstlertum! In der Stadt sind es die Zeitungsschreiber, hier sind es die Bauernmäuler. — Aber ich werde singen, justament, und sie werden ihr Trinken bezahlen. Das möcht ich schon sehen, ob man kein Recht mehr hat, in seinem eigenen Haus!

Dieweilen war jener hinkende Mann zur Thür hereingetorkelt, der Besitzer des in den Grafenstand erhobenen „großen Künstlers der Neuzeit". Heute fand er sich gedeckt und so lud er den wütenden Schabelwirt wohlwollend ein, die Schimpfer schimpfen zu lassen und

in das hehre Bereich der Kunſt zu flüchten. Er habe im Kaſten einen großartigen Sänger.

Der Wirt beruhigte ſich gutmütig, ging in die Vorlauben, wo das Zeug ſtand, ſteckte die Gummiſchläuche in die Ohren und horchte, während der Hinkende das Werk ſpielen ließ.

„Abſcheulich!“ ſchrie der Wirt zurückfahrend, „das kräht ja wie ein altes Kameel!“

Drinnen ſchnarrte und pfauchte und röchelte und gixte das Lied: „In dieſen heiligen Hallen, da herrſcht die Rache nicht!“

Der Wirt rannte umher nach einer Axt, um den Kaſten zu zertrümmern. Der Hinkende jedoch ſagte beſänftigend: „Herr Vater, der Phonograf kann nichts dafür. Der ſingt halt heraus, wie hinein geſungen worden iſt. —“

„Ja Teuxel, welches Ungeheuer hat denn hineingeplärrt?“

Der Hinkende grinſte niederträchtig und verneigte ſich vor dem Wirt. — —

Dieſer befahl ſeinem Sohn, ſeiner Kellnerin und ſeinem Hausknecht, ſtrenge acht zu geben, daß niemand ungebüßt entkomme. Er ſelber zog ſich zurück in ſeinen tiefſten Keller.

Von ſolcher Zeit an hatte der Schabelwirt zu Ruſterholz keinen Freidenkertag mehr veranſtaltet und keinen Sang mehr gethan. Seine Wirtſchaft gedieh, ſeine Perſon gewann an Vertrauen — denn man fühlte ſich endlich in ſeiner Nähe ſicher.

Das reiche Waldschulmeisterlein.

Über den schwarzen Waldbergen lag schon der Goldgrundhimmel des Abends, als im Wiesenthale ein Dörfchen dalag vor dem müden Gebirgswanderer. Eine verwitterte Wegtafel hatte gerade noch so viele leserliche Buchstaben, um dem hinkenden Fremden zu sagen, das Dorf heiße „In der Krumpa."

Auf meine Frage an einen heimwärts treibenden Ziegenhirten, welches in der Krumpa wohl das beste Wirtshaus sei, blickte mich der Junge verblüfft an — Wirtshaus? Das giebt es nicht!

„Aber mein Gott! Mindestens ein halbes Dutzend Häuser, und kein Wirtshaus darunter! Und das will ein deutsches Dorf sein?"

Zu essen bekäme man manchmal im Forsthause etwas — das große steinere Haus, dort bei der Linde.

Ein Forsthaus, umso besser. Das läßt sich romantisch, besonders wenn, so Gott will, auch noch eine hübsche Försterstochter dazukommt. Also ins Forsthaus.

In der großen Stube gab es wohl Hirschgeweihe und Tabakrauch, aber keine Försterstochter. Ein kleiner, hagerer, spießiger Alter, die Kniee nackt, hingegen das

Geſicht verdeckt von einem wildwuchernden Schnauzbart. — Das war der Förſter und Jagdheger. Er brachte in einem Kruge Wein, ſagte mir Nachtquartier zu, ſetzte ſich dann mit ſeinem Dampfſtiegel zu mir an den Tiſch und fragte gleich, ob ich unterwegs nichts geſehen hätte. Ich zählte Berge auf, Felswände, Waſſerfälle, hohe Brücken, Wegkreuze und Martertafeln, wie ſie im Laufe des Tages dem Wanderer vorgekommen waren. Darüber that der Alte verwundert und murmelte etwas. Endlich merkte ich doch, was er wiſſen wollte, nämlich, ob mir Wildſpuren, Rehe, Hirſche, Waldhühner und dergleichen aufgeſtoßen wären.

Meine Antwort, darauf hätte ich gar nicht geachtet, derlei läge mir ferne, und ich verſtünde nichts davon. Es mochte wohl etwas geringſchätzig geſagt ſein. Der Alte blies ein paar ſtarke Rauchwolken von ſich, ſtand auf und ging hinaus. Er verachtete mich.

Nach einer Weile, als es ſchon finſter und in der Stube kein Licht angezündet worden war, fragte ich nach meinem Abendbrot. Da kreiſchte der Alte aus der Küche her: „Wenn man das Wild nicht will, wird wohl auch der Hirſchbraten nicht genehm ſein!“

Jetzt ſchlich ich im Dunkeln zu ihm hin und ſagte ſchon ein wenig gereizt: „Mir ſcheint, da iſt jemand beleidigt, weil ich von der Jägerei nichts verſtehe. Allerdings, ich halte auch nicht viel darauf. Ein guter Bekannter von mir ſitzt im Kotter, weil er einen Hirſchen ſchoß, der ihm den Kohl gefreſſen hat.“

Der Forſtjäger reckte ſein Köpflein vor, der Schnauzer borſtete ſich auf: „Aha, von der Gattung iſt er

einer! Oder gar — oder gar —!“ Mit einem Streichholz fuhr er sich über den Hinterteil der Lederhose, leuchtete mir ins Gesicht: — „Groß werd' ich mich nicht irren. Der Teufel hol's, er ist es! Der Jagerfresser, ah, da schaut's her, der Jagerfresser! Na, korrschamerdiener! Und will im Jagerhaus essen und trinken und schlafen. Aus ist's!“

Ein argloser Mensch würde diese Rufe für das gewohnheitsmäßige Poltern alter Leute genommen haben, mein böses Gewissen erkannte es sofort als das, was es war — als einen Abschied par force. Der Mann hatte den Verfasser „Jakob des letzten“ erkannt. Eines Buches, das jeder Jäger naturgemäß tödlich hassen muß.

Nun stand ich in dunkler Nacht auf der Gasse und sann, was zu machen war. „Ins Schulhaus gehe!“ flüsterte mir der Schutzengel zu. Denn die zwei beleuchteten Fenster dort waren just wie zwei freundliche Augen, die mir winkten. Der Lehrer, ein noch jugendlicher Mann mit schwarzem Vollbart, war nicht abgeneigt, einen obdachlosen Wanderer aufzunehmen. Er hieß mich ins Zimmer und zum Tische treten, wo von einem munteren, blonden Frauchen just Rauchfleisch mit Sauerkraut aufgetragen wurde. Er wollte mich dazu einladen, da blieb ihm das Wort im Munde stecken.

„Ich glaube, den Herrn sogar zu kennen,“ sagte er, mir starr ins Gesicht blickend. „Es möchte mich aber doch wundernehmen, daß der Herr Dichter bei einem linkischen Dorfschulmeister zuspricht, oder wohl gar bei einem athletischen Lehrer, der seine ganze geistige Kraft in den Armen hat!“

Jeſſas! denke ich, der ſpielt an auf Bemerkungen in meinen Büchern. Im „Ewigen Licht“ iſt der athletiſche Lehrer mit den geiſtreichen Fäuſten, im „Erdſegen“ geht ein linkiſcher Dorfſchulmeiſter umher. Ich wußte ſchon, daß einige Lehrer an den beſagten Bemerkungen mehr herausfanden, als ich hineingelegt hatte, nämlich eine Beleidigung ihres Standes; es war mir daher klar, was ich hier zu thun hatte, nämlich Hut und Stock wieder in die Hand zu nehmen und allſeitig eine ruhſame Nacht zu wünſchen. Mit tragiſchem Ernſte begleitete der Schwarzbart mich zur Thür, die er ſofort auch dienſtbereit öffnete.

Wieder im Freien hatte ich Muße, die Sternbilder des Himmels zu betrachten, es mangelte mir für dieſe Erhabenheit aber einigermaßen die Stimmung. Eine Magd, die vom Brunnen Waſſer geholt hatte, trat ich höflich an, wo man doch in dieſem Orte ein Obdach haben könne über die Nacht? Sie blieb ſtehen und beratſchlagte mit mir. Das Förſterhaus war auch ihr eingefallen, ich bekannte, dem Forſtjäger zu wenig wildes Tier geweſen zu ſein. So verfiel ſie auf ihren Dienſtgeber, das ſei ein herzensguter Herr und hätte in der Apotheke ein feines Fremdenbett.

Nun klopfte ich beim Arzt an. Eine alte runzelige Frau kam hervor, mit langem, ſchmalem Schleppkleid. Die erklärte barſch, jetzt wäre keine Ordinationsſtunde.

„Ich bin auch kein Kranker!“ meine Verſicherung.

„Ah ſo, dann iſt's was anderes. — Jonathan! Ein Herr will bei dir die Aufwartung machen.“

Der Herr Doktor Jonathan kam nun ſelbſt an die

Thür, forſchend, ob endlich vielleicht einmal ein richtiger Tarockſpieler da wäre für die langen Herbſtabende. Seine Augengläſer rückte er von der Stirn herab und beſichtigte mich. Und murmelte was und beſichtigte mich eingehender und kraute ſeinen Weißkopf.

„Nun, Herr Doktor!“ rief ich luſtig, „wo fehlt's bei mir?“

Er ging drauf ein, tippte mit dem Finger an meine Stirn und ſagte bedächtig: „Bei Ihnen fehlt's da!“

„Was tauſend! Mir fehlt's ja nur an einem Nachtquartier!“

Er blieb mit dem Kerzenlicht in der Hand an der Thür ſtehen und fuhr fort, mit behaglicher Langſamkeit zu ſprechen: „Ich habe von Wien aus das Vergnügen, den Herrn Volksdichter zu kennen. Von einer ſteiriſchen Vorleſung her; und aus den Büchern, wo er ſich ſo infam über uns Ärzte luſtig macht. Als würden wir nur gerufen, um den Leuten ſchneller ſterben zu helfen, oder ſo was. Und hätten für alle Krankheiten nur ein Mittel, das Haſenöl, das aber nichts anderes, als ein verdorbenes Schweinefett wäre. So ein alter Dorfbader hat ein gutes Gedächtnis, nicht wahr?“

Mittlerweile hatte er ſich in den Zorn geredet und nun kam's: „Jawohl, ſolche Thorheiten oder Bosheiten merkt man ſich. Wo im Volke ohnehin ſchon bald alles Vertrauen beim Teufel iſt! Ja, mein lieber Herr, wenn man ſich ſo in Dinge miſcht, die man nicht verſteht, da kann dies nur mit Dummheit entſchuldigt werden. Beim Eſel im Stall, wenn Sie ſchlafen wollen!“

Und klapps, ſchlug die Thür ins Schloß.

Noch kam die alte Frau, entſchuldigte ihren Mann, der halt über ſeinen Beruf keinen Spott kommen laſſe und ſchon oft geſagt habe: Wenn er ihn einmal derwiſchen thäte, denſelbigen — gut ginge es ihm nicht! Übrigens, er ſei ſo arg nervös, aber freſſen thäte er keinen, und ſie wolle mich heimlich auf den Oberboden führen, auf einen Strohſchaub aus Barmherzigkeit. Verderben dürfe der Menſch ja doch auch ſeinen Feind nicht laſſen.

Offen geſagt, dieſe Alte mit ihrem barmherzigen Strohſchaub war mir noch zuwiderer wie der wütende Doktor, deſſen Beruf halt ſchon ſo ernſt iſt, daß er keinen Spaß verträgt. Ich ging wieder einmal hinaus unter Gottes freien Himmel und hatte Zeit, mich über die große Popularität zu freuen. Nur hatte ich ſie mir teilweiſe anders gedacht, dieſe Popularität.

Da ſtand er, der Miſſethäter, der ausgeſtoßene. Da hatte er immer gemeint, die guten armen Menſchen erheitern und erheben zu wollen, während er ſie der Reihe nach tödlich beleidigte. Mitten im „treuen Alpenvolke" ſtand er nun einſam in eitler Nacht, fremd und fröſtelnd, erſchöpft von weiter Wanderſchaft. Hinter mir bellte ein Hund, dem geſellten ſich mehrere, groß und klein — die Hundeſchaft des ganzen Dorfes — und brachten mir ein vielſtimmiges Ständchen.

Es ſchnitt die Bergluft. Der Thau des Graſes gedachte kalter Reif zu werden über Nacht.

Dort auf dem Hügel ſtand ein fahles Gemäuer. Es war die Kirche, deren Turmuhr die neunte Stunde ſchlug. Wie lang iſt eine ſolche Septembernacht! —

Aber neben der Kirche pflegt ein Pfarrhof zu stehen, und im Pfarrhofe ein christlicher Mann zu wohnen. Man hatte mir so oft geschmeichelt, in meinen Schriften stecke doch ein bischen Religion. Nun, dann könnte ein Versuch im Pfarrhof nicht fehl gehen.

Dort an der Thür mußte ich aber lange ziehen am Glockendraht.

Endlich klirrte hoch an der Wand ein Fenster auf, und eine kräftige Männerstimme fragte herab, was es gebe?

„Ein obdachloser Reisender! er bäte um Unterstand über Nacht, sei es im Stalle, sei es in der Scheune, wo immer!“

„Es giebt wohl doch noch andere Häuser in der Krumpa.“

„Ich habe keine Geneigtheit gefunden!“

„Dann wird man schon der Richtige sein. Wer sind Sie denn?“

„Feuergefährliches, oder so was, habe ich nicht bei mir!“

„Wer Sie sind, will ich wissen?“

Auf diese unentwegte Frage nannte ich meinen Namen.

Da beugte sich der Pfarrer aus dem Fenster weiter hervor, fragte noch einmal und sagte dann: „Ich verstehe immer: Rosegger!“

„Es ist richtig, Herr Pfarrer!“

„Wohl doch nicht der Poet?“

„Er ist es, Herr Pfarrer. Aber zur Zeit ohne Poesie, nur stark schläfrig!“

Digitized by Google

Der Herr oben begann zu lachen.

„Sie verzeihen schon, Herr Rosegger," entschuldigte er sich, „ich lachte über den Zahltag. Daß Sie heute um Unterkunft bitten müssen an der Pforte jenes Standes, den Sie so oft dem Hohne der Menge preisgegeben haben. Erinnern Sie sich an den Stiefelknecht? An des Pfarrers Fiederl? Schaun's wie es geht. Wenn man die Kirche einreißt, dann sitzt man schutzlos auf der Welt. Übrigens sind wir Priester besser, als der Ruf, den Sie mit verbreiten halfen. Die Haushälterin wird bald aufschließen."

Die Haushälterin hatte mich nicht mehr an der Thür gefunden. Doch vor dem Erfrieren war keine Gefahr mehr, erstens, weil mir dieser Leute Gastfreundschaft heiß gemacht hatte in der Brust, zweitens, weil ich einen Heustadl fand. Der stand auf der Wiese neben dem rauschenden Bach. Ich vergrub mich ins warme, duftende Heu. Nur schade, dachte ich mir zu, daß nicht eine Kaserne, oder eine Fabrik, oder ein Grafenschloß dasteht, man würde dich auch an solchen Thoren abweisen. Hernach die Gelehrten, die Studenten und derlei Kasten mehr. Oder die Parteien: die Antisemiten, die Juden! Allen hast du gelegentlich eine Schelle angehängt. Und wenn du bei dir selber anklopfest, keinen bayrischen Pfennig wette ich, du schreist dir zu: Kerl, auch über mich hast du dich schon lustig gemacht, marsch! — In Gottesnamen, bist halt ein Bösewicht. — Damit legte ich mich aufs andere Ohr.

Aber gerade, als es zum süßen Einschlafen kommen wollte, war draußen eine rufende Stimme zu ver-

nehmen. Sie kam näher, ſie entfernte ſich, ſie kam wieder näher, und endlich war es deutlich, man rief meinen Namen.

Ich hob den Kopf: „Was Teufel iſt denn los?“

„Hau!“ rief es draußen, „in der Heuſchupfen iſt er!“ Dann kam der Rufer auch ſchon an die Wand und ſagte: „Wenn er drinnen iſt, ſo muß er heraus. Das wollen wir Schullehrer uns nicht ankreiden laſſen, daß unſer Waldſchulmeiſter-Dichter in der Heuſchupfen ſchlafen ſoll! Ich bin ja auch ſo ein Waldſchulmeiſter, aber nicht der in der Krumpa. Wir gehen zuſammen jetzt nach Sankt Marten hinauf, ein Stündel. Dort giebt's ein gutes Bett!“

Als er das geſagt hatte, war meine wohlgeſetzte Antwort: „Ich danke Euch, Waldſchulmeiſter von Sankt Marten. Aber aufſtehen thu' ich jetzt nicht. Wie ich juſt lieg', ſo gut liegt der Kaiſer von China nicht auf ſeinen chineſiſchen Seidenkiſſen. Sollte ich aber morgen an Sankt Marten vorüberkommen, dann melde ich mich bei Euch, und itzo ſeid ſo gut und laßt mich in Frieden.“ —

Am nächſten Morgen ſtieg ein göttlicher Sonntag auf. Ich ging aus meinem Heugrabe wie neugeboren hervor, und das Dörfchen Krumpa lag im feuchten Walddufte ſo lieblich da, als wären alle Rächer meiner litterariſchen Miſſethaten ausgezogen über Nacht. Die Wieſe hatte einen ſilberweißen Reif, die Ahorne waren ſchon rot, und die Lärchen gelb, und hoch auf den Berggipfeln lag goldgrünlicher Sonnenſchein, ſo daß es im blumigen Mai nicht farbenleuchtender ſein kann, als an

dieſem ſtillen Herbſtmorgen. Und vor meinem Heuſtadl ſtand ein altes Herrchen. Es ſtand durchaus nicht ruhig, es zappelte mit den Füßen, es ſchlenkerte die Arme hin und her, einmal über die Bruſt, einmal über den Rücken, der einen weiblichen Höcker hatte. Nach dem Gewandſchnitte hätte es wohl ein notiges Bäuerlein ſein mögen, allein der Hut, der rabenſchwarze hochgebaute Filzhut mit der funkelnden Bandſchnalle zeigte einen vornehmen Herrn an. Solche Hütte trugen die Gerichtsverweſer und Doktoris vor achtzig Jahren. Und dieſen letzten, nur wenig entarteten ſeines Geſchlechtes, trägt mein Waldſchulmeiſterlein von Sankt Marten.

Das war in aller Herrgottsfrühe herabgekommen, hatte vor der Heuſcheune auf meine Urſtänd gewartet und ſich dabei faſt Zehen und Finger verfroren. An der weichen, breiten Stimme erkannte ich den nächtlichen Schreier.

Und er im erſten Schreck: „Jeſſus, der iſt es ja nicht!“

„Wer ſoll es denn ſein?“ fragte ich und ſtreifte mir die Halme von den Kleidern.

Er zog ein Bildchen aus der kleinen Ledertaſche, betrachtete es, verglich es: „Der da — auf dem Bildel — hat den Bart unter dem Kinn, und der vor mir ſteht, hat ihn unter der Naſe!“

„Wenn der Menſch alt wird, ſo muß er ſich jung machen,“ meinte ich. „Ihr habt Euch ja noch jünger gemacht und den Bart ganz weggeſchabt, daß Ihr wohl kaum mehr davon habet, als Eure ABC-Schützen!“

„Wahr iſt's!“ rief er luſtig aus. „Und wenn Ihr's ſeid, ſo grüß Euch Gott!“

Dann gingen wir miteinander. Ich wollte an demſelben Tage ja über das Martenjoch, da hatten wir durch den Sulzergraben den gleichen Weg. Und er erzählte mir den Schick. War nämlich der alte Lehrer von Sankt Marten geſtern ſpät abends bei ſeinem jüngern Amtsbruder in der Krumpa geweſen und hatte von dieſem gehört, daß eben vorhin der „Lehrerſpöttler" von ihm abgeſchafft worden wäre. Zuerſt hatte der von Sankt Marten nicht gewußt, wer da gemeint ſei, dann näher unterrichtet, habe er geſagt: „Kollege, haſt du die Schriften des Waldſchulmeiſters geleſen?"

Nein, für derlei habe er keine Zeit.

„Du biſt halt erſt aus der Stadt gekommen und noch zu wenig lang im Walde, um für derlei Sinn zu haben. Ich aber gehe ihn jetzt ſuchen, falls er noch keine Herberge hätte."

So war der Alte an die Heuſcheune gekommen, um das „Verſehen ſeines Amtsbruders" gutzumachen. Und auf ſolche Weiſe habe ich dieſes rührende Waldſchulmeiſterlein kennen gelernt.

Durch den langen Graben holte uns ein laufendes Weib ein, eine Holzknechtin. Sie war ſchon in der Krumpa geweſen beim Arzt.

„Iſt das Kindel noch nicht beſſer?" fragte ſie mein Waldſchulmeiſter.

„Weiger nein, es wird alleweil ſchlechter!" gab ſie weinerlich zur Antwort, „der Bader ſagt gar, die Dipſterie!"

„Die Dipſterie ſagt er! ſo ſchlimm wird's wohl nicht ſein. Eine ſtarke Halsentzündung, wie ſie vor

kurzem die Kohlnatzel-Kinder gehabt haben. Für arme Leute ist die auch gut genug, brauchts keine herrische Diphtheritis zu sein. Mein Weib wird dir Rotholleröl schicken. Den Hals recht schmieren damit und ein paar Tropfen eingeben!"

„Kommt mir eh ganz herab, das Bübel," klagte das Weib, „nichts als Haut und Knochen."

„Wenn du Geld brauchst, so komm halt noch einmal zu mir."

„Bitt' hundertmal!" sagte sie und eilte voran, der Waldwildnis und ihrem kranken Kinde zu.

„Es geht Euch wohl gut auf Eurem Posten?" fragte ich nun den Alten, der, so klein er war, mit weiten Schritten gar würdig neben meiner einherstapfte.

„Besser schon, wie dem in der Krumpa," antwortete er. „Aber Gehalt hat mein Kollege da draußen einen höheren, und Naturalien hat er auch mehr. Die Sache ist die, er ist ganz und gar nicht zufrieden in der Krumpa, er schaut alleweil aufwärts, anstatt abwärts, und das ist gefehlt!"

„Hohe Ideale muß sich freilich auch ein Schullehrer stellen."

„So meine ich's nicht. Der Lehrer in der Krumpa schaut alleweil hinauf zum Oberlehrer in Schwarzbach, einen so großen Gehalt möchte er haben. Der zu Schwarzbach denkt sich wieder: Ei, was hat's der Schuldirektor in Elmstadt gut! Und der Schuldirektor in Elmstadt kann nicht begreifen, weshalb er nicht schon Landesschulinspektor ist. Na, na, wenn der Mensch alleweil ins Licht blickt, wird er blind. Da muß man die

Holzerlieſel anſchauen, die uns vorhin wegfür gegangen iſt, eine Stube voll kränklicher Kinder und einen ſchnapsſaufenden Mann dazu. Oder unſere Kohlenbrennerleute, die ſich zeitweiſe rein von der guten Luft und dem bischen Wildobſt nähren müſſen, oder immer ein Bäuerlein, das mehr Schulden, als Schuhnägel hat, weil ihm das Weib heimlich Mehl und Butter austrägt und an ihre Lotter verthut. Freilich wohl, mein lieber Herr, mit ſolchen Leuten verglichen, iſt unſereiner ein reicher Mann. So war das vom Abwärtsſchauen gemeint."

Am Ende der Schlucht war eine Holzbrücke, diesſeits derſelben ſtanden ein paar Hütten, und jenſeits an der Felswand war die Kapelle mit einem hölzernen Dachreitertürmchen.

„So," ſagte mein Begleiter, „das wäre der Dom zu Sankt Marten. Und hier beim Bach die Univerſität."

Ein hölzernes Schulhaus mit geräumigem Unterrichtszimmer und der niedlichen Lehrerswohnung.

„Ich habe ihn ſchon!" lachte mein Lehrer einer kleinen, weißlockigen Frau zu, die im Sonntagsſtaat, aber mit einer breiten Küchenſchürze um die Mitte, vor mir den Knix machte:

„Wenn man ein ſo frugales Nachtmahl gehabt hat und in der friſchen Gottesfrühe ſchon eine Stunde marſchiert iſt, da wird ein Tröpfel Kaffee wohl ſchmecken. Ich bitt' ſchön!"

Im ſonnigen Stübchen, auf ſchneeweißgedecktem Tiſche gab es dampfenden Kaffe, Weißbrot, Butter, Honig und einen Strauß friſcher Blumen, wie ſie im Herbſt auf den Feldern wachſen. Alles in feinen Por-

zellantaſſen und daneben in einer Stahlſchale zwei Cigarren. An der blankgeſcheuerten Wand Hausgeräte, Heiligenbilder und eine auffallend große Photographie in kunſtvoll durchbrochener Metallrahme. Das Bild ſtimmte ſo eigentlich gar nicht zur Umgebung, und es war das Porträt des berühmten Chirurgen Profeſſor Doktor Rottacher in Wien.

„Seid Ihr mit dieſem Herrn bekannt?"

„Na, ich glaub's, daß wir mit ihm bekannt ſind!" ſagte das weißlockige Frauchen und legte die Hände über der Bruſt zuſammen.

Dann kamen ſchon die Sonntagsleute, die ſo eine Weile vor den Hütten umherſtanden.

Es war heimlich im Schulhauſe, und ich blieb den ganzen Tag dort. Vormittags verſammelten ſich im Kirchlein an dreißig Menſchen, der Lehrer ſetzte ſich in eine Bank und las laut und langſam das Sonntagsevangelium und ein Kapitel aus Thomas von Kempis' „Nachfolge Chriſti". Seit einigen Jahren haben die zu Sankt Marten keinen Pfarrer, und ſo thut's halt der Schulmeiſter. Dann ſetzte er ſich ans Harmonium und ſpielte ein Kirchenlied, bei dem einige Weiber mitſangen. Hernach ſagten ſie gemeinſam „Vergelt's Gott." und der Gottesdienſt war aus.

Jetzt ging's aber beim Schulhauſe an. Ein Häuslersweib kam und bat die Frau Lehrerin, daß ſie im Obſtgarten das Gras abmähen dürfe für die Ziege, der Jäger wolle das Tier auf freier Weide nicht mehr dulden. Die Lehrerin geſtattete es. Das Gras wird auch ſo zertreten, ſagte ſie dann zu ihrem Mann. Ein anderes

armes Weib fragte demütig an, ob sie die von den Bäumen gefallenen Äpfel zusammenklauben dürfe, um sie zu dörren für die Kinder. Die Lehrerin gestattete es und begründete ihrem Manne: die Äpfel wären ohnehin wurmstichig. An der Hausecke lehnte ein besonders ärmlich gekleideter Mann und hielt sich den Hut vors Gesicht, als schäme er sich. Der Lehrer ging zu ihm: „Deine Kinder haben wohl schon wieder einmal Magenweh, Sebastian!"

„Freilich, freilich, Herr Lehrer, schon seit gestern mittags!"

„Hast du die Flasche bei dir?"

„Wohl, wohl, Herr Lehrer!"

„Geh' nur in die Kammer zur Frau!"

Und die Frau Lehrerin füllte ihm die Flasche mit Milch und gab noch ein Stück Brot dazu.

Später kam ein altes, hinkendes Weiblein dahergehumpelt und fragte an, ob die Frau Schulmeisterin denn gar nichts für sie zu stricken hätte.

Die Frau bestellte zwei Paar Socken, die Alte blieb aber noch stehen und sie hätte halt frei keinen Kreuzer Geld.

So ging das fort, dem Lehrerpaare schien alles ganz in Ordnung zu sein. Sie gaben und gestatteten, und wo das nicht ging, vertrösteten sie leutselig auf später.

„Zu wem sollen diese armen Leute sonst nur gehen!" meinte der Lehrer, „sie haben halt auch ihre Anliegen, und den Weg zum Schulhaus finden sie seit kindesher."

Beim Mittagsmahl saßen wir unser drei beisammen, ich zwischen den alten Leuten, wie eine Art von Sohn.

Da gab es gekochte Milchsahne, blaugesottene Forellen, Eiersalat und Zwetschkenklöße. Die Fürsten können solches nicht besser haben und es kostet, wie die Frau versicherte, fast gar nichts. „Die Sahne ist von unserer Kuh, die Eier sind von unseren Hühnern, die Zwetschken wachsen auf unseren Bäumen, und die Forellen angelt mein Mann von seinem Fenster aus dem Bache."

Der Förster, der auch das Fischwasser hütet, habe des letzteren wegen zwar einmal Umstände gemacht, doch der Bezirksrichter habe entschieden, das wäre schon seit altersher so, daß mit der Hand gefangene und aus der eigenen Wohnung geangelte Fische Freigut sind.

Sie hätten es seit jeher so gehalten, wären ja schon zweiundvierzig Jahre in diesem Bergwinkel. Die ersten Jahre hätte es wohl geplagt. Acht Tage nach dem Herzug habe die junge Frau weinend bei den Waldhäuslerinnen um Brot und Kartoffeln betteln müssen. Dazu eine verfallene Hütte als Schulhaus, das wäre dann aber vom Waldherrn neu gebaut worden. Später sei der Gehalt erhöht worden und die Frau hätte eine Erbschaft gemacht, so daß sie jährlich schier über sechshundert Gulden aufzubrauchen hätten. „Wir sind aber auch schier die einzigen Steuerzahler in Sankt Marten!" —

Das wurde mir mit Stolz erzählt, obschon der Alte gleich beisetzte: „Man soll sich freilich nicht prahlen, sondern Gott danken. Und das thut man alleweil am besten zu armen Leuten. Fünfhundert Gulden Gehalt, hundertzehn Gulden Renten! Zu Tod müßt' sich einer schämen mit so einem Vermögen, wenn man damit nicht ein bisserl gütige Vorsehung spielen wollte."

„Und erſt, ſeit uns der Julius ſo viel Sachen ſchickt!“ rief die Frau drein, „aber der meinige will ja nichts nehmen!“

„Der Julius, wer iſt denn das?“

„Das iſt der da!“ ſagte der Lehrer und tippte mit dem Finger auf die Photographie an der Wand.

„Profeſſor Rottacher! Ein guter Freund von Euch?“

„Aber ich bitt' Euch, das iſt ja unſer Julius!“ rief die Lehrersfrau, „unſer Herr Sohn!“

„Unſer Bub'!“ verbeſſerte der Alte.

Da habe ich erſt einmal aufgehorcht.

„Iſt halt ein biſſerl auf Abwege geraten, unſer Sohn,“ fuhr der Lehrer geſprächig fort — wir ſaßen ja bei einem Kruge Apfelwein — „hätt' auch Lehrer werden ſollen nach meinem Wunſch, weil wir derer ohnehin nicht allzuviel taugliche haben. Aber der gute Julius war halt auch kein tauglicher, und ſo hat er ein Handwerk lernen müſſen.“

„Ihr meint doch den Chirurgen Julius Rottacher!“

„Chirurge iſt mehr Handwerk als Wiſſenſchaft, lieber Herr Volksdichter. Hat auch einen goldenen Boden. Aber tauſchen thäten wir nicht mit ihm, gelt Mutter! Sind einmal bei ihm in Wien geweſen —“

„Das prächtig ſchöne Haus, das er hat!“ rief die Frau dazwiſchen, „wie ein Graf. Und Diener mit Silberknöpfen!“

„Ein Holzarbeiter da drinn im hinteren Martenwald, hat's beſſer,“ darauf wieder der Alte, „der hat wenigſtens bei der Nacht eine Ruh'. Beim Doktor, wenn's nicht klingelt, ſo gräbt die Sorge, wie es mit den Kranken

ſteht, ob die Operation geglückt iſt. Heut' iſt er noch im Ungewiſſen, morgen nicht mehr. Der Operierte iſt ſchon fort. Nein, da danke ich für den ſilberknöpfigen Lakaien und alles miteinander. Nie, Julius, hab' ich ihm geſagt, nie wieder komme ich zu dir, müßte krank werden vor lauter Angſt um deine Patienten. Dem Schullehrer ſchlägt bei ſeinen Kindern ja auch nicht alles zum Guten an, aber da giebt's nicht leicht den Vorwurf, daß man die Krankheit mißkannt, daß man ſich im Mittel vergriffen hat, man behandelt die Kinder mit Liebe und heilſamer Strenge, alles andere muß man Gott überlaſſen."

„Und ſo wird's der Julius auch mit ſeinen Kranken machen," ſagte die Frau, „Fritz, du willſt mir halt immer die Freud' verderben an ihm."

„Ärgern thu ich mich!" rief der Alte hitzig, „weil er mir erbarmt, der arme Menſch, mitten in ſeinen Ehren und Reichtümern. Keine Ruhe und keine Sammlung und kein Beſinnen auf ſich ſelber. Nein, das iſt kein Leben. Und was hat er aufzuweiſen? Recht ſelten eine Arbeit, wo nichts zurückbleibt, ſo gut er's auch meint. So ein Metzgern da! Seit zehn Jahren, denkt Euch, war er einmal bei uns in Sankt Marten, ein einzigesmal auf drei Tage. Glaubt Ihr, er hätt' was Luſtiges mitgemacht oder wäre friedſam im Wald umhergegangen? Nichts, als immer ſtudiert, ſpintiſiert, an Haſen und Hühnern herumprobiert, daß es oft ſchon gar nicht mehr ſchön war, hernach Briefe geſchrieben und Zeitung geleſen, bis er — haſt es nicht geſehen — wieder fort iſt."

„Dafür verdient er ſich zehnmal leichter den Himmel, als unſereins im ſorgloſen Leben!" das ſagte das Frauchen, ſchüttelte den weißbelockten Kopf und forſchte nach dem Eindruck, den ihr Ausſpruch bei uns gemacht.

Dieſer Eindruck war nicht bedeutend.

„Nicht einmal zum Heiraten hat er Zeit!" rief der alte Lehrer. „Und da möchte ich wiſſen, wie man ohne Hauskreuz ſoll in den Himmel kommen können!"

Sofort hatte er für die heitere Bosheit ſeinen kleinen Klapps auf der Wange, der Ernſt des Geſpräches war abgebrochen.

Auf Einladung der Leutchen bin ich über die nächſte Nacht im Schulhauſe geblieben. In dem wohlverſchalten Dachgelaß wurde mir ein Bett angewieſen; grobe, weißgebleichte Bauernleinwand und mitten über das mit Haferriſpenſpreu gefüllte Kopfkiſſen ein geſtickter hellroter Streifen. Der Lehrer war noch eine Weile an meinem Bette geſeſſen, um zu plaudern. Endlich war's ihm darum zu ſagen, ich möchte in dieſem Bette beſſer ſchlafen als ſein Julius geſchlafen habe, der die ganze Nacht Patienten klingeln hörte. „Und ich," ſchloß mein Gaſtgeber ſchalkhaft, „muß jetzt noch ins Schulzimmer, um meine Schriften des Waldſchulmeiſters zu ſchreiben!"

Am nächſten Morgen vor dem Antritte meiner Wanderung habe ich Einſicht genommen in dieſe Schriften des Waldſchulmeiſters: Auf der ſchwarzen Schultafel mit Kreide geſchrieben ſtanden Buchſtaben des ABC für die Anfänger. — Und damit leiſtete er ſicherlich mehr, als unſereiner mit den Fabeleien.

Auf der Waldwiese.

Es war wieder einmal alles zurückgeblieben, das zuerst so lebhaft Gesuchte und dann so Lästige. An den drei Mühlen war ich vorübergegangen, an der Bretterſäge, langen Rainwiesen dahin bis zur vierten Mühle. Dann an der Köhlerei, dem hüpfenden Bächlein entgegen durch Kernwald hinan, über den Schlag mit den Erlsträuchern und weißen Steinen, hernach durch Jungwald — und hier war die blaurote Markierung nicht mehr. Auf gut ausgefahrenem Wege war ſie ſtets neben meiner geweſen, an jedem fünften Baumſtamm, an jeder Mühlecke, an jedem Thörlblock, ſo als ob ſonſt Gefahr wäre, daß der Fremde plötzlich den ſteilen ſtruppigen Hang emporklettern, oder über den Rain in den Bach ſpringen könnte. Und hier im Jungwald, wo mehrere Steige auseinander zweigen, war der blaurote Farbenkleg nirgends zu ſehen.

Das ſollte mir aber nicht bange machen. Auf zweckloſen Bergwanderungen iſt der Weg, den man am liebſten geht, immer der rechte. Vor mir begann junger Lärchenwald. Wenn ich ſage, daß über dieſem Lärchen-

wald grünes Gold war, so weiß der Leser damit nichts anzufangen, außer er hätte schon selber junge Lärchen im Vormittagssonnenschein gesehen. Und das hat er auch. Der Tannen-, Fichten- und Kiefernwald ist fast schwarz dagegen und der Laubwald hat sein bläuliches Grün; das grüne Gold gehört dem Lärchenwald allein. Wandelt man aber unter demselben dahin, so ist ein brauner Schatten, und die dürren Ästlein hacken an die Kleider, kratzen ins Gesicht. Auf keinem einzigen Stamm war der blaurote Klex, also ging ich in eine unermeßliche Irre hinein. Als der Lärchenwachs zu Rande war, gingen die Erlstauden an. Das ist ein abscheuliches Gezücht. Das schmale Steiglein, das anfangs noch hineinführt, wird bald erstickt von den Strüppen, die Beine verstricken sich und werden unsicher, weil es immer ist, als ob man auf eine Natter getreten wäre; kann auch eine Wurzel gewesen sein, es glitt nur so verdächtig glatt dahin und irgendwo da im langen Grase pfiff etwas. Auf einmal patschte neben mir ein Fladen zu Boden, es war aber keiner, es war eine breite Kröte, die sich so sehr über die Häßlichkeit des Menschen entsetzte, daß sie gleich unters Gras eilte.

Die Erlstrauchwildnis ist endlich durchbrochen, ein Stangenzaun mahnt artig, nicht auf die Wiese hinauszutreten. Ich thue es doch, und der kleine Schaden, den das Beinkleid gelitten, wird reichlich wettgemacht von dieser weltabgeschlossenen, stillen Hochwiese. Ringsum Wald und Strauch, dort ein Steinhaufen und daran ein Wildkirschbaum. Tief unten ein steiler Graben, der sich weit hinauszieht gegen das Thal, von dem man zwischen

den Hängen nur so eine Art Dreieck im Sonnenäther sieht. Gegenüber steiler, dunkler Wald. Unter dem Kirschbaume mache ich mir einen Stein zurecht zum Sitzen; wie ich ihn aus seiner Erde hebe, enthüllt sich eine Welt von Käfern, Würmern und Asseln, und kleine rote Ameisen machen sich bald an den Gliedern bemerkbar durch ein scharfes Prickeln und Brennen. Da wäre man also gut aufgehoben.

Hast du je einmal eine blühende Bergwiese gesehen im Frühsommersonnenschein? Nicht wahr, so etwas ist nicht zu sagen! Man kann's nicht vergleichen mit dem herrlichsten Strauß, nicht mit dem kostbarsten Teppich; auch nicht mit dem üppigsten Kunstgarten. Man kann die blühende Wildwiese mit nichts und gar nichts vergleichen, als mit der — blühenden Wildwiese. Gelbe Schlüsselblumen, weiße Schafgarben, roter Wildklee, blaue Glockenblumen, Vergißmeinnichte, Löwenzahnstämme, hohe Germenrispen, vielarmige Hahnenfüße, Muttergottesschleier — nein, man soll nicht anfangen aufzuzählen, an dem Einzelnen liegt es ja auch nicht, das Ganze ist es. Doppelt und dreifach sind die Blütenschleier, die hochstengeligen Blumen, die in der Luft wiegenden, dann die niedrigstengeligen Blüten, und endlich die in ihren grünen Nestern gleichsam eingebetteten Blümlein — alle, alle haben ihre Kelche und Mäulchen offen, daß der hohe Himmel seinen belebenden Sonnenschein hineingieße.

Die hochstehenden Rispen und das unendliche Halm- und Blättergespinne, Gras genannt, als grüner Untergrund zu der wilden, mächtigen Farbensymphonie, die

da ins ſtaunende, berauſchte Menſchenauge klingt. Man meint, kein von Gott erſchaffenes Weſen ſei ſtumpfſinnig genug, dieſe unbeſchreibliche Herrlichkeit zu vertilgen. Morgen kommt der Mähder, fährt mit der Senſe drein, und ſeine Spur iſt eine fahle Schichte von Blumenleichen. Die Sonne, die dieſe Blumen entfaltet, ſoll nun Heu daraus machen, ſie thut eins ſo gleichgiltig wie die andere, aber der Kuh iſt das Heu lieber als die Blumen, und dem Menſchen iſt Milch und Butter lieber, als Heu und Blumen. Außer er ſitzt am Steinhaufen unter dem Wildkirſchbaum und hat ein erkleckliches Frühſtück im Magen. In dieſem Falle ſchwärmt er für die Blumen. Die Wieſe hat aber außer dem dreifachen Blumenſchleier noch einen vierten, lebendigen, wirbelnden, kreiſenden, ſummenden. Die Legion von Hummeln, Bienen, Fliegen, Mücken und Faltern, die nimmer und nimmer müde in einer ätheriſchen Flut über der blühenden Matte ſchweben.

In dieſer Wildnis war ein ſolches Behagen über mich gekommen, daß ich mich ſachte hinlegte auf den kühlduftigen Raſen. Rings um mich wiegten auf hohen Stengeln die weißblätterigen Margariten, und gerade über meinem Angeſicht ſchwebte das ſcharlachrote Häubchen einer Mohnblume. Würziger Blumenhonigduft wehte gelinde heran, und manch fleißiges Bienlein läutete über meinem Haupte hin und her, umkreiſte die ſonnengebräunte Naſe, um endlich aber doch eine nahe Wildkleeblüte zur Ernte zu wählen. Vom Walde her klang manchmal das Stimmlein eines Finken, und vom Bergforſte nieder meldete ſich ein Kuckuck. Je höher die

Sonne ſtieg, je ſtiller wurde es in der Runde. Alle Wipfel ſtanden bewegungslos in den hohen blauen Himmel hinein, auch über der Waldwieſe war die milde Ruh', aber die Riſpen und Blüten wiegten ſich lautlos fort und fort. Manchmal kam aus den Schluchten herauf ein leichter kühler Hauch und brachte ein Waſſerrauſchen mit — aber nur für den Augenblick, dann wieder Stille.

Nur die Fliegen und Mücken ſtellen ihr dünnes Summen nimmer ein. Die ſchwarzen Fliegen ſind die redlichſten, ſie ſitzen ohne weiteres auf die Hand und thun nicht viel. Oder ſie tanzen und kreuzen um Kopf und Hände und ſitzen gar nicht auf, laſſen ſich's genügen an dem Dunſthauche, der vom Menſchen ausgeht. Hingegen jene miſtgrauen ungefügen Dinger — eine leiſe Berührung macht ſie tot, aber man hat das Gift ſchon im Fleiſche. Am ſchlimmſten noch ſind jene Gelſen mit den dünnen langen Beinen und den kaum ſichtbaren Flügeln; unvermerkt ſitzen ſie überall an, ſaugen das Blut aus, legen ihr Serum hinein, und die Geſchwülſte mit den wachsweißen Scheibchen wuchern und zucken noch, wenn das Tier ſchon längſt aus Altersſchwäche oder durch einen Unglücksfall ſein Leben eingebüßt hat. Da wird der Rockkragen zuſammengezogen, um die Hand das Sacktuch gewunden, und auch dieſe Feinde ſind ohnmächtig und ergötzen nur noch durch ihr zartes Singen und Schwirren.

In ſolcher Stunde fühlt man ſich eins mit aller Kreatur. Das Bienlein hatte auch ſo gemeint und meine Naſe für eine üppige Wildkleeblüte gehalten. An ihr plötzlich ein heftiger Schmerz. Über den Stich bin ich

aufgesprungen und sah nun, daß die Feindin kein rundliches Bienlein war, sondern eine Wespe mit schrecklich dünngeschnürtem Leibe, und daß es viele Wespen waren, die mit ihrem surrenden und schnellenden Zickzackfluge mich umgaukelten, und daß ich auf einem Wespenkruge gelegen war, der mit seiner grauen schuppigen Schale sich tief im Grase angebaut fand.

Es schien an der Zeit, weiterzugehen. Man sagt, daß das Thier mit dem Stachel sein Leben lassen müsse. Das hinderte aber nicht, daß seine That fortwirkte noch weit über seinen Tod hinaus. Es hatte nicht umsonst gelebt, war nicht für nichts gestorben — mitten in meinem Gesichte stand stattlich das Denkmal. Wasser suchend, um kalte Umschläge zu machen, strich ich hin durch den hohen, blühenden Graswuchs. Da war unter meinen Füßen plötzlich ein winziges Menschlein. Es war so klein, daß die Halme und Blumen um das Blondköpfel zusammenschlugen, es war ein Mädchen in ein ärmliches blaues Röcklein gehüllt, nicht älter, als etwa vier Jahre. Es war darauf aus, alle Blumen der weiten Wiese in sein kleines Fäustlein zu sammeln, und als es den Strauß nicht mehr umspannen konnte, warf es ihn weg, um neuerdings mit dem Pflücken zu beginnen. Wie dieses Kind, sammelt der Mensch so lange er lebt. Er pflückt die blühenden Wiesen ab und wähnt, die tote Blume in seiner Hand sei schöner, als die lebendige auf der Matte. Er pflückt die Früchte der Wälder und Gärten, mit krampfhaften Fingern umklammert er die Güter, sie sind ihm unbequem, sie belasten ihn, aber er kann sich nicht entschließen, sich ihrer zu entledigen, und

erleichtert ihn ein Zufall, so beginnt er neuerdings zu sammeln. Es ist ihm nicht genug, daß die Dinge sind, ihm sollen sie gehören. Nicht an gemeinsamer Schönheit will er sein Auge weiden, nicht an gemeinsamem Tische zehren — nein, für sich besonders will er's haben, und mehr als er fassen kann. Das ist ja ein wahres Ungeheuer im Vergleiche zu den Mücken und Wespen, die nicht mehr nehmen, als was sie für den Augenblick brauchen.

Mit dem kleinen Menschenwesen hub ich ein Gespräch an, das etwas schiefkantig ausfiel.

„Kind, wem gehörst du zu?"

Die zwei Rundäuglein leuchteten ruhig zu mir auf und die Antwort war: „Blümel brocken thu' ich."

„Wie kommst du allein auf diesen Berg her?"

„Ich thu' mich nit fürchten. Klein' Mädeln thut der Mann-Mann nix, hat die Zadel g'sagt."

„Wer ist die Zadel?"

„Ein weißes Zickerl haben wir kriagt, heut bei der Nacht."

„Wem gehörst du zu?"

„Ich hab' schöne Schucherln," zirpte das Kind mit seinem dünnen Stimmlein, dabei hob es ein wenig den Fuß, und wahrnehmend, daß es barfuß war, erschrak es, und huschte im langen Grase davon.

Noch ein Weilchen sah ich darüber die Halme schaukeln, dann nichts mehr. Wie ein Gespenstlein war es gekommen und vergangen. Ich habe im Weiterschreiten meine Beine unsicher und befangen auf den Boden gesetzt, in der Angst, unter der wuchernden,

blühenden Wildnis auf eine Schlange oder eine Kröte, oder ein Menschenkindlein zu treten.

Über dem Waldrande nieder schimmerten weiße Felswände, ich stieg zwischen dem finsteren Gestämm bergwärts, aber die Wände waren höher oben, als sie sich gezeigt, es war immer noch Wald.

Auf dem kahlen Boden, zwischen Baumwurzeln und grauen Schwämmchen, die wie Wachs glänzten, war ein braun und gelb gefleckter Molch. Mit seinen fleischigen Armen und Beinen holte er langsam aber weit aus, manchmal hob er seinen dreieckigen Kopf und schaute mit hervorquellenden Augen nach dem Ziele aus, dem er so mühsam zustrebte. Wenn ich wüßte, mein liebes Waldkrokodil, wohin du willst, mir wäre es ein leichtes, dich ein paar hundert Schritte zu tragen. Einen alten Teichgräber kenne ich, der ist der Meinung, daß man alle Salamander totschlagen soll, denn wer sie angreift, der bekommt Warzen an den Fingern, und wen sie anglotzen, dessen Kinder bekommen einen schielenden Blick. Was denkst du darüber, du schöner scheckiger Waldwurm? — Ich habe es nicht erfahren, habe das schweigsame Tier nicht angefaßt und auch nicht totgeschlagen. Wer weiß, ob's ihm recht gewesen wäre.

Allmählich wurden die Bäume schütterer und sie wurden verknorrter und verkrüppelter, und dazwischen standen bleiche Baumgerippe. Über eine Schuttlehne noch hinan, und als die Felswand erreicht war, ging es da nicht weiter. An den Steinen klebten graue Schneckenhäuschen, an deren Rande hie und da etwas vom Hausherrn hervorstand. Als ich eines berührte, zogen sich die

weichen Läppchen ſchnell in die zierliche Kalkhütte zurück. — Ich kletterte am Hange dahin und kam in eine Mulde. Ein modernder Brunnentrog war in den Moorboden gewachſen, das Waſſer ſickerte daneben planlos dahin, und in den Tümpelchen zappelten erbſenrunde Tierchen mit langen Schweifen. Zwiſchen den ruppigen Steinbergen, die ſtellenweiſe mit bläulich-grünem Knieholz bewachſen waren, that ſich ein Thal auf, ſchwarze zerriſſene Erde mit kurzem Grasfilz und langen Binſenſchöpfen, und wenn man auftrat, ſank der Fuß tief in den Sumpf. Aber es lagen Steine da, die eigens hergelegt ſchienen, um von einem zum andern ſpringen zu können. Daraus ſchloß ich, daß hier der Weg war. Ich befand mich in der verrufenen Gegend, genannt das „Naſſe Gſchwend.“ Es war das Thor in die Felswüſten hinauf. Aber querüber lagen fahle Baumſtämme, die der Sturm geſtürzt hatte, und es lagen Steinblöcke, die von den Wänden niedergeſtürzt waren. Und es lagen Gerippe von Rehen und Hirſchen und anderen Tieren da, die im ſtrengen Winter umgekommen ſein mochten. Und es tauchte hinter Schuttwällen ein ſchwarzes Menſchenweſen auf, das ſich überaus müheſam auf dem unwirtlichen Grund vorwärts arbeitete, bis es endlich in meiner Nähe war. Ein Weib, deſſen Gewand auf dieſer Wanderſchaft Schaden genommen hatte, das erſchöpft und vergrämt war, vor mir ſtehen blieb, ſich auf ſeinen Aſtſtummel ſtützte, den es als Stock trug, und mich fragte, wohin ich denn wolle?

„Wohin ich will, fragt ihr? Wohin ich komme.“

„Aber da kommt ihr ja in die Steinkare hinauf.

Da hat wohl niemand was zu ſuchen!“ ſagte ſie herb, verbittert.

„Wie kommt aber ihr herauf?“

„Ich hab' freilich was zu ſuchen,“ antwortete ſie. „Habt ihr denn kein Unband geſehen unterwegs?“

„Was iſt das, ein Unband?“

„Der Fratz iſt mir davon. Seit aller Morgenhuid lauf ich umeinand. Iſt gar nit mein. Meiner Schweſter Fratz. Zum Aufheben hat ſie mir ihr Kind gebracht, dieweil ſie auf Arbeitſuchen aus iſt. Wie ſoll ich's denn aufheben, wenn's davonlauft, das Ungeziefer! Wenn's mein wär', dem wollt' ich's ſchon austreiben, das trutzige Davonlaufen! Ein helles Kreuz mit den Kindern! Weiß Gott, wo's der Teufel hingetragen hat!“

Dieweilen ſie alſo greinen that, wackelte ſie mit dem Kopf, um welchen die ſchwarzen üppigen Haare nachläſſig gewunden waren. Schon arg mußte ſie hängen geblieben ſein an Strauch und Stein mit dieſen Haaren, ſo waren ſie zerfetzt. In ihren großen runden Augen zuckten Zorn und Angſt.

„Frau,“ ſage ich. „Wenn ihr das Kind nicht ſtrafet fürs Davonlaufen, ſo will ich ſagen, wo es iſt. Unten auf der wilden Wieſe thut es Blumen brocken.“

Sie warf auf ſolchen Beſcheid vor Überraſchung die Arme auseinander und ſchlug die Hände zuſammen. „Auf der wilden Wieſen? Blumen brocken? Wenns Kind Blumen brocken thut, ſo iſt's nit aus Trutz davon.“

„Will lieber mitgehen und ſuchen helfen,“ hab' ich geſagt. Und bin mit dem Weibe thalwärts geſtiegen. Eines Kohlenbrenners Weib war ſie, und hatte ſich's

ſchon ausgedacht, was geſchehen würde, wenn das Kind verloren, zugrunde gegangen ſein ſollte. „Dann geht ſie durch. Ganz durch, daß ſie kein Menſch mehr findet. Denn die Schweſter, wenn ſie ſo um ihr Kind kommt, geht ins Waſſer.“

„Einſtweilen,“ ſagte ich, „gehen wir in die Blumen.“

Als wir durch den ſteilen Wald endlich hinabkamen auf die Wildwieſe, war es hoher Mittag, und manches der unzähligen Blumenhäupter ſenkte ſich müde und welk erdwärts. Selbſt das Gezücht der Inſekten war müde geworden. Kein Halm regte ſich über die weite Wieſe hin und kein verlaufenes Kind war zu ſehen. Da ging ich an jene Stelle, wo es am Vormittag geweſen war und verfolgte die Spur. Die ging in kreuz und krumm, verlor ſich und fand ſich wieder, und verwirrte ſich endlich ganz mit den zerfahrenen Pfaden, die der Hirſch und der Bock durch das hohe Gras gezogen hatten.

„Die Kleine wird einſtweilen ſchon heimgekommen ſein,“ rief ich zum Weibe hinüber, das am Waldrand im Schatten ſaß, auf den Schoß die Finger aneinanderklammernd, als ob es betete. In demſelben Augenblick ſtieß meine Fußſpitze an den Körper. Da — tief unter Schlüſſelblumen und hochſtämmigen Vergißmeinnichten lag das Kind, ein Ärmchen unter dem Kopf, eines über der Bruſt, den Blumenſtrauß noch umklammernd. Es ſchlummerte.

Wie mein halber Leib noch über den Hochwuchs emporragte, ſo habe ich mit der Hand hinübergewinkt zu den Bäumen — ſie möge kommen. Da ſei es! —

Das iſt alles, was ich von jenem Ausflug ins Ge-

birge zu erzählen weiß. Keine Felſenkletterung, keine Gletſcherwanderung, keine Fernſicht über hundert Hochgipfel der Alpen — nichts als Bäume und Strüppe, Mücken, Weſpen und Blumen — und darunter verborgen ein Menſchenblümlein, dem fürder die himmliſche Sonne ein frohes Reifen beſcheren möge.

Der Keuchen-Ferdl.

„Und der größte Verbrecher," ſagte der Gefangenwärter, an einer kleinen Thüre rüttelnd, „der größte Verbrecher iſt da drinnen!"

Als er ſeinen Schlüſſelbund anſtecken wollte, hielt ich ihn zurück: „Warten Sie, bitte! Ich bin nicht gefaßt. Der größte Verbrecher, ſagen Sie. Da müſſen Sie mich doch vorher berichten. Wenn man einen Beſuch macht, will man doch erſt wiſſen —"

„Bei wem. Ich begreife."

Etwas Schnurriges hat er, der alte Graubart, mit ſeinem barſchen, derben Gehaben und in ſeiner herablaſſenden Höflichkeit, in die ſich ein bischen Ironie über ſein Schlüſſelamt und das hohe Gericht miſchte.

„Sind Sie für die Macht oder für das Recht?" fragte er.

„Für das Recht, natürlich."

„Dann bitte ich, mich voraustreten zu laſſen, denn Macht geht vor Recht."

„Auch hier?"

„Überall."

So schritten wir den schmalen, halbdunklen Gang entlang, die Macht voran, das Recht hintendrein. Der Wärter blieb bisweilen stehen, wandte sich zu mir um und erzählte in kurzen, raschen Worten von seinem größten Verbrecher.

„Gehen Sie manchmal in die Kirche? Ja? Auch in die Stiftskirche? Na, dann werden Sie sich an den Alten erinnern, der am Eingang jedem das Thor aufgemacht hat."

„Der mit der grauen Pelzmütze?"

„Die er allemal höflich abgenommen hat, um den Eintretenden zu grüßen."

„Und der mit dem breiten, weißbartstoppeligen Gesichte die Leute immer so schlau angeguckt hat?"

„Das eine Auge zugedrückt, das andere halb offen."

„Und immer hübsch sorgfältig angezogen im langen, schwarzen Rock und mit der schwarzseidenen Halsbinde —?"

„— und ausgeschaut hat wie ein alter pensionierter Schulmeister."

„Und der die Almosenkreuzer immer ablehnen wollte?"

„Der allemal: Oh, und aber Herr! gerufen hat, wenn ihm einer die Münze in die offene Hand gelegt."

„Und sie doch schmunzelnd in die Westentasche gesteckt hat?"

„Genau derselbige."

„Der gute, komische Alte!"

„Er steht nicht mehr am Kirchenthor."

„Ist er gestorben?"

„Abgefangen worden. In den Kerker geworfen. Zur Zeit größter Verbrecher, der morgen seinen Tag hat.“

„Aber mein Gott, was hat dieser arme Mensch denn angestellt?“

„Ja, mein lieber Herr! Das ist kein Spaß! Es ist noch nicht alles aufgeklärt. Morgen werden wir ja sehen. — Gebettelt soll er haben!“

„Ha, ha, natürlich!“ mußte ich auflachen, „weil er eben ein Bettler ist.“

„Herr! wägen Sie Ihre Worte! Ein Bettler ist der Alte nicht. Wenigstens leugnet er's. Darf's auch nicht sein. Die Gemeinde hat endlich das weise Gesetz herausgegeben, daß kein Bettler mehr sein darf. Und weil dieser alte dumme Mensch das Gesetz übertreten hat, so wird er morgen gerichtet!“

„Am Ende wohl gar hingerichtet!“

„Scherzen Sie nicht!“ — sagte der Gefängniswärter und zog sein runzeliges Gesicht erschreckend in die Länge. „Wenn Sie jetzt zu ihm hineingehen wollen! Er wird Zuspruch brauchen.“

„Darf ich ihm auch einen kleinen Schmaus mitbringen?“

„Was Sie wollen. Sie wissen ja, daß der Delinquent am letzten Tage —“

„Alles haben darf, was sein Herz begehrt?“

„Mit Ausnahme des Kerkerschlüssels.“

Als hernach hinter mir die sattsam bekannte „Eichenthür knarrend ins Schloß gefallen war,“ stand ich in der etwas allzuschattigen Kammer vor dem Alten. Der

hockte gemütlich auf einem niedrigen Schemel, stemmte die Ellbogen auf die spitzen Knie, das graue Köpflein auf die Fäuste und kicherte: „Hau, einen Kameraden giebt's?"

„Wir kennen uns wohl von der Stiftskirche her," erinnerte ich.

„Ah, Sie sind auch so einer, der —" er stockte und setzte gemütlich hinzu, „der mich zu der Schandthat verleitet hat, hätt' ich bald gesagt."

„Ich bin nur auf Besuch da, Herr — Herr —"

„Keuchen-Ferdl. Nicht der eigentliche Name. Nur ein Ehrentitel. So, so, auf Besuch. Bitte Platz zu nehmen!" Behendig erhob er sich von seinem Schemel, „das einzige Fauteuil, bitte! Ich setze mich derweil auf den Divan." Und setzte sich auf ein Brett, das über zwei Schrägen lag und wohl den Tisch abgab.

Ich dachte anfangs, er stecke in der Sträflingskleidung, ein leinenes Beinkleid und ein graues Wollenjäcklein hatte er am Leib und blaue Socken an den Füßen. Sein eigenes Untergewand; denn der schwarze Anzug war beim Schneider, um für den Gerichtstag hergerichtet zu werden. Arrestanten pflegen viel Gewicht darauf zu legen, anständig gehalten, gut gebürstet und sorgfältig frisiert vor die Herren zu treten. Mancher betrachtet den Gerichtstag für einen Ehrentag, auch falls er verurteilt wird. Ist er doch einmal der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Leute laufen zusammen, die Zeitungen schicken ihre Berichterstatter, die Richter haben ihre feierlichen Mäntel an — und alles des Einen willen, der im Mittelpunkt steht und eine Leibwache

an der Seite hat, wie der Kaiſer. Die klügſten Köpfe ſind beiſammen, die ſchlaueſten Rechtsdoktoren, aber was ſie erfahren werden, das liegt in ſeinem Belieben und ſie richten ſich nach ihm. Sein Lebtag dünkt ſich mancher nicht ſo hoch oben, denn wenn er als Angeklagter im Gerichtsſaal ſteht. Natürlich müſſen da auch die Kleider im Glanze ſein.

„Daß Ihr Keuchen-Ferdl heißet, Alter, ich wußte es nicht. Den Namen habt Ihr Euch wohl erſt dieſer Tage beigelegt, ſeit Ihr da in der Keuchen (im Arreſt) ſitzet.“

„Aber nein!“ lachte er mit dünnem Stimmlein auf. „Das iſt ein alter Herr, dieſer Keuchen-Ferdl. Seit ich meine Jahre abgeſeſſen hab', heißen ſie mich halt ſo. Jawohl! Zwanzig Jahre lang hab' ich keinen Zimmerſchlüſſel in der Hand gehabt!“

„Geſeſſen ſeid Ihr? Zwanzig Jahre lang?“ Ich erſchrak nun wirklich.

„Nicht wahr? Und ſo plunzendick verſtockt, daß ich mich noch prahlen mag damit. Gelt? Morgen will ich's ihnen ins Geſicht ſagen: Ihr Haſcherln, ihr könnt mir höchſtens drei, vier Wochen auf den Buckel nageln. Da ſind das andere Kerle geweſen, dazumal, die mir meine zwanzig Jahre ſchweren Kerker, mit einem Faſttag und hartem Lager in der Woche angeſchuſtert haben.“

„Aber das müßt Ihr mir doch erzählen, guter Freund. Ich höre Kriminalgeſchichten für mein Leben gern und beſuche deshalb häufig Gefangene.“

„Da werden's halt wenig Gegenbeſuche bekommen.“

Dabei, wie er so zusammengeknickt hockte, schaukelte er sich leicht auf seinem Brette.

„Ja, aber um Gottes Himmels Willen! Wie ist denn das zugegangen, daß Ihr so lange im Kerker gesessen seid?"

„Dumm ist das zugegangen."

„Mindestens ein Mord — wie?"

„Sind Sie wirklich recht neugierig?" fragte er schalkhaft. „Beim jüngsten Gericht, morgen, wenn Ihr Euch einfinden wolltet. Da wird's wohl vorkommen, daß der Ferdl schon vorbestraft ist, und wegen warum. Da werden sie Augen machen, die mit ihrem Bagatellgerichtel, da oben!"

Ich dachte aber, daß es im Arrest, unter vier Augen, hinter wohlverwahrter Thür sich heimlicher plaudern ließe und schmeichelte dem alten Ferdl seine Geheimnisse ab. Das Geräucherte, das ich ihm mitgebracht, erfüllte hierin seinen Nebenzweck schlecht, das verstopfte dem Alten eher den Mund, als daß es ihn öffnete. Als nachher jedoch das Glas Wein kam, forderte er mich auf, tüchtig mitzutrinken, damit ich Kurasch bekäme. „Sonst fahren Sie mir am End' beim Ofenloch hinaus." — Er hatte noch so getändelt und geschaukelt auf seinem Brett. Plötzlich neigte er sich vor, streckte auf langem Hals mir sein stoppelbartiges Gesichtlein zu mit den zwinkernden Augen und rief: „Sie, das ist merkwürdig! — die Mühle in Unterdorf, die was bei der Achbrücke steht, ist einmal mein gewesen. Aber natürlich! Mein Vaterhaus. Und einmal, am Maria-Verkündigungstag ist's gewesen, in der Früh, ich sitz'

juſt bei der Topfen-Suppe und will in die Kirche gehen, kommen zwei Spitzhauben, fragen, ob ich der Ferdinand Seimer bin. Ja? Na, dann müßten ſie mir die Hände ſchließen. Und wie ein Kalb fortgetrieben in den Arreſt. Mir iſt das natürlich unangenehm geweſen, war dazumal gerade Bräutigam mit der Beckiſchen. Mit der ſchönen Margerl — erinnern Sie ſich — die mit dem ſchwarzen Sammthütel und dem rotſeidenen Tuch immereinmal über der Achſel. Ja ſo — Sie ſind damals noch gar nicht auf der Welt geweſen. Macht nichts. Alſo mit mir in die Keuchen. Und in den Gerichtsſaal. Wiſſen Sie, was ich angeſtellt hab'?"

Er faßte das Weinglas, hielt es gegen das Fenſterchen.

„Wie ein goldener Ring, ſo hell!" Dann that er einen leichten Schluck, ſchnalzte mit der Zunge, und goß das ganze Glas auf einmal in die Gurgel.

„Alſo was, alſo was, Ferdinand?"

„Alſo was? Den Holzmeiſter hatte ich erſtochen. Der Margerl wegen, er wollte ſie auch haben. Im Rinnwald — mit meinem Taſchenmeſſer. In der Faſchingsdienstagnacht. Von hinten in den Nacken hinein. Alles haben ſie auf dem Papier gehabt und Zeugen dazu, und mein Leugnen hat nichts geholfen. Nicht zwei Tage lang hat die Verhandlung gedauert. Verurteilt bin ich worden — zum Tod durch den Strang." Das ſagte er leiſe, faſt feierlich. — „Na ſehen Sie. Aber hängen haben ſie mich doch nicht können, weil ich nichts geſtanden hab'. Alſo halt lebendig ein-

gemauert. Auf hübsch lang. Ja ja, und einmal, wie der Kaiser die große Amnestie erlassen hat, sind sie links und rechts davongelaufen, meine Genossen. Mich haben sie festgehalten. Wer nicht gesteht, hat's geheißen, und nicht bußfertig ist, der verdient keinen Nachlaß. Also sitzen bleiben. Herr, das ist ein saurer Tag gewesen für mich, dieser Gnadentag. Zuerst schreckbar gewildet und alles verflucht, bis mir die Stimm' hat versagt. Nachher tot. Hab' mich fallen lassen. Sind's noch zehn Jahre, oder zwanzig, oder fünfzig — wie der will. Keine Jahre, keine Tage hab' ich mehr gezählt, mein Elend hab' ich nicht mehr gemessen mit anderer Leute Wohlleben. Abwechslung hat's ja doch gegeben: hab' ich gut geschlafen, so war's ein glücklicher Tag, und war ich gar krank und lag im Spital, da gab's Feste — das mögen Sie mir glauben, Herr. Und wie das so fortgeht und fortgeht, wirft mir der Kerkermeister auf einmal das Bündel vor die Füße: sollt' machen, daß ich weiterkomme! — Wieso? — Ja, die Zeit ist aus. — Herr, ich sag's, schier nicht glauben hab' ich's können! Ist denn so was möglich? daß auch zwanzig Jahre Kerker ein End' haben können? — Im Bündel meine alten Kleider. Na, die waren nicht schlecht schäbig! Nicht einmal betteln gehen in einem solchen Gewand, auf der Stell' packen sie dich wieder zusammen, und du sitzest!"

„Aber Eure Mühle!" warf ich ein, „was ist es denn mit Eurer Mühle?"

„Mühle? Mit der ist es nichts. Alte Schulden darauf. Vergantet worden. — Kritische Zeiten gewesen. Betteln verboten, stehlen nicht erlaubt. Das bissel

Kraft, so noch übrig geblieben, hätte ich gerne verkauft. Aber — Sie wissen ja, — alter Arrestant! Keine Arbeit! Der Keuchen-Ferdl! der mag aus dem letzten Loch pfeifen. Hat der Regenschori drüben in der Stiftskirche gesagt: Dagegen giebt's ein Mittel! Ob ich an der Orgel den Blasbalg treten wolle? Gut, sage ich, auf das viele Getretenwordensein will auch ich einmal treten. Hätten die Leute gewußt, daß zu dem schönen Orgelspiel der Atem vom Keuchen-Ferdl kommt, die wollten sich bedankt haben. Mir ist's gut gegangen, habe fürs Treten das schöne Gewand bekommen, das der Herr Regenschori abgelegt hat. Wie ein Graf hab' ich Ihnen ausgeschaut! Auch diese Zeit ist vorbei."

„Nun aber," ich rückte ihm traulich näher, „sagt mir doch einmal, lieber Alter, — der Mord, ist er Euch denn gar nie nachgegangen?"

„Mord? Welcher Mord?"

„Immer an die Straf' denkt Ihr. Und an das Verbrechen? Hat Euch denn Euer Gewissen gar nie beunruhigt?"

„Nicht einen Augenblick, Herr!"

„Nein, das nenne ich verstockt sein!"

„Ja, das glaub' ich, daß einem so was nachgehen müßt'!"

„Ihr habt doch den Holzmeister erstochen!"

„Fällt mir nicht ein. Ich hab' keinen Menschen erstochen, mein Lebtag nicht! Hab' ihnen's ja gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Erst wie vor etlichen Jahren der Franz Schienbeiner, wissens, der was so ein Zwerg ist gewesen und so viel Karten gespielt hat — auf

den Tod ist gelegen, hat er's seinem Beichtvater gestanden, daß er mit dem Messer, das er vorher mir gestohlen, den Holzmeister umgebracht hat — Geldes wegen."

Jetzt muß ich aber arg in die Höhe geschnellt sein vom Schemel, denn der Alte springt auch erschrocken auf und was mir denn wäre.

„Jesus und Maria! Mensch! Du wirst doch nicht zwanzig Jahre lang unschuldig gesessen sein?"

„Was denn! Hab' ihnen's ja eh gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Aber gute Leut' giebt's halt doch noch auf der Welt. Wie die Wahrheit aufgekommen ist, sind sie für mich sammeln gegangen und haben mir ein rundes Sachel auf die Hand gethan. Viel! Sicherlich hätt' ich noch was davon, wenn nicht die alten Nachbarn gekommen wären und ihr Geld, das ich ihnen noch von der Mühle her schuldig gewesen, zurückverlangt hätten."

„Und das Geld, das wegen des Justizirrtums für Euch gesammelt wurde, habt Ihr alten Gläubigern gegeben?"

„Aber natürlich. Ich bin ihnen ja schuldig gewesen."

— — „Lieber Mann, ich glaube, man muß Euch noch einmal einsperren. Denn zu der heutigen Menschheit, die außerhalb der Kerkermauern gefräßig und gewissenlos herumtrappelt, paßt Ihr wirklich nicht."

„Wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden wollen, geehrter Herr, morgen wird alles wieder für längere Zeit in Ordnung gebracht werden. — Ah! hat mir das Weinl geschmeckt!"

„So trinkt doch noch das Restchen aus!“

„Darf nicht, guter Herr, darf nicht. Muß morgen bei Kopf sein!“

Eine wunderliche Unterhaltung! Den haben sie sauber zugerichtet, dacht' ich beim Verlassen des Arrestes. — Am nächsten Tage war ich natürlich bei der Gerichtsverhandlung.

Da stand er und die Leibwache neben seiner. Der Richterstuhl war ein gewöhnlicher, grüngedeckter Tisch mit Kruzifix, Kerzen und einem Bezirksrichter. Er war weder mit Staatsanwalt, Verteidiger, noch mit Geschworenen ausgeschmückt, also nach der Auffassung des guten Alten, der schon Großartiges gesehen, etwas windig. Der Angeklagte stand in seinem schwarzen Anzug, mit der seidenen Halsbinde und dem weißen Haar schlicht und würdevoll da, wie ein alter Priester etwa, der sich beim Konsistorium wegen irgend welcher verkehrten kirchlichen Handlung zu verantworten hat.

„Also, Ferdinand Seimer,“ begann der Richter, als er sich in seinem Lehnstuhl zurechtgerückt und das Protokoll vorgenommen hatte. „Sie sind zweiundsiebzig Jahre alt, katholisch, ledig, vorbestraft, vacierend. Ist das alles richtig?“

„Zu dienen.“

„Wodurch bringen Sie sich fort?“

Der Alte schob die spitzen Achseln empor. „Mein Gott, mit Sitzen“.

„Sie waren eine Zeitlang in der Stiftskirche Blasebalgtreter. Warum haben Sie diesen Beruf aufgegeben?“

„Herr Richter, mein ſchwacher Kopf. Jungheit, da geht's, das Auf- und Niederhupfen an den Tretbalken, wie ein Kanarienvogel auf den Sproſſeln. Aber wenn man halt mit der Zeit kopfſchwach wird — der Schwindel! Der Herr Regenschori wird's ſelber ſagen, wie ich vorig Oſtern beim Treten auf einmal hingeflogen bin an den Orgelkaſten, daß alles 'kracht hat. Seither laßt er mich nicht mehr dran."

„Gut, gut." Der Richter blätterte in Papieren. „Ferdinand Seimer, es wird Ihnen zur Laſt gelegt, daß Sie vor der Stiftskirche gebettelt haben."

„Ich bitt', gebettelt hab' ich nicht. Hab' den Leuten nur die Kirchthür aufgemacht, daß man doch nicht ganz umſonſt auf der Welt iſt."

„Aber der Zeuge ſagt aus, daß Sie Almoſen genommen haben."

Der Angeklagte kniete nieder auf beide Knie, faltete die Hände zuſammen: „Herr Richter, ich bitt', noch mein letzt' Eichtl Zeit möcht' ich in der Tageslichten herumgehen. Ich bitt' Ihnen, ſchenken Sie mir die Straf'!"

„Bis jetzt haben Sie ja noch gar keine Strafe. Gedulden Sie ſich doch bis zur Urteilsverkündung. Stehen Sie auf."

Dann wurde der Wachmann vorgerufen, der den Alten wegen Bettelns an der Kirchenthür feſtgenommen hatte. Dieſen fragte der Richter: „Alſo, Zeuge, wie ging das eigentlich zu?"

Der Wachmann ſtand ſtramm aufrecht, legte die Hand an die Schläfe und hielt ſeinen Rapport: „Der

Menſch iſt vor dem Eingang geſtanden, hat den Leuten die Thür aufgemacht und allemal die Mütze vom Kopf gezogen. Es iſt mir auch vorgekommen, als wenn er die Hand offen hingehalten hätt'."

„Iſt das wahr, Angeklagter?"

„Aber ich bitt', die Fauſt kann ich doch den Leuten nicht zeigen. Hat mir ja kein Menſch nichts gethan."

„Haben Sie gehört, Zeuge, daß er die Leute angebettelt hat?"

„Juſt gehört hab' ich das nicht, aber weil er gar ſo unterthänig gethan hat, und das Mützenabnehmen und die offene Hand, und halt gar ſo freundlich beim Thüraufmachen. Wegen was denn ſonſt, als daß er Geld ſollt' kriegen!"

„Nun, Angeklagter, und haben Sie Geld bekommen?"

Der Alte trat einen Schritt vor und geſtand mit leiſer Stimme: „Ein biſſel wohl, immereinmal." Ganz rot war ſein Geſicht geworden.

„Und haben Sie es nicht zurückgewieſen?"

„Das hätt' ich mir nicht getraut, Herr Richter. Beleidigen hab' ich ſie nicht wollen. Wenn ſie vor dem Gotteshaus einem armen Menſchen ſchon was ſchenken wollen, hab' ich mir gedacht. Ich möcht' ihnen auf dem Weg zum Himmel kein Hindernis ſein." —

Dann trat Schweigen ein. Das ſchwere Schweigen vor dem Urteilsſpruche. Ich war im Auditorium der einzige Zuſchauer, aber mir pochte das Herz für zehn. Wird der alte Mann wieder in ſein Halbdunkel abgeführt werden? Oder wird er den Reſt ſeines ihm zu

Schanden prozeſſierten Lebens in der „Tageslichten“ verbringen dürfen? Findet er es nicht ſelbſt ganz in Ordnung, daß er wieder ſitzen wird? Der elementare Aufſchrei ſeines gedrückten Herzens: „Ich bitt', ſchenkens mir die Strafe! Ich möchte, ehe das dunkle Grab kommt, noch ein wenig im Lichte ſein!“ Aber, er ſchämte ſich nun faſt dieſes vorwitzigen Wunſches. Iſt es nicht leichtſinnig, mit ſo hochtrabenden Gelüſten eine ſichere Altersverſorgung zu verſcherzen?

Der Richter ſtand auf, erhob ſeine Stimme und ſprach: „Im Namen Seiner Majeſtät. Der Ferdinand Seimer iſt von der Anklage, an der Thür der Stiftskirche gebettelt zu haben, freigeſprochen. — Ferdinand Seimer, Sie können nach Hauſe gehen.“

Da blickte der Alte mit einer komiſchen Verblüffung um ſich: — „Nach Hauſe?“

Der schlaue Bürgermeister.

Warum gerade beim Birnbaumwirt? Hatten sie doch ihre Gemeindestube, wo sie tagen und sitzen konnten nach Herzenslust und wo der Gemeindediener und der Beamte alles in bester Ordnung hielt. In den alten Lederfesseln beriet es sich doch bequemer, als auf den Holzbänken der Hinterstube beim Birnbaumwirt. Der Bürgermeister ist ja doch sonst kein Wirtshaussitzer. Aber diesmal hatte er die sechs Räte gerade beim Birnbaumwirt um sich versammelt.

„Sind unser alle, so können wir anfangen."

„Der Gemeindebeamte fehlt noch, der faule Zach!"

„Der Gemeindebeamte kommt nicht," sagte der Bürgermeister, „und den brauchen wir auch nicht. Wir wollen unter uns sein. Hansel-Höfer, sei so gut, mach' die Thür zu und dreh den Schlüssel um."

„Was hat er denn heut'?" fragte der Zugnagel und schaute die Ratsgenossen an, einen nach dem andern.

„So, Männer," sagte der Bürgermeister und wendete noch einen Blick auf die Fenster, ob sie wohl auch gut zugemacht seien und nicht irgendwo ein unberufenes

Ohr hervorstehe. „So, wenn wir allein sind und alle beisammen, nachher kann ich reden. Männer, ich habe euch eine wichtige Mitteilung zu machen.“

„Oh!“ sagte der Zugnagel.

„Oho!“ sagte der Hansel-Höfer.

Der Bürgermeister dämpfte seine Stimme: „Meine Herren! In der Gemeindekasse fehlt Geld!“

„Wär' nit schlecht!“ sagte der Rothbrand leise und schaute um sich.

Der Bürgermeister stützte seine Ellbogen auf den Tisch, neigte sich weit über denselben hin und wiederholte fast zischend: „In der Gemeindekasse ist ein Abgang von achthundert Gulden.“

Sie waren sprachlos, der Scherer-Lodl hieb die Faust auf den Tisch. Jetzt verstanden sie, weshalb diese Sitzung nicht in der Gemeindestube war.

„Wer hat's?“ fragte der Zugnagel. Einen scharfen, nahezu beleidigenden Rundblick machte er.

„Haben wird's der Beamte,“ sagte der Bürgermeister. „Sonst kann außer meiner niemand in die Kasse.“

„Freilich, freilich,“ sprach der Rothbrand gelassen, „alsdann hat's der Gemeindebeamte oder der Bürgermeister.“

Der Bürgermeister würdigte diese Bemerkung keiner Antwort. Der Hansel-Höfer sagte hingegen: „Rothbrand, laß dich eingraben mit deinem dummen Witz.“

„Einen Verdacht hab' ich schon lang' gehabt. Der Mensch spielt,“ sagte der Bürgermeister.

„Auf der Stell' anzeigen!" verlangte der Scherer. „Auf der Stell' um die Gendarmen telegraphieren! Der ſchlechte Lump! So ein Lump da! Dem doppeln wir fünf Jahr' Arreſt hinauf!"

„Ja, ja, fünf Jahr' Arreſt!" ſagte der Bürgermeiſter brummend. „Was haben wir, wenn er ſitzt."

Der Scherer war ein Mann der Gerechtigkeit. Ein großer Vertilger war er und lebte davon. Er vertilgte auf Feldern und Wieſen die Scheren (Maulwürfe), er vertilgte die Feldmäuſe, die Maikäfer, die Ratten, die Wanzen, auch die verdächtigen Hunde und die gichtiſchen Pferde. Jeder, der etwas zu vertilgen hatte, rief den Scherer, er war ſo beinahe der Scharfrichter von Knollbach. Es war noch zu verwundern, daß er nur vom Arreſt ſprach, nicht gleich vom Galgen. Sofort wollte er jetzt aufs Telegraphenamt, der Bürgermeiſter mußte ihn gewaltſam am Rockſchößel feſthalten.

„Geh, laß mich, alter — jetzt hätt' ich bald etwas geſagt, wenn du nicht der Bürgermeiſter wäreſt," knurrte er. „Wer ſtiehlt, der wird eingenäht! Auf der Stell'! Wir wollen Strafe!"

„Strafe?" fragte der Bürgermeiſter betroffen, „na, Scherer-Lodl, Strafe? Das kann uns gleich ſein. Wir wollen unſer Geld."

„Ein grundverdorbenes Geſindel ſeid ihr!" rief der Scherer. „Anſtatt Gerechtigkeit Geld. Pfui. Die Schaben ſollen euch freſſen."

Der Bürgermeiſter von Knollbach iſt ein kluger Mann, und ſo einer braucht ſich nicht zu erhitzen, er richtet auch mit ruhiger Rede was aus.

„Du Scherer," ſagte er daher überaus ruhig, „haſt du noch nie darüber nachgedacht? Einen, der eine Schlechtigkeit oder eine Dummheit gemacht hat, gleich einſperren, das iſt das Allerverkehrteſte. Im Arreſt, da kann er gerade am allerwenigſten was gutmachen. Wer ſtiehlt, der muß zurückgeben, das iſt das Wichtigſte, und wer ihn daran hindert, der macht ſich ſelber mitſchuldig. Verſtehſt?"

„Wenn ich den Dieb einſperr', ſo bin ich mitſchuldig?"

„Denk' wohl! Weil der Beſtohlene ſeine Sach' am allerwenigſten kriegt, wenn der Dieb ſitzt und nichts thun kann. — Manner, ich glaube, wir machen's anders. Wenn wir etliche Wochen Zeit laſſen, ſo verhoff' ich, daß wir wieder zu unſerem Geld kommen."

„Und ich fange ihn doch ab, den Spitzbuben!" rief der erregte Scherer.

„Lodl, ſei du ganz ruhig. Du magſt deine Scheren und Marder einfangen, den Gemeindeſchreiber und Kaſſenwart aber laß' uns in Ruh' — ich muß ſchon bitten."

Der Scherer ſagte nichts mehr, ging nur bis zum Stubenwinkel, rang dort die Hände und klatſchte ſie auf ſeine Glatze nieder. — Wohin mit der Welt, wenn die Stehler und Hehler frei herumlaufen!

Der löbliche Gemeinderat von Knollbach hat hernach beraten, und endlich ſind ſie aus der Hinterſtube des Birnbaumwirtes hervorgegangen, ſo gelaſſen und gleichmütig, als ob nichts geweſen wäre. Selbſt der Scherer. Wenn er innerhalb des Rates auch der ſcharfe

Oppositionsmann ist, nach außen hin hält er's so fest zum Rat, wie der Reifen zum Faß.

Eine Stunde später kam der Bürgermeister in die Gemeindestube, wo der Schreiber emsig kritzelte und für den Eintretenden nur einen flüchtigen Gruß hatte.

„Wie geht's, wie geht's, Herr Sekretär!" fragte der Bürgermeister leutselig. „Ist viel Arbeit da?"

„Nicht zu klagen, Herr Bürgermeister. An Arbeitslosigkeit verrosten wir nicht."

„Muß sein. Muß halt sein. Haben Sie den Grundbuchauszug vom Bezirksgericht zufällig bei der Hand?"

„Da haben wir ihn!" sagte der Beamte und legte ein schweres Bündel Schriften auf den Tisch.

„Gut, gut. Alles in Ordnung," sagte der Bürgermeister. „Ordnung ist die Hauptsache im Amt. Haben Sie was dagegen, Herr Sekretär, wenn wir Ihnen von Neujahr ab in Ihrem Gehalt eine kleine Zulage bewilligen?"

„Ich kann's brauchen, Herr Bürgermeister," antwortete der Beamte in seiner natürlichen Schlichtheit.

„Das sind die Raiffeisen-Scheine, nicht wahr? Die können zugestellt werden, wenn der Diener Zeit hat. Sonst nichts Neues? Na, dann grüß Gott, derweil. Übermorgen ist Sitzung."

„Weiß es, Herr Bürgermeister."

„Ja richtig, was ich noch sagen wollte, Herr Wieselböck. Vor der nächsten Gemeinderatswahl — Sie wissen ja. Nur des Brauches wegen — Kassenschau."

„Ja — — ja," sagte der Beamte, legte sehr emsig die Kanzleibogen übereinander und hustete.

„Da ſchauen Sie halt, daß nicht zu viel Kleingeld vorhanden iſt, der Einfachheit wegen, umſo mehr großes, nicht wahr? Die Pfandbriefe ſind ja auch in Ordnung.“

„Ganz wohl, Herr Bürgermeiſter.“

Aber Herrn Wieſelböcks Antlitz war nicht mehr zu ſehen. Es gab plötzlich ſo viel Arbeit auf dem Tiſch, in dem Laden, er hatte kaum Zeit, guten Abend zu ſagen, als der Bürgermeiſter davonging.

Und als er davon war, richtete der magere Herr Wieſelböck ſich ſtarr auf, ſein Geſicht war ſchmal und fahl, ſeine Augen ſtrebten hervor, ſein dünnes Blondhaar ſträubte ſich.

„Jetzt iſt der Teufel los!“ ſagte er heiſer. Dann ſtürzte er zur Lade, erraffte die Schlüſſel, ſprang an die Thüre, um ſie zu ſchließen, an die Kaſſe, um ſie zu öffnen. Riß die Mappen heraus und zählte die Scheine, dieſe noch vorhandenen waren alle vinkuliert. Er zählte ſie zweimal, als ob ſie durch doppeltes Zählen ſich verdoppeln könnten — aber der Teufel blieb los.

Davongehen? Wohin jetzt zu Beginn des Winters? Wohin ohne Geld, ohne Zeugnis? — Selbſtmord? Nein, ſo tragiſch will er's nicht nehmen. Sechs Wochen hat's ja Zeit. Die Gemeinderatswahl iſt doch erſt um Weihnachten angeſetzt. Mittlerweile kann viel geſchehen. Es kann eine Feuersbrunſt geben, es kann eine Überſchwemmung geben. Iſt ja der Himmel voll von unerhörten Zufällen — einer wird doch herabfallen! Vielleicht iſt's nur ein Spuk, ein dummer Traum, daß wir Gemeindegeld angegriffen und verſpielt haben. Man träumt ja manchmal ſo dumm. Und ſchließlich und

endlich — der Menſch hat gute Bekannte, Freunde. Verzagt ſein, lächerlich! Hundert Auswege giebt's. Die Lage iſt anregend, nichts weiter. Angenehm aufregend, ſpannend — wie ein Spiel. Du ſpielſt ja doch ſo gern. Ein ſechs Wochen langes Spiel um Geld, um Ehre, um Freiheit, was willſt denn mehr! — Die beiden Arme ſchlang er luſtig aus. Jetzt iſt's doch wieder einmal der Mühe wert, daß man lebt!

Und in den nächſten Tagen begegnen wir dem Gemeindebeamten beim verwegenen Spiele.

Aber nicht beim Kartenſpiel. „Das mag ich nicht mehr!" ſagte er zu ſeinem Kameraden, dem Sattler Franz. „Immer kann der Menſch nicht leichtſinnig bleiben. Er muß auch einmal an die Gründung einer Exiſtenz denken, an einen eigenen Haushalt. So eine Gemeindeſchreiberſtelle, weißt du, iſt immer etwas Unſicheres. Was hilft mir das Vertrauen, das ich genieße, wenn das Gehalt ſo miſerabel iſt! Nicht einmal ein Vertrag. Wenn die neuen Herren Rappelköpfe ſind, ſo kann ich jede Stunde entlaſſen werden. Das paßt mir nicht. In Schlägelau iſt eine Bezirksbeamtenſtelle ausgeſchrieben, mit Penſion. Äußerſt vorteilhaft. Aber Kaution wird verlangt. Gott, wenn mir ein guter Freund jetzt tauſend Gulden borgen wollte! Oder wenigſtens achthundert. Ein gemachter Mann wäre ich und in drei Jahren alles zurückbezahlt."

„Ja, Freund, da kann ich nicht helfen."

„Erinnerſt du dich noch, Kamerad, wie wir vor zwei Jahren dem frommen Viehhändler das Wort Teufel haben ausſprechen gelehrt? Mit den gekratzten Karten?"

Nein, tausend Gulden konnte der Sattler Franz nicht. Achthundert auch nicht.

„Aber fünfzig Gulden, höchstens hundert, wenn dir damit gedient wäre!“

„Mein Gott, Franz, mein Lebtag lang wollt' ich dir's gedenken. Bleib' mir stehen auf hundert. Vielleicht finde ich sonst noch gute Leute.“

An einem der nächsten Tage machte der Gemeindebeamte wieder einmal einen Besuch bei Frau Ida Wolfsmilch. Die war gerade nicht schön, aber gut. Besser als ihr Name. Sie war die Witwe eines Rentiers, der vor einigen Jahren Knollbach als Sommerfrische gewählt hatte, aus Neigung zu dem schönen Ort dort geblieben war und aus Anhänglichkeit für ihn sich dort begraben ließ. Dieser Frau Wolfsmilch entwickelte Herr Wieselböck einen Plan. Er gedenke sich zu verheiraten. Weil er selber schon in den Dreißigen sei, so wolle er kein junges Schlamperl nehmen, sondern sich mit einer etwas gesetzteren Dame, und selbst wenn es eine junge Witwe wäre, verehelichen. Doch das Los eines prekären Gemeindebeamten zu teilen, das könne er seiner Erwählten nicht zumuten, niemals! Und da denke er nun daran, in Spindelgrub ein Haus zu kaufen. Es sei dort eins auf der Gant, mit Ökonomie und Wirtsrecht. Er besitze ein kleines Vermögen und bis zehntausend ginge er mit. Doch müsse er für alle Fälle noch irgendwo etliche hundert Gulden auftreiben, um das Gut sofort auszahlen zu können.

Frau Ida Wolfsmilch war gerührt, daß ein Mann, der das Vertrauen der Gemeinde besaß, ihr so herzens-

freimütig entgegenkam. Sie schoß ihm fünfhundert Gulden vor. Anstatt des Schuldscheines begnügte sie sich mit einem Eheversprechen unter dem Gesichtspunkte: Mein' Sach' dein Sach'.

Als aber dieses Geschäft abgeschlossen war, blieb Herr Wieselböck noch im Zimmer stehen, und er habe halt noch etwas auf dem Herzen. Falls er heut' oder morgen abberufen würde — er fühle sich zwar durch und durch gesund, wie eine Gemse. Doch das Leben des Menschen stehe in Gottes Hand — könne er den Gedanken nicht ertragen, eine mittellose Frau zurückzulassen. Ein Haus ohne etwas Kleingeld sei eine Last. Deshalb wolle er für die liebe Frau sein Leben versichern lassen, dazu bedürfe er freilich noch ein paar hundert Gulden, die ihn und sie aber gänzlich sorglos machen und unter Umständen sich hundertfach lohnen würden.

Frau Ida Wolfsmilch ging noch einmal an ihr eisernes Kästchen, nahm dreihundert Gulden heraus und glaubte, mit diesem Assecuranzbetrag sich des Mannes, der gesund wie eine Gemse war, völlig zu versichern.

Wieselböck wunderte sich nicht wenig, daß es auf einmal so leicht gehe, Geld aufzutreiben. Man mußte das eben beim richtigen Hefte anfassen. Jetzt hatte er mehr, als zur Deckung des Kasseabganges nötig war. Oder — sollte er nicht durchbrennen? Der Sattler Franz wird es ihm bitter verargen, wenn die vorgeschützte Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau nicht vorhanden ist, und Frau Ida wird ungehalten darüber sein, wenn sie erfährt, daß das Haus in Spindelgrub ein Luftschloß ist. Um solchen Verdrießlichkeiten aus-

zuweichen, wäre doch vielleicht eine größere Reise vorzuziehen. Allein mit den etlichen hundert Gulden springt man nicht weit. Unter zwanzig, dreißigtausend in der Tasche fragt selten einer an, was drüben die neue Welt kostet. Zudem hat der Bürgermeister ihm von Neujahr ab eine Aufbesserung zugesagt. Die Verläßlichkeit seines Charakters wird ja neu erhärtet, wenn man die Kassa in bester Ordnung findet. Wenn bis dahin die Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau von anderwärts besetzt ist, wenn das Haus in Spindelgrub mittlerweile in feste Hände übergegangen ist, wer kann dafür? Ein gewissenhafter Beamter läuft auch nicht in erster Stunde davon, wenn anderswo Günstigeres winkt. Das Verhältnis zu Frau Ida und ihrem Eisenkästchen wird kaum viel darunter leiden.

Wieselböck denkt, daß er bleiben wird. Fest und treu auf seinem Posten. —

Als denn die sechs Wochen ihrem Ende nahten, wurde der Bürgermeister neuerdings liebenswürdig. Er that, als ob er sich um die Kasse gar nicht kümmere, hatte aber doch nächtlicherweile Nachschau gehalten, ob die fehlenden achthundert Gulden schon da wären. Sie waren nicht da. Nur die vinkulierten Papiere fanden sich — sonst nichts.

Aber das Geld mußte kommen.

„Nein," sagte er laut lachend, „der Sparkassekassier zu Spindelgrub — an dem seiner Stell' möchte ich jetzt nicht sein. Wissen Sie, Herr Wieselböck, was dem passiert ist? Von zwei Spitzhauben ist er gestern in den Kotter geschleift worden. Vom Strick hatten sie ihn ge-

ſchnitten noch zur richtigen Minute. In der Kaſſe fehlt Geld. Seine ſechs Jahre kriegt er mindeſtens und iſt ihm die ganze Zukunft verſchandelt. So ein Leichtſinn! Als ob einer — wenn er ſich ſchon ſo dumm vergeſſen hat — nicht unter der Hand Geld ſchaffen könnte! Gar ſo viel iſt's ja nicht. Alles laßt ſich ordnen, ohne daß es wer zu erfahren braucht. Aber wenn einer ſo bockbeinig in ſein Unglück rennt, da iſt nicht zu helfen. Na, ich ſag's! Froh ſoll jeder ſein, der verläßliche Leut' um ſich hat!"

Wieſelböck hatte zu dieſer Erzählung nichts geſagt, es gab wieder ſo viele Arbeit mit den Papieren.

„Richtig, Herr Wieſelböck, in vierzehn Tagen iſt Gemeinderatswahl. Sind auch die üblichen Förmlichkeiten damit verbunden — na, Sie wiſſen ja alles."

„Ganz wohl, Herr Bürgermeiſter."

Und an einem grauen Nebelmorgen im Dezember. Die Herren Gemeindeväter kamen in langen Mänteln und wulſtigen Pelzen die Gaſſen heran.

„Heut' werden wir was erleben," ſagte der Scherer-Lodl zum Rothbrand. „Der Bürgermeiſter wird einmal Augen machen. Ich habe die kaiſerkönigliche Gendarmerie verſtändigt."

„Ich glaub' nicht, daß es ſo ſchlimm wird. Ich vertraue unſerem Bürgermeiſter."

„Ich traue niemandem."

„Hörſt du, Lodl, das iſt grob! Aber dir muß man verzeihen. Wer alleweil nur mit ſo Beſtien und Miſtviehern zu thun hat, wie du, der kann ſich gar nichts Gutes mehr vorſtellen."

„Mit euch nehm' ich's in dieſer Sach' juſt noch auf

mein Lieber! Ihr ſeid Pfennigfuchſer. Anſtatt nach Gerechtigkeit geht ihr nach Geld. Anſtatt daß ihr den Dieb gleich feſtgenommen hättet, wartet ihr zu, bis er noch mehr ſtiehlt, bis er die ganze Gemeinde ausraubt. Saubere Ratsherren das — ich küß' die Hand!"

Durch eine andere Gaſſe trabten würdigen Schrittes der Hanſel-Höfer und der Zugnagel.

„Wenn der Vogel kein Gimpel iſt, ſo finden wir den Käfig leer," ſagte der eine. „Dem Bürgermeiſter möcht' ich's gunnen. Höchſte Zeit, daß Änderung gemacht wird."

„Ich bin neugierig," gab der andere bei. „Davon iſt er nicht, weil ich ihn vor einer Stunde noch aus dem Friſeurladen gehen ſah. Friſch raſiert."

„Friſch raſiert?"

„Raſiert und ein breit angelachtes Geſicht. Defraudanten hab' ich mir anders vorgeſtellt."

„Meinſt du nicht, daß er gerade in der Abreiſe begriffen ſein konnte?"

„Er grüßt vom Fenſter herab."

Herr Wieſelböck hatte von der Gemeindeſtube herab die ankommenden Räte artig mit einem Kopfnicken geehrt.

Wenige Minuten ſpäter hatte die Sitzung begonnen. Erſter Gegenſtand war der Herr Pfarrer, der vom Pfarrhof bis zur Kirche um einen Holzſteg anſuchte. Er wurde durchgepeitſcht. Zweite Sache, das Geſuch der Birnbaumwirtin um die Erlaubnis, am Gemeindebach ihre Wäſche ſchwemmen zu dürfen. Sie wurde durchgepeitſcht. Ohne Debatte raſch bewilligt, ſo daß Herr Wieſelböck kaum mit ſeiner Feder nachkommen

konnte. Dann eine Eingabe des Kirchenbäckers mit der Beschwerde, daß am Sonntag die Bauern so wenig Respekt vor seiner Hausecke hätten, und es möchte sich der Gemeinderat dreinlegen.

„Alter G'spaß. Nix da!" rief der Zugnagel drein, „wir können nicht an jeder Hausecke einen Wachter aufstellen?"

„Zurückgewiesen."

— „Haben Sie fertig geschrieben, Herr Wieselböck?" fragte der Bürgermeister. „Dann seien Sie so gut und bringen uns einmal den Kassenschlüssel."

Der Sekretär löste von seiner Uhrkette ein Schlüsselchen, sperrte eine Lade auf, nahm den Schlüsselbund heraus und überreichte ihn dem Bürgermeister mit einer so gleichgiltigen Gelassenheit, als wäre es die Streusandbüchse.

Der Rothbrand war schweratmig, aber jetzt, als sie zur Kasse traten, die der Bürgermeister unten und oben aufschloß, hörte man nicht das leiseste Schnaufen. Der Scherer faßte den Sekretär ins Auge, der sich in der Nähe des Ausganges zu schaffen machte.

„Was machen Sie dort an der Thür!" herrschte er ihm zu. „Sie haben an der Kasse zu sein!"

„Ich bitte!" sagte Herr Wieselböck, da stand er auch schon am eisernen Kasten und legte die Hand ganz militärisch an die Stirn.

Der Kasten ging auf, bedachtsam hob der Bürgermeister Pakete heraus und legte sie vor den Augen des Rates auf den Tisch. Gemeindeurkunden, Katastralmappen, vinkulierte Wertpapiere, Sparkassebücher,

Tiandóriefe. Eine hölzerne Schale mit Silber- und Goldmünzen. Eine Ledertaſche mit Banknoten. — Die Männer zählten alles nach und verglichen mit dem Inventar und den Rechnungen.

„Es ſtimmt nicht!“ rief der Scherer plötzlich mit kreiſchender Stimme.

„Aber, es ſtimmt ja ganz genau,“ ſagte der Bürgermeiſter. „Ich bitte, doch ruhig zu ſichten, es fehlt nicht eine Nummer, nicht ein Knopf. Es iſt alles in Ordnung.“

Sie guckten, ſie zählten, ſie verglichen, ſie legten endlich die Sachen zuſammen auf einen Stoß und ſagten:

„Es iſt alles in Ordnung.“

Der Scherer hieb ſich die Hand auf ſeinen ledernen Oberſchenkel, daß es klatſchte. Sagte aber kein Wort mehr.

Als die Schätze wieder geborgen waren in der Kaſſe, ſetzten ſie ſich der Reihe nach an den Tiſch und unterzeichneten den richtigen Befund. Dann nahm der Bürgermeiſter eine feierliche Miene an.

„Meine Herren,“ ſagte er, „ich glaube, wir ſprechen unſerem Sekretär und Kaſſenwart, Herrn Wieſelböck, Dank und Abſolution aus.“

Keiner redete dawider.

„Dem Sekretär und Kaſſenwart Herrn Wieſelböck wird für die Mühewaltung im verfloſſenen Geſchäftsjahre Dank und Abſolution ausgeſprochen.“

„Danke, meine Herren. Werde mich auch in Zukunft befleißigen —“

„Hat einer der Herren sonst etwas vorzubringen?“ fragte der Bürgermeister, in die Runde blickend. „Wenn das nicht der Fall ist, so erkläre ich die Sitzung für geschlossen.“

Als sie wieder ihre Mäntel und Pelze anzogen, wartete der Sekretär, um dem Bürgermeister bei dem seinen zu helfen.

„Danke, lieber Wieselböck, ich ziehe noch nicht an. Ich habe hernach in der Kanzlei noch eine Kleinigkeit zu ordnen. Seien Sie so gut.“

Den Räten aber nickte er ausdrucksvoll zu: Wir haben unser Geld wieder!

Vor dem Gemeindehause standen zwei Gendarmen.

„Was macht's denn da? Wir brauchen euch nicht!“ knurrte ihnen der Scherer zu und ging eilig gaßab in Begleitung des kleinen Leilasser-Buben; der Leilasser-Vater hatte schön bitten lassen — sie wüßten sich vor lauter Ungeziefer nicht mehr zu helfen.

Der Bürgermeister war in die Kanzlei gegangen, hatte hinter sich langsam die Thür zugelehnt und war zum Tisch getreten, wo der Sekretär auf seinem Sockel saß und jetzt fragend die treuen Augen erhob — was noch sei.

„Wieselböck,“ sagte der Bürgermeister und schaute ihn ruhig an, „Sie sind entlassen. Sie können gleich gehen. Sie wissen warum.“

— Warum, das wußte er freilich, aber wohin, das wußte er nicht. Ich weiß es auch nicht.

Das Ehehindernis.

Die Dorfkaufleute ſchelten ſich bei guter Laune ſelbſt gerne „Krämer“. Das vertragen ſie ganz gut. Wenn ſie aber gelegentlich ein anderer ſo nennt, das vertragen ſie nicht. Und ſie haben recht. Sie zahlen Steuer als Kaufmann und gehören auch wohl zur Handelskammer. Alſo — wenn ſie ſich ſelber „Krämer“ nennen, ſo iſt das Beſcheidenheit, und wenn ſie andere ſo nennen, ſo iſt das Unverſchämtheit. Manche von ihnen reiſen jährlich mehrmals in die Stadt, um Großeinkäufe zu machen. Hier nehmen ſie einen Sack Reis, dort ein Kiſtel Zibeben, da ein Fäßlein Kaffee, hier drei Zuckerhüte, dort eine ganze Schachtel mit Zwirn und Bändern, da etliche Buch Kanzleipapier u. ſ. w. Jawohl! Da ſind ſie ganz Großkaufmann, dieweilen ſie ſich daheim natürlich als „Gemiſchte Warenhandlung“ auf den Kleinverſchleiß verlegen müſſen. Aber das macht nichts. So hatten ſie alle angefangen, auch jene Handelsherren, die ſpäter in Großſtädten ihre rieſigen Warenhäuſer, in den Häfen ihre Docks und auf den Meeren ihre Schiffe haben.

Der Guſtel von Oberbach will's ja auch noch ſo weit bringen, das heißt, er ſelber iſt mit der Krämerei zu Oberbach vollauf zufrieden, aber ſein Sohn einmal, wenn er Glück hat —! Der Guſtel ſitzt mit ſeinem Oberbach in einem Landwinkel, in welchen bisher noch keine Eiſenbahn hingefunden hat, ſo ſehr ſie auch im Lande umherkriecht durch Berg und Thal, um womöglich alle ſchönen Ortſchaften an ihre Schnur zu faſſen. Oberbach duckt ſich hinten oben zwiſchen den Bergen und meint ganz leiſe, es wäre vorteilhafter, wenn Oberbach auf die Eiſenbahn pfeife, als umgekehrt. Und ſo iſt der Guſtel noch einer von denen, die mit ihrer Kraxe über Berg und Thal gehen, um in der Stadt die Großeinkäufe zu machen. Dort wußte er gute Quellen. Im Denken und Reden war er ſonſt etwas ſchwerfällig und nicht der Geſchickteſte, aber was das Geſchäft betraf, da ſtellte er ſeinen Mann, und ſein Handel breitete ſich aus über unterſchiedliche „Branſchen".

So pflegte er auch die Branſch der Sämereien. In einer Vorſtadt war ein Gärtner — der, wenn man auf dem Schloßberge ſtand — ganz gewaltig hereinfunkelte. Das heißt, der Gärtner ſelber funkelte nicht, auch die Augen ſeines Töchterleins konnte man ganz ſo weit nicht funkeln ſehen, aber die Glashäuſer funkelten, in denen der Gärtner ſeine Tropenwelt hatte. Alſo dort fand ſich der Guſtel öfter ein mit ſeiner Kraxe, um Samen zu kaufen für die fruchtbare Gartenerde zu Oberbach. Und wenn der Gärtner manchmal nicht zu wege war, ſo ging er mit der Mitze ſo zwiſchen den Beeten hin, bewunderte die üppigen Kohlköpfe und die

leuchtenden Theerosen und die Kakteen hinter den Glaswänden und die —. Es kann nicht mehr länger verschwiegen werden, daß der Gustel ein hübscher junger Mann war und daß die Mitze bisweilen eine rote Nelke pflückte, um sie ihm ins Knopfloch zu stecken. Sehen Sie, liebe Leserin, und auch diese Nelken bewunderte er. Und wenn er Salatsamen, Kleesamen, Rübsamen gekauft hatte, gab ihm die Mitze als Draufgabe noch ein volles Dütchen mit, da war der „Allerlei-Blümel-Samen" drin. Er möchte ihn nur einmal säen in seinem Garten zu Oberbach, dann würde er schon sehen, was da hervorkäme!

Und hernach im Frühsommer, als alles im wilden Prangen war im Gebirge, was kam hervor aus dem Samen, den der Gustel in einer Ecke seines kleinen Hausgartens eingehegt hatte? Lauter blaue Vergißmeinnichte und brennend rote Herzlieberln! — Na, das hat den Gustel nicht schlecht nachdenklich gemacht. Da könnte man ja ein Geschäft machen. Die Nachbarinnen werden gewiß auch gern solche Gartenzier haben mögen, da will er doch nächstens auch Allerlei-Blümel-Samen einkaufen. — Und als er dann wieder in der Stadt war und wieder in der funkelnden Gärtnerei, da kam ihm die Mitze noch viel liebenswürdiger entgegen und fragte, was denn aus ihrem Samen gewachsen wäre? — Ob die Mitze hübsch war? Ich bitte Sie! Ein Gärtnerstöchterlein, das immer mit Blumen und Rosen zu thun hat, und nicht hübsch sein! Die beiden gingen Arm in Arm und saßen in der Laube, und der Gustel fragte sie, was sie meine, ob nicht das Wetter umschlagen

würde. Seine Meinung wäre, daß es regnen solle, auf der Straße habe es schon einen abscheulichen Staub.

Ob es in Oberbach auch staubig wäre?

Es wäre auch in Oberbach staubig.

Sie gedenke einmal nach Oberbach zu kommen, um zu sehen, wie er lebe.

Das wäre schön. In Oberbach gebe es aber dies Jahr sehr viele Weißlinge. Dann im Herbste die Raupen. Vor drei Jahren hätten die Raupen ihm fast den ganzen Kohl gefressen.

Sie wollte ihm schon auf den Garten schauen.

„Ja, man glaube nicht, was selbst ein Kohlgarten für Arbeit brauche.

So eine eigene Wirtschaft zu haben, das wäre ihre größte Freude.

Sie mache schon auch Sorgen. Wenn's halt wieder einmal regnen thäte. —

Weiter kamen sie nicht.

Im drauffolgendem Herbste erhielt der Gustel in Oberbach einen Korb Pfirsiche „von einer guten Freundin," wie es auf beiliegendem Zettel hieß. Zu Neujahr kam ein Brief, in welchem sich ein nacktes Kindlein befand. Das Christkind konnte mit diesem Bild kaum gemeint sein, weil das Kindlein einen Bogen und einen Pfeil hatte. Der Gustel wußte nicht recht was er sich davon denken sollte, versteckte aber den Brief, daß ihn niemand sehen konnte.

Im selbigen Nachwinter kam der Gustel wieder einmal in die Stadt. Der Geschäftsfreund, bei dem er Zwirn, Bänder und rote Strickwolle einkaufte, hieß

ihn niederſitzen, und dieweilen er ihm für den Korb das Paket zuſammen machte, legte er gelinde die Frage hin: „Brauchen Sie heuer nicht wieder Gartenſamen?“

„Wird eh ſein, daß ich wieder einen brauche,“ antwortete der Guſtel.

„Ich glaube —“ ſagte der Kaufmann, dann hielt er ein und guckte den Landkrämer ſchalkhaft an. „Mich däucht, Sie werden ohnehin ſchon wieder erwartet draußen in der Gärtnerei.“

„So! Hat er heuer beſonders guten Samen?“

„Ich denk' ſchon. — Gut iſt's, da haben Sie Ihre Sachen.“ Damit warf er das Paket in den Korb und ſetzte ſich zu ſeinem Kunden, zu dem mittlerweile auch eine Flaſche Wein gekommen war. Er ſchenkte zwei Gläſer voll.

„Leben ſollen's, Herr Guſtel!“

„Ebenſoviel!“

Sie ſtießen an und tranken.

„Ah, der Wein iſt aber gut,“ ſagte der Guſtel.

„Wollten Sie mich nicht einmal mitgehen laſſen hinaus zum Gärtner?“

„Warum denn nicht,“ ſagte der Guſtel. „Der Weg iſt breit genug für allzwei.“

„Vielleicht könnt' ich mir einen Pelz verdienen. Wär' mir nicht zuwider, jetzt im Winter.“

„Einen Pelz kann man recht gut vertragen,“ antwortete der Guſtel.

„Herr Guſtel,“ ſagte der Kaufmann und legte ihm die Hand recht freundlich auf die Achſel: „Vor mir brauchen Sie ſich nicht zu verſtellen. Ich weiß ja ſo

ſchon von der Sache. Ich ſage Ihnen das eine, Sie haben bloß zuzugreifen.“

„Ich? Wo?“

„Das Mädel gefällt Ihnen doch!“

„Die Mitze. Ein liebes Mädel iſt's, ich ſag's gleich, wie ich's mir denke.“

„Alſo machen Sie Ernſt.“

„Mit der Mitze, meinen Sie?“ fragte der Guſtel, nicht wenig verwirrt. „Das wird halt doch nicht gehen.“

„Wieſo nicht gehen? Bis über die Ohren verliebt iſt das Mädel in Sie. Und die Alten ſagen: In Gottesnamen. Verlaſſen Sie ſich auf mich. Und kriegen ein paar Tauſend Gulden mit auf die Hand. Nicht zu verachten — was?“

„Wohl wahr, nicht zu verachten,“ gab der Guſtel bei.

„Nun ſehen Sie. Und fleißig iſt das Mädel auch. Den ganzen Tag auf den Füßen und laufen wie ein Wieſel, im Haus, im Garten, überall, wo's not thut. Das wird eine Muſter-Hausfrau. Sie können keine beſſere kriegen.“

Der Guſtel kratzte ſich hinter den Ohren, im aſchfalbem Haar, und meinte: „Es iſt halt ſo eine Sach'! Es wird nicht gehen. Es wird nicht gehen.“

„Sie glauben, daß ſich das Mädel nicht auf das Land wird ſchicken können. Oh, ich ſage Ihnen, die ſchickt ſich in alles. Die wird Ihnen das Haus und das Geſchäft gerade ſo gut verſorgen, wie den Garten.“

Der Guſtel trank einmal, wiſchte ſich mit dem Ärmling die Lippen ab und ſagte: „Ich glaub's ja, ich glaub's ja. Aber — es iſt halt ein Ehehindernis.“

„Ja — ist sie Ihnen etwa blutsverwandt?“

„Na, das glaub' ich nicht. Aber, wissen Sie, Herr Grammel,“ er unterbrach sich und trank, und stellte das Glas wieder hin und wischte sich die Lippen diesmal mit der Rückseite der Hand ab, „wissen Sie, ich bin halt schon seit drei Jahren verheiratet.“

Eine Vorleſung im „Salon“ der kleinen Martha.

„Siebenjährige Mädeln gehören nicht in öffentliche Verſammlungen — baſta!“

Das war der Beſcheid. Die kleine Martha ſchaute mich anfangs mit ihren runden Blauäuglein verblüfft an, ſachte füllten ſich dieſe Äuglein mit Waſſer. Was hatte ſie denn gethan, daß ich ihr ſo unwirſch ans kleine Herzel ſtieß? Mit leiſer, einſchmeichelnder Stimme und die Fingerſpitzen der beiden Händchen zuſammengelegt, hatte ſie mich ſchon das zweite Mal gebeten, ihr zu erlauben, daß ſie mit der älteren Schweſter eine Vorleſung: „Wie die Steirer reden“, beſuchen dürfte, die an einem der nächſten Tage im landſchaftlichen Ritterſaale zu Graz gehalten werden ſollte.

Als ſie nun wie ein Figürl Betrübnis davonſchleichen wollte, rief ich ſie an: „Na, Dirndl, kleines, komm her. Ich will dir was ſagen: Setze dich da aufs Knie. So. Schau, unter den vielen großen Leuten im Saale würdeſt du dahocken wie ein gefangenes Kätzelein, nichts ſehen und nichts hören vor lauter Ellbogen und Buckel um und um. Nein, da thäte mir mein Kindel zu

leid. Da weiß ich was Geſcheiteres. Am nächſten Sonntag ladeſt du dir auf deine Stube deine kleinen Freunde und Freundinnen ein, dann werde ich kommen und euch — euch ganz allein — eine Vorleſung halten, wie die Steirer reden.“

Sei es in Schmerz oder Luſt — die Kleine ſchreit nicht auf. In ſtiller Innigkeit trägt ſie auch das freudig hüpfende Herzlein umher, nur an ihren ſchwebenden Schritten, die kaum den Boden berühren und an ihrem leuchtenden Geſichtlein kann ich's leſen. So auch jetzt, wie ſie davonhuſchte, um ihren Geſchwiſtern das Heil mitzuteilen, das ihr eben widerfahren war.

Bis zum nächſten Sonntag waren noch fünf Tage, aber welch wichtige Zeit! Sie mußte ihre ſieben kleinen Freunde einladen, die ſie auf öffentlichen Spielplätzen ſich erworben hatte, ſie mußte ſorgen, daß ſieben oder gar acht Stühle in der Stube ſtünden, ſie mußte ſich darum kümmern, daß ein weißgedeckter Tiſch mit zwei Lichtern bereitſtünde, ſie mußte darauf bedacht ſein, daß alle Thüren gut geſchloſſen wären und kein ſtörender Lärm von außen eindringen könne. Obſchon die ältere Schweſter verſicherte, das alles würde aufs allerbeſte beſtellt werden, wollte die Kleine doch ſchon am Mittwoch den Tiſch und die Stühle aufſtellen, jedenfalls aber die Zuckerſchächtelchen beſorgen, mit denen die Gäſte bewirtet werden ſollten. Am Freitag war die Erwartung ſchon ſo hoch geſpannt, daß mir allen Ernſtes bange wurde, ob der Erfolg wohl auch ganz entſprechen würde. Da kam am Samstag plötzlich die Abſage zweier geladener Freundinnen, ſie hätten nicht Zeit zu er-

ſcheinen, ſie müßten im Bette liegen. Es wären die Maſern gekommen.

Die kleine Martha war über dieſe Botſchaft faſt totgeſchoſſen. Blaß und ſprachlos ſchaute ſie rings auf die Geſichter, Rat und Hilfe ſuchend. Endlich wandte ſie ſich gegen die Wand hin, wo gar nichts war, als kalte Ziegelſteine, und ſagte ſcheinbar gelaſſen: „Ich werde den Vater bitten, daß er die Vorleſung, wie die Steirer reden, an einem anderen Sonntag hält, bis die Maſern fort ſind.“

Erſt bis ich ſie verſicherte, die Maſernkinder ſeiner zeit mit einer Sondervorleſung zu entſchädigen, blieb es bei dem urſprünglichen Programm.

Der Sonntag war endlich da. Die kleinen Gäſte nahmen noch in aller Lebhaftigkeit ein Jauſenbrot ein, Martha konnte vor Ungeduld nicht einen Augenblick ſtill ſitzen, nicht einen Tropfen Milch genießen. Ich geſtehe redlich mein Lampenfieber zur ſelbigen Stunde. Das war im Grunde doch höchſt unüberlegt geweſen. Was lieſt man ſo Kindern nur vor? Ich hatte nichts, als die Geſchichtlein für die Großen. Kindern erzählt man Märchen, und in ſolchen war ich mit dem, wie die Steirer reden, nicht eingeſchoſſen. Sie wollten aber hören, wie die Steirer reden!

Fürs erſte zog ich ein überaus feierliches Kleid an — Frack, weiße Kravatte, weiße Handſchuhe und einen hohen Cylinder. Für eine Kindervorleſung war mir dieſer Anzug gerade kindiſch genug. — Für jede erwachſene Perſon, außer der meinigen, war der Eintritt ſtrengſtens verboten. Und als ich nun feierlich in den

„Saal“ trete, die Seidenröhre auf den Tiſch ſtelle und die elegant von dem Finger geſtreiften Handſchuhe hineinwerfe, und wie ich mein Publikum, ſo im Alter von vier bis zehn Jahren betrachte, das im Halbkreis vor dem Tiſch verſammelt iſt, ſehe ich mitten unter ihm eine Geſtalt mit weißem Haar und mit roſigem Geſichte — und iſt's die Großmama. Martha hatte mir noch flüchtig zugeflüſtert, Großmama ſei ihr unverſehens zur Thür hereingeſchlüpft, aber es mache nichts, ſie ſitze auf den zwei leergebliebenen Stühlen.

Mir war ein wenig bange und ein wenig ulkiſch zu Mute. Mit unſagbarer Grandezza putzte ich die Brillen, zog die Bücher aus der Taſche und begann langſam und getragen alſo zu ſprechen:

„Hochgeehrte Verſammlung!

Ihrem mich ſehr ehrenden Wunſche folgend, bin ich erſchienen, um Ihnen dieſe drei ſtattlichen Bücher vorzuleſen von der erſten bis zur letzten Seite. Vorausſichtlich werden Sie von Ihren Herren Eltern auf längere Zeit Abſchied genommen haben, denn vor Neujahr iſt keine Rede, daß die Vorleſung zu Ende geht...“

Dieſe Anſprache verfehlte ihre Wirkung nicht, die runden Geſichtlein zogen ſich in die Länge, eines der kleinen Mädchen ſtarrte mich mit dem Ausdrucke des Entſetzens an. Mir ſelbſt war während der obigen Worte ſchrecklich zu Mute geweſen ob der Enttäuſchung und Verheerung, die ſie in den hoffenden Gemütern anrichten mußten! Nun aber fuhr ich fort: „Weil mir übrigens juſt einfällt, daß das liebe Chriſtkindfeſt nahe

iſt, ſo wird's doch geſcheitert ſein, ich leſe euch nur etliche kleine Geſchichtlein vor, damit ihr noch an dieſem Abend bei Vater und Mutter zu Hauſe ſeid. Iſt's recht ſo?"

„Ja! Ja!" riefen ſie freudig, und auf ſolche Liſt glaubte ich nun leichtes Spiel zu haben.

Zuerſt erzählte ich gemütlich, wie die Steirer reden, die Geſchichte vom Tannenbaum. Der ſtand im Herbſte ganz verlaſſen und verachtet im Walde, während alle anderen Bäume Früchte und Gaben hatten für arme Waiſenkinder. So wurde der Unnutz von den anderen verachtet und verſpottet und vor Scham verdeckte er ſich mit dem Tuche des Schnees. Und da war's mitten in einer Winternacht, daß ein Engel über den Wald flog, die Bäume weckte, ob nicht einer von ihnen ſo gut ſein wolle, ſich umhacken zu laſſen, in die Hütte der Waiſenkinder zu gehen und ihnen Botſchaft zu bringen, daß das göttliche Jeſukind vom hohen Himmel herabgekommen ſei auf die Erde. Keiner der Bäume, die im Herbſt ſich ſo ſehr geprahlt hatten mit ihrem Wohlthun, erklärte ſich bereit, den Botendienſt zu übernehmen, nur der Nichtsnutz, der Tannenbaum gab ſich hin und ließ ſich umhauen. Mit einem hellen Lichterkranze geſchmückt, ſchwebte er nächtig hin in die arme Hütte, wo er während des Verblutens noch die Ankunft des Heilands verkündete. — Ein paarmal hörte ich in meinem Publikum während dieſer Erzählung ſo ein Aufgröhlen — ein Lachen oder Weinen, ich weiß nicht, was es war; und der's gethan, hat's am Ende auch nicht gewußt.

Während dieſer Erzählung hatten die Kanarienvögel in ihrem Wandkäfig angefangen, hell zu ſchmettern.

Glaubten ſie im Walde zu ſein, ſo war ja das für den Vorleſer ein großer Erfolg. Martha konnte ſolches aber jetzt nicht brauchen und ließ ein rotes Tuch über die luſtigen Rebellen werfen.

Nun kam zum Vortrag der „Sauhalter", was der thäte, wenn er Kaiſer wäre! Lange ratſchlagt er darüber mit einem Bauern. Dieſer wüßte wohl, was er thäte. Wenn er Kaiſer wäre, ließe er ſich's gut ſein und läge den ganzen Tag auf dem Heu. So gemeiner Denkungsart iſt der Sauhalter nicht, er iſt ritterlicher Geſinnung. Er, wenn er Kaiſer wäre: auf hohem Roß mit güldenem Sattel ritte er ſeinen Säuen nach, und ſechs Grafen müßten hinten drein trappeln.

Jetzt erſt ſah ich, welch ein Glück, daß Großmama vorhanden war. Sie allein lachte zu meinem „Sauhalter" hell auf. Sonſt lachte niemand. Die Kinder ſahen nicht ein, weshalb ein Sauhalter, wenn er Kaiſer wäre, den Säuen nicht auf hohem Roß nachreiten ſollte!

Martha benützte eine kleine Pauſe, um Zuckerchen herumzureichen, die auch ſehr entgegenkommend angenommen wurden. Ich hoffte durch dieſe Sache eine Beſſerung der einigermaßen flauen Stimmung. Es wollte aber nicht recht anſchlagen.

Bei der Geſchichte vom Bären, der mit ſeinem Schweif einen Handwerksburſchen aus dem hohlen Baum herauszieht, ging's entſchieden ſchief. Schrie gählings ein Knäblein aus der Reihe: „Die Geſchichte iſt erlogen. Der Bär hat gar keinen Schweif! Habt ihr's denn nicht geſehen, letzthin in der Menagerie, daß der Bär keinen Schweif hat?!"

„Ja, ja, er hat gar keinen!“ riefen sogleich mehrere durcheinander, ein Aufruhr wäre entstanden, wenn Martha nicht beschwichtigend dazwischen getreten wäre, es sei ja nur ein Spaß vom Vater, das mit dem Schweif! Sie wollten aber nicht einsehen, wo denn da der Spaß sei, wenn man etwas sage, was nicht wahr ist!

Es war sehr öde geworden, ich sehnte mich nach dem Singen der Vögel. Noch wollte ich mich mit dem „Regenschirm“ retten. Ein Stück, das sich für den Vorleser schon manchmal als — Fallschirm erwiesen haben soll. Wer dabei hellauflachte, war Großmama, eine treue und anbetungswürdige Anhängerin der alten Schule, der auch noch ein alter Spaß gefällt. Zwei kleine Franzosen waren unter meinen Zuhörern, es hingen ihnen hinten noch die weißen, sehr sauberen Zipflein aus den Hosen. Denen war das Deutsche nicht Muttersprache, sondern Schulmeistersprache, in der sie mit langsamem Pathos und unendlicher Korrektheit die drolligsten Dinge sagten. Sie waren sehr aufmerksame Zuhörer und wünschten Wiederholung einzelner Stücke. Es gefiele ihnen, gestanden sie, das so gut, wie die dummen Bauern mit „breitquatschigem Mund“ so zum Lachen dahersprächen. Denen entgegen war ein deutscher Knabe da, der — schon im Banne der Schule — die ganze Vorlesung sehr ernst nahm, über das Gelächter der anderen einiges Befremden zeigte, dessen Augen aber zu leuchten begannen, wenn etwas Rechtes aus Geschichte, Geographie oder dergleichen vorkam. Als ich dann zum Schluß den bekannten „Kolumbas“ las, der vom „Kini von Schbanien“ ersucht wird, „er möicht sa guat sein

und Amerika entdäikn" — da schüttelte mein ernster Knabe einigermaßen das Haupt. Der „Kolumbas" entdeckt pflichtschuldigst Amerika. Wie er dort aufs Land steigt und „schwarzi Mannler" umherlaufen sieht, redet er sie an: „Verlaub z'frogn, is däs Amerika?" — „Jo freilih!" sagen die Schwarzen. „Und seids ees d'Neger?" — „Ah jo freilih sein ma's!" sagen sie, „und du bist gwiß der Kolumbas!" — „Stimmt!" sagt er. „Saggra, saggra!" sagen die Schwarzen, „mir sein entdäikt!" — Schluß. —

Kein Hauch der Befriedigung. Schweigend schauten die Kinder einander an. — Ich klappte das tolle Buch zu. Es war eigentlich aus, aber ich hatte das Gefühl, als müsse noch etwas geschehen. Ich rückte den Sessel und begann zu erzählen, in ernsthafter Weise und sehr einfach, die wirkliche Geschichte der Entdeckung von Amerika, nur etwas wärmer, als sie in der Schule vorgebracht wird. Das schlug ein. Mit größter Spannung hörten sie mir zu, und je lebhafter die Fährlichkeiten des Seehelden geschildert wurden, desto größere Befriedigung zeigte sich auf den jungen Gesichtern.

Martha, die als kleine Gastgeberin während des ganzen Abends überall zum Rechten gesehen hatte und nun die Ehre des Abends auf ihren Schultern ruhen fühlte, hub — als ich aufstand — an, in die Hände zu klatschen. Man ließ sie anfangs bei dieser Verrichtung ziemlich allein, bis sie den Gästen zuwinkte, zuflüsterte, nur auch recht tüchtig mitzuklatschen. Sie wußten zwar nicht, warum der Lärm, thaten aber tapfer mit, bis auch dieses

kommandierte Kleingewehrfeuer in kürzeſter Zeit verſtummte. —

So iſt dieſe Vorleſung ausgefallen, bei der jedenfalls der Vorleſer mehr von den Kindern gelernt hat, als ſie von ihm. Wenn ich wieder einmal ſo eine Kindervorleſung halte, dann mache ich's ein wenig anders. Ich werde Reſpekt vor ihnen haben. Fürs erſte werde ich in einem anſtändigeren Anzug vor ſie hintreten. Fürs zweite werde ich mich nicht geſtelzt an den feierlichen Tiſch ſetzen, ſondern mitten unter ſie hinein auf einen Schemel, ſo daß ſie ſich auf meine Knie ſetzen, an meine Achſeln lehnen können. Fürs dritte werde ich ihnen nicht lächerliche Anekdoten vorleſen, wie ſie die Erwachſenen ſo gerne hören, vielmehr kleine ernſthafte Geſchichten erzählen von Seefahrten, Indianern und Räubern, und lauter ſo großartigen Kerlen, aber manchmal auch ein drolliges Schurkerle darunter, das tüchtig ausgelacht und zum Schluß mit Schand und Spott abgeführt wird. — Wahrlich ja, die Kinder muß man ernſter nehmen, als die Erwachſenen, und immer iſt keine heitere Großmama vorhanden, die ein Fiasko aus dem gröbſten herauslacht.

Lose Stubengenossen.

Seit ein paar Jahren hatten mich die Schwalben boykottiert. Die Nester unter den Dachgiebeln meines Landhauses blieben leer, hingegen umkreisten die zweischwänzigen Vögel alle Dächer der Nachbarschaft und den Kirchturm mit einer gewissen Prahlerei mir zum Trotz.

Waren sie in meinem Hause denn beleidigt worden? Die alte Magd meinte weitblickend, es würde nichts weiter sein, ins Haus würde halt das Unglück einziehen, denn wo die Schwalben ausblieben, da wisse man es schon.

Die kleine Martha schlug ihre Blauäuglein auf und fragte: „Vater, was ist denn das: Unglück?"

Ich erschrak nicht wenig, und in mir rief es gegen Himmel: Götter, höret nicht! Es ist ein unschuldiges Kind und weiß nicht, was es spricht!

Sie weiß nicht, was das Unglück ist! — Deine heiligen Engel mögen dich in dieser Unwissenheit bewahren und die Schwalben bekreuzen den blauen Himmel hoch über unserem Hause. — Manchmal gab es ihrer so

viele, daß es wie ein lebendiges Gitter war in den Lüften, aber bei uns sprach keine zu. Das war rein zum Kuckuck!

Und das war es auch. Unser Dachdecker, der an schadhaften Stellen frische Schindeln einschob, wußte zu erzählen, in dem Vogelnest am Dach lägen scheckige Eier. Kuckuckseier sicherlich. — Na, jetzt konnten wir es uns denken, warum uns die Schwalben boykottierten.

Nach diesem Sommer kamen ein paar Jahre, da auch an anderen Hausgiebeln sehr wenig Schwalben zu sehen gewesen, selbst der Kirchturm hatte nur zwei oder drei Paare von Stammgästen, und auch diese waren schreckig vor den Menschen.

„Mir scheint, es kommt übers ganze Dorf was!" sagte die alte Magd.

Es war aber schon etwas gekommen. Der Vogelmassenmord im Süden. Der Bezirksrichter von Benka-Licca hatte mich einsperren lassen wollen, weil ich ihn einen Kannibalen und seine Frauenzimmer dumme Urscheln genannt. Der Bezirksrichter von Benka-Licca gehört nämlich auch zu den bübischen Zugvögelmördern, und seine Weiber und Töchter statzen wie die Gänse daher und tragen Vogelleichen auf ihren Hüten. Das habe ich ihnen vor aller Welt gesagt. Die Kannibalen und dummen Urscheln mochten vor dem Vogelschutzverein, an dessen Spitze ein sehr hoher Herr steht, einige Angst gehabt haben, kurz, der Massenmord in Südtirol und Dalmatien ließ ein wenig nach und die Vögel kamen wieder in größerer Zahl zu uns.

Dieses Jahr kamen sie sehr zeitlich im Lenz und siehe, der Boykott war aufgehoben, um unser Sommerhaus

schwirrten die Schwalben, und auf allen Gesimsen gab es Vogelverlöbnis und Vogelhochzeit. Aber die Nester unter den Dachgiebeln wurden verschmäht, kein einziger Vogel kam ihnen nahe, hingegen flogen sie zu allen offenen Fenstern in die Zimmer herein, kreisten lustig unter der Decke herum, lugten in die Winkel und setzten sich dann auf Kästen, Gesimse, Bilderrahmen, schauten mit zuckenden Köpflein umher und überlegten, was da zu machen sei. Weil sie sich vor mir gar nicht genierten, ja trotz meiner Gegenwart nicht übel Lust zeigten, auch meinen Arbeitstisch zu untersuchen, fing ich mit ihnen eine Unterhaltung an.

Sehr geschmeichelt, meine Herrschaften, daß ihr mich mit dem werten Besuche beehrt. Machet euch nur bequem, ganz als ob ihr zu Hause wäret. Nur gestattet mir, darauf aufmerksam zu machen, daß ein Nesterbau im Zimmer nicht vorteilhaft sein wird. Der fraglichen Freiheit wegen, wir schließen zeitweilig die Fenster. Ihr könntet eurem Erwerb nicht beliebig nachgehen, oder auf der Rückkehr mit Lebensmitteln leicht einmal nicht zu eurer werten Familie gelangen. Auch hält meine Hausfrau etwas streng auf die Hausordnung und liebt an den Tapeten weiße Striemen nicht. Ferner — obschon wir große Freunde des Gesanges sind — giebt es doch Stunden, da man selbst das schönste Schwalbenlied nicht gebührend zu würdigen in der Lage ist, kurz, es könnte zu mancherlei Unannehmlichkeiten führen. Unsere Magd, sonst eine gute Seele, aber mit dem Besen in der Hand hat sie oft die grausamsten Anwandlungen. Ich liege immer in Zank mit ihr um meine Käfer, Falter und

Spinnen, und würde euch nicht zu schützen vermögen.

Sie antworteten meinen freundschaftlichen Vorstellungen durch lebhaftes Gezwitscher und insofern ich alter Kindskopf der Vogelsprache kund zu sein glaube, wie Salomo, ward das Zwitschern dahin gedeutet, daß sie ja friedliebend seien und sich den herrschenden Sitten schon anbequemen wollten. Sie möchten halt doch ihre Existenz und ihre Zukunft einem Manne anvertrauen, der so warm für den Vogelschutz eingetreten sei u. s. w. und setzten ihre ansiedlerischen Bestrebungen fort. Neu herzu fliegende brachten schon Halme, dürre Blättchen und anderes Baumaterial, und die Hohlkehle über der Hängeuhr schien ihnen als Bauplatz zu entsprechen.

„— Aber Kinder!“ rief ich ihnen zu, ihr seid nicht klug! Wollt ihr denn, daß eure Jungen die Fraisen kriegen sollen vor Schreck! Denkt euch zur nachtschlafenden Stund dieses Uhrschlagwerk! — Nein. Ich habe beim Hausbau einen so hübschen Dachvorsprung zimmern lassen, Dachgiebel extra für Vogelnester, wohlgeschirmt vor Sturm und Regen. Wie viel Licht und Luft! und diese schöne Aussicht! Kein Besen langt hinauf, kein schlimmer Bub und keine Katze. Ein weltabgelegener Ruhesitz, ein Luftkurort erster Klasse. Eure Vorfahren haben lange Jahre daran Gefallen gefunden, ja diese Giebelnester sind nachgerade historischer Boden, sind die Stammsitze eures Geschlechtes. Laßt euch nicht auf unsichere Spekulationen ein und kehret zurück auf eurer Väter Burgen!

Ja, ins Wolkenkuckucksheim! kreischte eine der

Schwalben auf und schoß zum Fenster hinaus. Eine andere war bereits dabei, klebrige Halme in dem Wandwinkel zu befestigen. Nun nahte auch schon das Verhängnis. Die Magd hatte just ihren scheuerwütigen Tag, in Ermanglung eines anderen Opfers warf sie sich auf die Thürklinke und rieb sie pfauchend mit Putzpulver ab, bis das messingene Ding fleckenloser glänzte als die Sonne. Plötzlich stieß die Magd einen Schrei aus, als sei ihr ein Spieß in den Leib gefahren, sie hatte die Schwalben und ihr Beginnen bemerkt. Diese Vöglein sind ob ihrer Schnelligkeit berufen, aber der Besen war fast noch schneller als sie. Hinter den Vertriebenen wurden die Fenster so klirrend zugeschlagen, daß eine der Scheiben in Trümmer ging. Ich bin dann hinausgegangen, um mich bei den aufgeregt umherfahrenden Vögeln zu entschuldigen. — Ich stecke nicht mit im Spiele, ich hatte euch gewarnt, und es ist nur gut, daß eure Arbeit noch nicht sehr vorgeschritten war. Aber jetzt machet in die Dachgiebel hinauf. Ich war so frei, euch die Nester von fremden Invasionsspuren reinigen zu lassen. Ich hoffe, daß ihr mich, den Hausherrn, nicht für das Geschehene verantwortlich machen werdet, so viel an mir ist, soll's nicht fehlen, daß euer Weilen unter meinem Dach ein angenehmes sei.

Da man nebst Vogelsorgen auch noch andere hat, so war ich hierauf einige Tage vom Hause abwesend. Dann zurückgekehrt, kam auch meine Lebenskameradin vom Ordnen der Stadtwohnung im Landhause an, und nun fand sich in ihrem Schlafzimmer auf der Hängelampe ein Schwalbennest. Gerade über dem Cylinder-

deckel war es angebracht, sorglich aus Halmwerk, Splittern und Spreu gebaut in Form eines rundlichen, etwas spießigen Körbchens. Und darin hockte eine Schwalbin.

— Na nu! Einen besseren Platz hättet ihr schon nicht finden können. Gebratene Eier, wie? Oder wo soll es sonst hinaus, wenn des Abends die Lampe brennt! Die Sache ist sogar für ein Vogelgehirn zu dumm. Wenn man schon so schlau ist, das Loch einer zerbrochenen Fensterscheibe beim Zuflug zu benützen hinter dem Rücken der Magd, so meine ich doch, es müßte auch sonst ein wenig Spurius vorhanden sein. Aber so geht's, wenn man nichts lernt. Die Kulturgeschichte seines Volkes sollte jeder soweit kennen, um zu wissen, daß die Vorfahren ihre Nester nicht auf Wanduhren und Hängelampen gebaut haben und daß die Petroleumwärme durchaus nicht dazu taugt, um Vogeleier auszubrüten! — Was fangen wir jetzt an?

Die Magd hätte allerdings augenblicklich Rat gewußt, aber wir riefen sie nicht. Meine Frau meinte, man müsse halt einfach die Lampe nicht anzünden, um das neugegründete Familienheim da oben nicht zu gefährden. Aber bei näherer Überlegung stellten sich noch andere Bedenken heraus. Endlich und schließlich hakten wir den unteren Teil der Lampe los, dann löste ich auch den oberen Teil herab, die Hängekettchen mit dem Rußdeckel und dem darauf ruhenden Neste, und trug es wie ein Rauchfaß von dannen. Die Leiter hinan unter den Dachvorsprung, dort oben hing ich das Ding an die Latte. Damit hielten wir die Frage zur allseitigen Befriedigung

für gelöst. Die Schwalben flogen ab und zu, und das Nest pendelte sachte in der Luft.

Am nächsten Morgen, als das Frührot leuchtet, höre ich an meinem Zimmerfenster mehrmals so etwas hinpatschen. Den Kopf vom Kissen hebend, sehe ich eine Schwalbe im Zimmer an die Glastafel prallen. Mag auch eine nette Überraschung gewesen sein, als sie, tags zuvor ins Zimmer geflogen, auf dem Büchergestelle übernachtet, beim Frühscheine aufwacht und denkt: hei, jetzt mach' ich einen kleinen Spazierflug in der freien, frischen Morgenluft! und darauf an die klare, steinharte Luft anrennt, weil es eine Glastafel ist. Sie stieß ans andere Fenster, dort war's auch nicht besser, dröhnend prallte das arme Tier an die Scheibe, bis es betäubt nieder aufs Fensterbrett fiel. Ich sprang aus dem Bette, riß den Fensterflügel auf, nahm das Vöglein in die Hand, das federleichte zitternde Ding. — Na, warte, warte Tröpfchen, gutes, herziges, dummes! Wenn du dir selber das Genick nicht gebrochen hast, von mir geschieht dir nichts! — Am liebsten hätte ich das angstvolle Geschöpfchen an meinen Mund gedrückt, aber das hatte schließlich ja auch jener Bezirksrichter von Banka-Licca gethan, als er den Vogel fraß. Wäre es bei mir zwar nicht so gemeint gewesen, jedenfalls zog das Vögelchen die Freiheit der Liebkosung vor. So hielt ich es auf flacher Hand zum Fenster hinaus — da schwirrte es auf, und scharf wie ein Pfeil dem blauen Himmel zu.

Als ich dann wieder im dämmernden Bette lag, die Augen geschlossen — siehe mein Leser, da fühlte ich mich in der frischen, klaren Morgenluft jubelnd und jauchzend

dem blauen Himmel zufliegen, in ſeliger Freiheit hoch und immer höher, bis meine linden Flügel im Sonnenſchein ſchillerten. Ich war das Vöglein geworden. O, wie wunderbar! Eine Bewegung meiner Hand am Fenſter war es geweſen, die ihm etwas gab, das ich ſelber nie beſaß, den Vogelflug. Dieſe arme Menſchenhand, welche Arbeiten und Veränderungen hatte ſie je verrichtet, noch nie aber ein ſolches Schöpferwerk, das einem in Angſt ſterbenden Weſen plötzlich das Leben und den Himmel giebt! — Ich ſchauerte vor mir ſelbſt, ich ſchauerte vor der Schöpfermacht, die unter Umſtänden auch im Menſchen liegt. Die Morgenfreuden jenes Vögleins waren eine Gabe von mir. Und das beſchwingte Weſen hatte meine Seele mitgeriſſen, hatte der menſchlichen Sehnſucht nach dem Himmelsfluge Erfüllung gegeben....

Den ganzen folgenden Tag hatte mein Herz Flügel. Heiter wie Himmelsäther war alles, was ich dachte, glücklich alles, was ich that. — Und die Urſache? Ich hatte dem armen Vogel das Fenſter geöffnet.

Es iſt eine göttliche Gegenſeitigkeit, wen man lieb hat, dem thut man Gutes, und wem man Gutes thut, den hat man noch mehr lieb. Ich war ganz Schwalbe. War die Schwalbe auch ganz Menſch? Sie wußte nichts davon. Schade! — Oder Gottlob! Was war denn beſſer, in einer halbdunklen Schlafkammer mit langen Beinen ausgeſtreckt zu ruhen und zu denken: jetzt haſt du einem Vogel ſein Leben und ſeine Wonne gegeben! Oder dieſer Vogel ſelber zu ſein, das Leben wonnig zu genießen und nichts zu wiſſen, wem man's verdankt!

Überhaupt nichts zu denken, nichts zu wägen: so ist es, und so könnte es und so sollte es sein, und so kann es werden und so muß man's anstreben — ohne alles Spintisieren das Dasein unmittelbar gerade so zu genießen, wie es ist, ohne ein Gestern zu wissen, ohne ein Morgen zu erwarten — ein unbedingtes Heute, ohne Sorge, ohne Gewissen und Reue. Mein trautes Vöglein nenne ich dich, und der Abgrund zwischen dir und mir ist unermeßlich. Wenn du mich einmal befreien könntest von einem verrosteten Menschentum, wie ich dich befreit habe von der dunklen Kammer!

Schert euch zum Kuckuck, ihr dummen Gedanken!

Nein. Sie weilen lieber bei den Schwalben. Denn diese ließen nicht von mir.

Am nächsten Morgen um drei Uhr zwitscherte es wieder über meinem Haupt: „Weiß nit was wird! — Weiß nit was wird!" — Ja, Vöglein, das weiß ich auch nicht, doch denke ich, du willst hinaus. Sie war aber schon klug, stieß nicht mehr an die Fensterscheiben, sondern merkte unversucht, daß das Fenster geschlossen war. Als ichs öffnete, flugs war sie draußen. Drei Stunden später hub es auf dem Büchergestell an zu zwitschern — war also noch eine da, eine Langschläferin, und ich hatte früher durch ein bereitwilliges Öffnen und eiliges Schließen ein Ehepaar getrennt. Ich machte wieder auf, die Schwalbe flog in der Runde herum, nicht aber in den sonnigen Tag hinaus. Sie blieb lieber daheim, während draußen die Genossen tiefen Fluges über Feld und Flur dahinschossen.

Auf dem Bilderrahmen waren neuerdings die Grundlagen eines Neſtes vorhanden. Welch' ein Aufruhr im Hauſe! Das wäre noch ſchöner, dieſer Quark ſchon wieder, wo eins ohnehin nicht weiß, wie man den Miſt hinausbringen ſoll. — Nun denn, ſo mußten die Fenſter geſchloſſen bleiben. Mir that aufrichtig das Herz weh, als die armen Vöglein draußen alle Augenblick ans Fenſter kamen, um zu ſehen, ob das Loch wieder offen ſei und ſie ihre Arbeit fortſetzen konnten. Denn die Arbeit war dringend. Die Jahreszeit rückte vor, andere Vogelpaare hatten ihre Häuſer bereits fertig, und ich glaubte es noch zu hören, wie das Weibchen dem Männchen fliegend ins Ohr zwitſcherte: Mein Gott, Mann, es iſt wieder zu ... denke dir, ich möchte ſchon Eier legen! — Und nachgelaſſen haben ſie nicht.

Den ganzen Sommer über, auch jetzt, umſchwirren die weißbauchigen Tierchen mit ihren langen, ſpitzen Flügeln meinen Schreibtiſch, und die eine ſetzte ſich gerade vor mir auf die Statue Mozarts und ſchaut mich an. Der kleine, ſchwarzglänzende Kopf mit ſeinen feingeſpitzten Schnabelhörnlein und ſeinem rötlichen Kröpflein zuckt ſchalkhaft hin und her, und in den zwei pechſchwarzen Augen glänzt ein wahres Vergnügen darüber, daß ſie das Feld behauptet haben. Denn meine Stube gehört ihnen. Sie haben es durchgeſetzt, und die alte Magd hat ſich doch endlich wieder erinnert, daß die Schwalben Glück bringen und hat ihrem Beſen einen anderen Wirkungskreis gegeben. Hinter dem Ofen, der zum Glück ſommerlich kalt iſt, auf der Rauchröhre haben ſie ihr Haus gebaut und erfreuen ſich einer hoffnungsvollen

Nachkommenſchaft. Das iſt ein klingendes Vogelkonzert den ganzen Tag. Kreiſend machen ſie aufeinander Jagd, fahren zuſammen, daß die Flügel knattern, zauſen ſich oder ſchnäbeln miteinander im Fluge. Hingegen beläſtigt mich keine Fliege und keine Mücke, und ich atme freie, friſche Luft. Denn daß die Fenſter offen bleiben müſſen vom Sonnenaufgang an, bis abends die gefiederte Einwohnerſchaft zur Ruhe gegangen, das bin ich meiner Hausehre ſchuldig. Da es ſchon ſo weit iſt, ſo wäre mir ein noch intimerer Verkehr angenehm geweſen: wenn ſie mir z. B. auf die Achſel geſeſſen wären oder auf dem Scheitel meines Hauptes geruht hätten, aber ſoweit bringe ich es nicht. Sie umfliegen mich ſo nahe, daß der Wind ihres Flügelſchlages an meine Wange ſtreicht, jede weitere perſönliche Berührung vermeiden ſie. Und wird es ſchon einmal nötig, ſo ein in der Verwirrung täppiſch gewordenes Weſen in die Hand zu nehmen, um es ans Fenſter zu bringen — mein Gott, welch' eine Angſt! Welch' ein Aufkreiſchen, Zucken und Zittern, als wäre es dem grimmigſten Feind anheimgefallen, deſſen Höhle ſie doch ſelbſt mit Gewalt und Liſt zu ihrem Heim erkoren haben!

Ein anderes Mal plaudern wir gemütlich miteinander, meine Schwalben und ich. Es geht ähnlich, wie zwiſchen Menſchen, jeder verſteht nur das, was er ſelber ſagt und glaubt, damit hätte er es auch dem andern geſagt. Einmal jedoch hat ſich der loſe Vogel doch mit dem Manuſkript befaßt, das auf dem Tiſche lag, und eine nicht mißzuverſtehende abfällige Kritik daran geübt. Mein lieber Herr! ſagte ich natürlich

gereizt, du mußt in der Wohnungsfrage deiner Sache sehr sicher sein! Wenn mich nicht deine unschuldige Familie dauerte! Es ist ja möglich, daß euer verdammter Lärm und die sonstigen Belästigungen mich zu keiner gesammelten Arbeit mehr kommen lassen, aber eine solche Art von Geringschätzung geistiger Thätigkeit übersteigt die Grenzen des Anstandes. Überlaßt derlei doch den Berufsrezensenten. Oder glaubst du, das Feld meiner dichterischen Thätigkeit müßte einmal mit Guano befruchtet werden? Kein übler Gedanke, dann will ich dir dein so deutliches Symbol nicht weiter für übel nehmen.

Gegen Ende August waren alle erwachsen und machten größere Ausflüge. Sie mußten sich ja einüben für die weite Reise. Dann hielten sie um die Giebel meines Hauses wahre Kirchweihtänze oder schrieben in Zickzackflügen gleichsam ganze Wörter an den Himmel — ihres Liedes Manuskript. Ich konnte solche Wörter nicht lesen, die kleine Martha aber rief plötzlich aus: „Vater, hast du gesehen? Jetzt hat die Schwalbe Glückauf geschrieben!“

Am nächsten Tage waren sie fort.

Wie die Müllnersleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten.

„So, jetzt haben mer Geld genug, jetzt thun mer ausspannen!“ sagte der Martin und verkaufte seine große Mautmühle, in der er fast der ganzen Gemeinde Halbenkrug an vierzig Jahre lang das Korn zerrieben hatte.

Ein Müllner, der einmal genug hat!

Zwei Wochen nach der Primiz seines Sohnes hatte er es ausgerufen mit seinem kreischenden Stimmlein. Es war ein kleiner, dicker, allzeit zappelnder Mann, der jahraus, jahrein, Sommer und Winter in seinem mehlstaubigen Lodengewand umherging. Sein rötliches Rundgesicht that er sich täglich rasieren; daß sein kurzgeschnittenes Haar schon grau wurde, sah man nicht, weil es seit seinem zwanzigsten Jahre grau war — vor Mühlstaub.

Sein Weib, die Ange, war schlank und hager, hatte stets ein dunkelblaues, schlapp niederhängendes Kleid, einen sehr aufrechten Gang, hielt den Kopf etwas schief und wies an den Mundwinkeln ein paar zarte Schnurrbartflügelchen.

Als der Müllner Martin sein Wort vom Ausspannen gesagt hatte, setzte die Müllnerin Ange ein, mit einer

Stimme, die dem Orgelklang nahekam, wenn der Regenschori das Regiſter auf Moll zieht — mit dieſer Stimme ſetzte ſie ein: „Zeit iſt's, Zeit iſt's, Martin, bei unſerem Alter, daß wir uns endlich um den Himmel bekümmern."

„Das thun mer ja ſchon lang," meinte er.

„Du in der Mühl haſt es nit gethan, ſo viel ich weiß. Die Halbenkruger Bauern haben gar keine Klag' über dich, daß du ihnen zu kleine Mautſchaufeln abgenommen hätteſt. Und ich darf mich wohl auch nit prahlen mit meiner Frömmigkeit."

„Na hörſt, Ange!" kreiſchte er auf. „Thuſt fleißig beten, Freitag und Samstag faſten, gehſt alle Jahr einmal wallfahrten nach Mariazell und haſt gar — eh, du weißt es ja."

„Sei nur ſtill, Martin. Dir ſelber ſind die Augen voll Waſſer geſtanden vor vierzehn Tagen bei ſeiner Primiz, vor lauter Freud, und jetzt willſt mir's ſchon wieder vorhalten, daß ich unſer einziges Kind dem Herrn geſchenkt hab'."

„Haſt Recht, haſt ja Recht, Weib. Wem ſoll man's denn ſchenken, als dem, der's gegeben hat!"

„Das iſt eine chriſtliche Red', Martin."

Er aber wendete ſich ſeitab und that, als wollte er ausſpucken, murmelte übrigens bei ſich: „Hätt' lieber was anderes geſagt."

„Und jetzt, Martin, wirſt wohl auch dran denken, daß wir unſer Wort einlöſen."

„Und uns aufs Rainhäuſel ſetzen und es uns darauf gut ſein laſſen."

„Das hat Zeit. Vorher wird noch was anderes

ſein. Denkſt denn nit mehr dran? In der ſiebenten Schul', wie er ſo hart gelernt hat, der Karl, daß man ſchon hätt' meinen mögen, anthun thut er ſich was und die geiſtlich' Studie kunnt er nit dermachen. Da haben wir geſagt: Wenn er die Gnad' hat, der Bub, und daß er's zu den heiligen Weihen bringt, ſo machen wir nachher mit ihm die Reiſe ins Heilige Land."

„Was ſagſt?"

„Thu nit ſo, Martin. Haſt dir doch nie genug leſen können aus dem Leben-Chriſtibüchel über das Heilige Land. Haſt alleweil gſagt: das einzige, wenn ich mir kunnt derbitten — Jeruſalem und Betlehem möcht' ich ſehen. Jetzt, ich hab's für dich erbeten. Du haſt die Mühl nimmer. Wir ſind noch ſoweit friſch und geſund, die Mittel werden wohl auch reichen. Jetzt iſt die Zeit dazu, und der geiſtliche Herr reiſt mit uns."

„Wer reiſt mit uns?"

„Na, halt der Karl, wenn du dir's ſchon auf einmal gar nit angewöhnen kannſt, was ſich gehört."

Und er — er überlegt, ob er's ſagen ſoll, was er ſich denkt. In Gottesnamen, er ſagt's: „Obs nit etwan geſcheiter und chriſtlicher wär', Ange, wenn wir daheim bleiben und das Geld den Armen geben thäten?"

Jetzt geht der Orgelmollton in ein mächtiges forte über: „Faulpelz, alter! Das mit den Armen, das kennt man. Wie du zu Allerſeelen geſagt haſt: die Kränze und Lichter laſſen wir ſein und geben dafür das Geld den Armen. Was haſt ihnen denn geſchickt ins Spital? Nichts. Und dem krumpen Barthel haſt ein blechernes Fünferl gegeben."

Das war ein Donnergericht, vor dem der Müllner freilich verſtummen mußte. Er ſagte nichts mehr. Er begann wieder nachzuleſen über das Heilige Land und dachte: Sie hat eigentlich recht, man muß ſein Wort auch dem Herrgott halten, man könnt' ihn auch einmal zu brauchen haben.

Aber bequemer wär's ſchon daheim beim warmen Ofen. In Betlehem, das wußte er von der Geburt Chriſti her, ſoll's kalt ſein und in Jeruſalem, das war ihm vom „Kreuzweg" her bekannt, ſind die Straßen in ſchlechtem Zuſtand.

Frau Ange, die immer thatkräftige, begann die Vorbereitungen. Es war im Spätherbſt, und im darauffolgenden März reiſten ſie ab. Der junge geiſtliche Herr hatte vom Biſchof Urlaub auf ein viertel Jahr. Der Müllner Martin war auch in eine unternehmende Stimmung geraten, ſeitdem er in der Reiſerüſtung ſtand, mit Sonnenſchirm und Pelz, für alle Fälle. Der junge Prieſter konnte ſich geiſtlichen Betrachtungen überlaſſen, der Müllner ſich den Reiſeeindrücken hingeben. Alles Praktiſche und Irdiſche beſorgte die Frau Ange.

Aber ſchon in Trieſt gab es das erſte Ungemach. Der Martin wollte nicht auf's Schiff. Er hatte gehört, daß es von Eiſen ſei. Um Gotteswillen, da *muß* es ja untergehen! Dann auf dem Meere: der Müllner verſtand auch was vom Waſſer, aber das war doch zu dumm: dort in Halbenkrug war das Waſſer übers Rad gelaufen, hier lief das Rad übers Waſſer. Es war übrigens gar keins, es rann nicht bachweiſe dahin, es war nicht zu trinken, es löſchte nicht einmal Feuer. Und das will

Waſſer ſein? Das Meer war ihm zu weit, und die Kabine im Zwiſchendeck zu eng. Dann, daß man auf dem Schiffe fatale Räuſche bekam, ohne auch nur einen Tropfen getrunken zu haben, das paßte ganz gut in dieſe verkehrte Welt.

Frau Ange hielt mit klaſſiſcher Herbheit ſtand und ſie ſchalt heftig auf ihren Mann, daß er Gott zuliebe nichts ertragen wolle, wo er doch froh ſein müßte, die ungezählten, überſchüſſigen Mautſchaufeln abzubüßen. Als er aber mitten auf dem mittelländiſchen Meere laut zu weinen anhub wie ein Kind, da that ſie geſchwind ein bischen mit, denn zum Lachen war auch ihr nicht zu Mute. Das Jahr zuvor, bei der Primiz, als alle Welt Anteil haben wollte an dem jungen blaſſen Theologen, war ihr zu Mut geweſen: Jetzt, wenn ſie ihn wieder haben könnte als Wickelkind in der Fatſchen, daß er ganz ihr allein gehörte, daß er an ihrer Bruſt läge, von ihrem Leben ſauge! Sie hatte es zu wenig bedacht, als ſie ihn der Kirche gab, daß es ein Hingeben ſeines Leibes und ſeiner Seele für Zeit und Ewigkeit ſei, daß es ein Kindestod war, ſchrecklicher als jeder andere. Ein paarmal war ihr bei ſolchen Vorſtellungen geweſen, als müßte ſie hinſpringen und das Kind an ſich reißen, aber da hatte ſie den Gedanken: Maria gab ihren Jeſus den Menſchen, ſo will ich meinen Karl Gott geben. — Das war damals. Jetzt auf hohem wogenden Meere hatte ſie ihn wieder in der ſchwülen Kajüte, wo niemand ſtehen und niemand liegen konnte, wo die Kranken ſich an Eiſenſtangen klammern mußten, um nicht von einer Wand an die andere geſchleudert zu werden. Hier hatte

ſie ihn wieder, den gänzlich Hilfloſen, der ausgezogen war, um den Himmel zu ſuchen. Und der vorläufig nichts fand, als dieſe unbeſchreiblich widerliche Kammer mit Theer-, Fiſchthran- und anderen Gerüchen und Qualen, die nicht bloß den Magen umdrehen, ſondern den ganzen Menſchen zu einem gottloſen Häuflein Elend machten, das nichts mehr denken kann, als: ſterben, nur ſterben! Da hatte die Mutter nicht Zeit, auf eigene Übel zu achten, ſie pflegte, ſie tröſtete Kind und Gatten, und ihr Herz ſchrie zum Heiligen Grabe hinüber. Bei Jaffa, als das Schiff einen halben Tag lang vor den Klippen lag, ſchlummerten nach überſtandenen Nöten die drei Leute aus Halbenkrug ſo feſt, daß ein paar braune Fellahs ſie an den Leinen die Treppe herauf zerren mußten. Frau Ange aber gewann ſofort ihren Kopf wieder, ſo daß ſie all' ihre Habſeligkeiten bis auf den letzten Zwirnsfaden zuſammenraffte. Zwar ſchrecklich zerzauſt und zerfahren ſtiegen ſie ans Heilige Land. Der Müllner ſtand ſprachlos in dem wilden, bunten Hafengewirr, unter Türken, Juden, Beduinen, Mohren, die einen bis an die Zähne bewaffnet, die anderen faſt mutternackt — haſtend, ſchreiend, ſich balgend um die Ankömmlinge und ihre Sachen. Das erſte und einzige Wort, das ſich ſpäter ſeinen Lippen entrang: „O Chriſti Heiland! D a s iſt ein Geſindel!“ Sie legten ſich aber doch alle drei auf den Boden hin und küßten die Erde, wornach der Müllner ſich freilich mit dem Ärmling ſachte über den Mund fuhr.

Man ſieht es ſonnenklar, daß dies keine Reiſebeſchreibung iſt, ich brauche es nicht erſt zu ſagen. Sie

reiſten mit der ordnungsmäßigen Karawane. Frau Ange hatte das Geld für Nebenauslagen und feilſchte tapfer. Daß man von ihrer Halbenkruger Sprache in Samaria und Judäa kein Wort verſtand, machte nichts, die Hauptſache war, daß man den Groſchen nicht aus den Fingern läßt. Groſchen nannte ſie die Piaſter, und zu ihrem Entſetzen merkte ſie, daß man da anſtatt Roſenkranzgrallen alleweil nur Groſchen zwiſchen die Finger laſſen müſſe! In einem Säcklein hatte ſie von Heim Mehl und in einem Töpflein Schweinsfett mitgenommen, ſie wollte damit unterwegs ſelber kochen, um Geld zu erſparen. Aber das Fett war davongelaufen, auf den Kleidern noch ſeine Fußſpuren hinterlaſſend. Das Mehl war lebendig geworden in lauter weiße und gelbe Würmlein, die nun hervorkrochen, um auch das Heilige Land zu ſchauen. Der Müllner Martin konnte nicht genug jammern über den ſchlechten Grund und Boden, überall Steine und nichts als Steine und kein Tropfen Waſſer. Was auf dem Meere zu viel, iſt in der Wüſte zu wenig, das ſollte man doch einmal durcheinanderſchütteln. Für einen Müllner, meinte er, wär's nit zu leben, erſtens kann da kein Korn wachſen, und zweitens könnt man keins malen. Ein fermes Zigeunerland, wo jeder ſein Bündel mitſchleppen muß und ſeine Plachen aufſpannen, wenn er auf dem Steinhaufen übernachtet. Die Kameele ſchauen freilich juſt ſo aus, wie daheim im Leben-Chriſti-Büchel, aber ſtinken thun die lebendigen mehr, als die auf dem Papier. Immerfort mußte ſich der Müllner den Schweiß von der Stirn abwiſchen, immer hatte er Durſt, und nach dem Trinken kreiſchte

er allemal: „Pfui!“ — Der junge geiſtliche Herr war nicht zum beſten gelaunt, er hatte wunde Füße, entzündete Augen bekommen, einen beißenden Ausſchlag an den Armen und anderlei Zuſtände. Was die Mutter bekommen, das ſagte ſie gar nicht, ſie fand ihre Ruhe in dem Gedanken: dem Herrn Jeſus wird's auch nicht beſſer gegangen ſein, wie er da hat herumgehen müſſen.

Und in einer Felſenhöhle, wo ſie raſteten, hat der Müllner ſeinen lieben Begleitern die Beſorgnis mitgeteilt: „Haben's uns wohl etwa doch nit verführt? Daß es am End' gar nit das Heilige Land iſt! Mir kommt's nit recht vor. Daß daher Milch und Honig fließen ſoll, wie's im Büchel heißt — na g'horſamer Diener! — Aber der junge Prieſter belehrte: Das wäre eben der Fluch Gottes. — Na, da kann man Reſpekt kriegen vor unſerem Herrgott!

Später haben ſie unter Ruinen und Trümmerhaufen die Stadt Jeruſalem geſucht und waren mitten drinnen. Dann wieder große Häuſer wie daheim in Graz, in Trieſt. Gott, daheim in Trieſt! ſagt man hier, ſo eng zuſammen rückt dort alles, vor der weiten weiten Welt. Iſt Jeruſalem nicht die Königsſtadt? Und ſo armſelige Hütten drin! Das dort mit dem bauchigen Dach, das ſich ſo in den Erdboden hineinkauert, wird wohl ein Heidentempel ſein, weil allerlei Volk aus- und einlauft. Was? Die Heilige Grabkirche wäre es? Die Mariazellerkirche daheim, ein Palaſt iſt ſie dagegen, ein fermer Palaſt, bei meiner Seel'! Und hier unter dieſem Mauer- und Winkelwerk ſoll Golgatha ſein? Da haben die Halbenkruger einen andern Kalvarienberg, wo man am Felſen-

kegel die Treppen hinaufsteigt von Station zu Station bis zu den drei Kreuzen auf dem Gipfel. Der junge geistliche Herr wollte in der Grabkirche seine Messe lesen, da kam es zwischen den Lateinern, Armeniern und anderen Rudeln zu einem Gebalge, daß sich allerhand Gesindel untereinander drückte, stieß, kratzte und mit den Rosenkränzen aufeinander losschlug.

Der junge Geistliche ward immer wortkarger. Noch auf heimischem Boden der Reise hatte er schöne Bibelstellen zitiert, jetzt zitierte er nicht mehr. Es waren so viele Plagen und so arge Mißstimmungen zu überwinden. So unbegreiflich fremd kam sich der katholische Priester vor auf diesem Boden, daß er verzagen wollte. Ähnlich wie in Jerusalem auch in Bethlehem, am Roten Meere und am Jordan. Die Müllnerin hatte heimlich gehofft, es würde unterwegs irgendwo ein kleines Wunder geschehen, z. B. daß der Ausschlag plötzlich geheilt wäre, oder daß ihnen ein Heiliger erschiene, oder daß die Groschen im Beutel sich nicht verringerten. Allein es war hier alles so karg wie überall. Die Ange seufzte oft vor sich hin und sagte: „Wie wird's jetzt daheim sein!" Dem Müller that das insgeheim wohl, daß es ihr weh that, war es doch sie gewesen, die in dieses schreckliche Heidenland ziehen wollte, um eine Schürze voll frischer Glaubensbegeisterung mit heimzubringen. Wenn sie nur unterwegs irgendwo einen Sterz hätte kochen können! Aber sie zogen wie Räuberbanden umher, und hatten überall eine Nahrung, die man nicht einmal nennen, noch weniger essen kann. Christus und die Jünger hatten Brot, Wein,

Trauben und Feigen genoſſen und Lämmernes, wie man es daheim in Halbenkrug ſich zubereitet denkt. Oder wie war es denn? Konnte man ſich's in dieſem wilden Lande überhaupt noch vorſtellen, was ein Haus iſt, eine Kirche, oder wie es im Evangelium heißt? Selbſt der junge Geiſtliche empfand es, wie ſeine heimatliche Idylle des Chriſtentums ſachte unterging, dafür die Steinwüſten auftauchten, die ſtinkenden Ruinenhaufen, die widerwärtigen Balgereien und Schwindeleien an den heiligen Stätten. Er hatte das Bedürfnis, das Heilige Land, in welchem er doch ſtaubbekruſtet und vor Hitze ſchmachtend dahinzog, ſich anderswo zu denken, er konnte ſich nicht zufrieden geben damit, daß dieſes „Jroſchalem" und dieſes „Beit-Lahm" und dieſes „En-Naſira" die Urheimat des Chriſtentums und ſeine letzte Inſtanz ſein ſollte! Nein, das leuchtende Zion mußte anderswo ſein, vielleicht noch weiterhin im Morgenlande, oder wohl gar in den grünen Waldbergen der Heimat, wo in der Dorfkapelle das Meßopfer gehalten wird, bei dem ſich alles ja wirklich und wahrhaftig ſo zuträgt, wie es ſich einſt hier in Paläſtina zugetragen haben ſoll.

Bei Nazareth konnten alle drei ſchon die Augen nicht mehr aufmachen, ſo grell leuchteten die Steinberge; dazu mußte man auf jenen Steigen, wo der Heiland einſt gewandelt, immer fürchten, von Beduinen überfallen und ausgeraubt zu werden. Zu Nazareth in der Verkündigungskirche weinte die Müllnerin. Sie dachte an die Kapelle zum heiligen Brunn in der Waldſchlucht bei Halbenkrug, vor deren Muttergottesbild ſie ſo oft und

inniglich hatte beten können. Dann gingen sie an die Stätte, wo das Haus Mariä gestanden, und auf einem verwitterten Stein ist der geistliche Herr zusammengesunken. Er war blaß bis in die Lippen, das Auge ist matt geworden und der Puls lahm. Die anderen Pilger kümmerten sich nicht um den Vergehenden, sie suchten in diesem Hause die Spuren Mariens, und unsere zwei alten Leute aus Halbenkrug waren hilflos bei ihrem ohnmächtigen Kinde. In dieser Wüsteneinsamkeit, zwischen den Ruinen des alten Nazareth, während der Vater auf alle Mittel und Weis den Dahinliegenden zu wecken suchte, hob die Müllnerin ihre Arme und that ein Gelöbnis. Wenn er nicht stirbt, wenn ihn unsere liebe Frau wieder zurückruft ins Leben, so wollen sie alle drei eine Wallfahrt machen zur Muttergottes von Mariazell, dem heiligen Gnadenort in Steiermark! — — Nach diesem Gelöbnisse wurde es ihnen leichter ums Herz.

Der junge Priester ist wieder zu sich gekommen und hat sich im Kloster bei den Franziskanern bald so fast erholt, daß sie die Weiterreise antreten konnten. Jetzt war kein Halten mehr. Sie schlossen sich einer Karawane an, die auf kürzestem Wege dem Meere zustrebte, so unbändig war in ihnen die Sehnsucht geworden nach der Heimat. Nach der Heimat und ihrem Kindeschristentum daselbst. — Und also ist es vor einigen Jahren geschehen, daß drei fromme Leute aus unseren Alpen nach dem Heiligen Lande gepilgert waren, um sich dort an der wahrhaftigen Heimstätte der Mutter Christi — nach Mariazell in Steiermark zu verloben.

Unbegreiflich ist das menschliche Gemüt.

Den Zug verſäumt.

„Bitte! Es iſt fünf Uhr, Herr Vikar!“

„Ja — danke! antwortete der Gerufene aus dem Halbſchlummer und — ſchlief weiter. Der jugendliche, von Strapazen der vorhergegangenen Tage ermüdete Körper vermochte ſich noch nicht recht zu trennen vom Ruhelager, und die Seele ſpazierte im fernen Pfarrhauſe zu Württemberg umher bei den Seinen, die er erſt vor wenigen Monaten verließ, um in die Diaſpora zu gehen. Aber mitten aus frohem Traume ſchreckte er plötzlich auf. Hat nicht jemand gerufen: „Fünf Uhr?“ Und als es ſich bei blaſſem Tagesſchein zeigte, es wäre ſchon beinahe halb ſechs, ſprang der Vikar aus dem Bett. In drei Minuten war er angekleidet, in weiteren fünf Minuten war er auf dem Bahnhofe, wo der Zug eben vor ſeiner Naſe abfuhr.

Es half nichts, daß er mit dem Tuch winkte und laut rief, er müſſe mitfahren, er müſſe um ſieben Uhr in Leinſtetten ſein. Er müſſe! Es ſei ganz unmöglich, daß er um ſieben Uhr nicht in Leinſtetten wäre.

Der Stationsvorstand lachte ihm auf die Antwort: „Im Gegenteil, Herr Vikar, es ist ganz unmöglich, daß Sie dort sind. Nicht einmal einen Extrazug könnte ich Ihnen zur Verfügung stellen.“ Der arme Vikar, er hatte im Augenblick wirklich an einen Extrazug gedacht — und koste es gleich sein halbes Vermögen. Es war ihm unfaßbar, daß er zur bestimmten Stunde nicht sollte in Leinstetten sein. Er vermochte es nicht auszudenken, was das bedeute, was das für Folgen haben konnte.

Mitten auf dem Bahnhofe stand er da, allein. Die Reisenden waren ja alle schon fort. Fassungslos starrte er die Eisenschienen an, den einzigen maschinlosen Lastwagen, der darauf stand. Daß auf Bahnhöfen eine so unausstehliche Ruhe sein kann, das hatte er nie gewußt. Der nächste Zug geht zehn Uhr vormittags.

„Kann man depeschieren?“

„Gewiß, Herr Vikar. Doch in Leinstetten dürften vor acht Uhr keine Depeschen ausgetragen werden.“

„Kann man nicht Sondertelegramme befördern?“

„Aber natürlich, man kann ja alles. Doch auf dem Leinstetter Bahnhof bleiben sie liegen bis acht Uhr.“

Der Vikar stampfte mit dem Fuß auf das Steinpflaster.

Der muntere Stationsvorstand plauderte weiter: „Vor einigen Wochen hatte ein Offizier den Anschluß nach Hulbach versäumt.“

„Na, was weiter, der wurde eben wegen Ordonnanzwidrigkeit bestraft.“

„Der wurde nicht bestraft, Herr Pastor. Es war

viel schlimmer. Er stand nicht im Dienste, er stand auf Freiersfüßen und stampfte damit unser armes Bahnhofpflaster noch viel zorniger, als Sie, Herr Vikar. Er wollte sich am selben Tage in Hulbach trauen lassen. Und wissen Sie, was geschah? Als der Zug dort ohne Bräutigam ankam, schluchzte das Bräutchen ein wenig. Und als der nächste Zug den Heißersehnten brachte, da fiel sie ihm lachend um den Hals. Sie werden die Verkürzung des ehelichen Glückes gewissenhaft ausgeglichen haben."

„Meine Braut," sagte der Vikar mit einer dumpfen Gelassenheit, „die wird nicht auf mich warten."

„Dann lassen Sie sie bloß ziehen, Herr Pastor." —

Eine Viertelstunde später war es dem Vikar geglückt, einen Wagen aufzutreiben.

„Wie lang fahren Sie bis Leinstetten?"

„Drei Stunden."

Jagen Sie, was das Zeug hält, es giebt ein gutes Trinkgeld! wollte er schon sagen, da dachte er an die armen Pferde, die es entgelten müßten, daß er in seinem weichen Bette träge gewesen, die es entgelten müßten, daß der Kutscher sich bestechen ließe. Er setzte sich in den offenen Wagen und sagte nichts als: „Nun fahren Sie in Gottesnamen!"

Das Thal mit den thauigen Wiesen, dem rauschenden Flusse, den hohen Waldbergen, auf deren Scheitel die Morgensonne lag — wie schön hätte das sein können für den naturfreudigen Mann, der noch Neuling war in den Alpen, und der sich mit jedem Herzschlage tiefer einzuleben suchte in dieses schöne Land und sein wackeres

Volk. Heute aber! Erſt an einem vorhergehenden Sonntage hatte er gepredigt: Alles Erdenglück iſt nichts, wenn im Herzen die Schuld liegt! — Nun trug er Schuld in ſeinem eigenen. Er war ins Land gekommen, um das Evangelium zu predigen. Vom Morgen bis zum Abend war er im Gebirge umhergeſtiegen, um die wenigen Übriggebliebenen aus der evangeliſchen Zeit, die ſeiner verlangten, aufzuſuchen und zu einer Gemeinde zu ſammeln. Anderen war in der religiöſen Verrottung oder in ihrer ſeeliſchen Stumpfheit langweilig geworden, ſie wollten auch wieder einmal in der Gemeinſame ein Wort Gottes hören. Wieder andere, die ſich in eine moderne Ungläubigkeit verbohrt hatten, fanden in derſelben nichts Rechtes zu nagen und erinnerten ſich, was Vater und Mutter einſt geſagt. So nahten ſie dem umherwandernden Manne, der ſo froh von Gott und Seelenglück zu ſprechen wußte, oder wichen ihm wenigſtens nicht aus, wenn er des Weges kam und freundlich mit ihnen ſprach. Alſo war es dem Vikar allmählich gelungen, die Leute zu wecken, und an dieſem Tage ſollte die erſte Zuſammenkunft der Gemeinde in Leinſtetten ſein. Es hatte ſich mancher angeſagt aus dem hinterſten Graben hervor, vom Gebirge herab, ſie hatten ſich ja eingeleſen im Neuen Teſtamente, ſie hatten eigens noch ihre Übungen gehalten. Sie hungerten und dürſteten ordentlich nach dem Abendmahle. Nun waren ſie verſammelt in Erwartung, und nun kam der Geiſtliche nicht! — Es waren ja ohnehin ſchon Stimmen laut geworden bei den Mißtrauiſchen und bei offenen Gegnern: Habt ihr euch den Mann auch gut angeſehen darauf hin, ob's

einer mit redlichem Ernſte iſt, ob er euch nicht am Ende ſitzen läßt? Es giebt allerhand Leute heutzutage, auch ſolche, die die Religionsbewegung zu eigenen Vorteilen ausbeuten. Solche Gedanken werden lebendig ſein, wenn der Zug einfährt, die Älteſten den Vikar erwarten und er nicht ausſteigt. Dann ſtehen ſie da zum Geſpötte der Menge, ſtehen da wie Schafe, die der Hirte im Stich gelaſſen hat. Mindeſtens eine unverantwortliche Schlamperei! werden die Argloſen ſagen, und andere werden beiſetzen: Wenn ihm nicht einmal ſo viel an uns gelegen iſt, die wir ihm doch ſo vertrauend gefolgt ſind, daß er rechtzeitig vom Bette aufſteht, dann werden wir's auch ohne ſeiner richten. Etliche werden in den Wirtshäuſern herumſitzen, werden ſich betrinken und ihre Gloſſen machen über den Paſtor, der ſein Wort nicht hält. Dann werden ſie ſich verlaufen und man kann hundert Jahre warten, bis ſie wieder ſo zuſammenkommen. —

Bei ſolchen Vorſtellungen hieb der Vikar ſich zornig die Fauſt auf die Stirn, fluchend der Trägheit, die ihn zwanzig Minuten zu lang im Bette gefangen gehalten. Er hatte es mit dieſer Todſünde nie ſo beſonders ernſt genommen, „ſie wäre mehr Schwäche als Sünde.“ Nun ſah er, daß die Trägheit eine der allerärgſten iſt. Sie hatte jetzt etwas angeſtellt, das vielleicht nie wieder gut zu machen iſt. — Wozu fährt er denn eigentlich noch dahin? Was hat er denn in Leinſtetten zu thun um Mittag, da ſie alle fort ſein werden, bis auf ſeine eigene Schmach, die ihn auf dem Bahnhof feierlich empfangen wird.

Wie hatte er ſich dieſen erſten Gottesdienſt der

jungen Gemeinde so schön ausgedacht! Ein Hammerbesitzer hatte den Saal seines stattlichen Gartenhauses zur Verfügung gestellt, hatte ihn festlich geschmückt, hatte junge Leute zusammengesucht, um ihnen deutsche Weihelieder einüben zu lassen. Ferner hatte der Hammerherr — das alles war dem Vikar schon hinterbracht worden — die Kirchengeräte beschafft, hatte ein Harmonium in den Saal stellen lassen und alles vorbereitet zu einer würdigen Begehung. Dann würde er, der Geistliche, im Talare vor den Tisch des Herrn treten, würde mit feierlicher Stimme das Evangelium lesen und die Predigt halten von der Kindschaft Gottes. Dann würde er die „feste Burg" singen lassen, das Gelöbnis abnehmen, den Segen spenden, die Hostien weihen und den Wein im Kelche, und würde unter erhebenden Ceremonien der in der Reihe stehenden Gemeinde das Abendmahl reichen.

Nur war er sich darin nicht im Reinen, ob er die Hostie den Empfangenden priesterlich auf die Zunge legen oder brüderlich in die Hand geben solle. Das erstere erschien ihm nicht evangelisch, das letztere war so außer aller Herkömmlichkeit, daß er damit Anstoß zu erregen fürchtete. Dann, ob er nur das Brot allein reichen sollte, oder auch den Kelch? Er hatte in diesen Dingen keine andere Vorschrift, als die sein evangelischer Geist ihm machte; es handelte sich aber auch darum, den Herzen der Gemeinde gerecht zu werden, die von dem Gottesdienst in dem Maße erbaut werden, als er ihrer Natur und religiösen Empfindung am nächsten kommt. Nun, er hoffte, das Richtige schon zu finden und zu thun. Und also hätte es sein sollen. Statt dessen fuhr

er jetzt auf weiten Wegen durch das Thal, das heute so langweilig war und kein Ende nehmen wollte. Er sah die prangenden Obstgärten nicht; er faßte es nicht, wie man froh sein könne der fruchtbaren Felder, der munteren Herden. Er begriff nicht, wie ein Mensch an diesen Bergkuppen sich freuen könne, wie die von den Hängen stürzenden Wasserfälle je einem Herzen zur Lust sein können! So ganz zerschlagen war sein Gemüt.

Endlich als der Weg um die Böschung bog, lag vor ihm auf dem Hügel das freundliche Leinstetten. Er hatte von seiner Wohnstätte aus diesen Ort immer gern besucht; es gab so verständige, schlichte Leute da, und selbst die Andersgesinnten bereiteten der evangelischen Bestrebung keine Widerwärtigkeiten. Das soll halt jeder mit seinem Gewissen abmachen, meinten sie, in Gottes Himmel giebt es viele Wohnungen und viele Wege dahin. — Heute jedoch lag der Flecken recht ernst da. Die Sensenhämmer unten am Wasser schwiegen, nur ihre Fluder rauschten. Die wenigen Leute auf der Gasse grüßten zurückhaltend. Der Küster, der am Eingang der Pfarrkirche stand, grinste ihn eigentümlich an. Es konnte wohl Schadenfrohheit sein, Herzensfreundlichkeit war es kaum. Am Marktplatze entlohnte der Vikar den Wagenlenker; der war gut gefahren; auf dem Turm der katholischen Kirche schlug es eben die neunte Stunde. Als er in den Garten einbog, begegnete ihm der Gärtner, eines der neuen Gemeindemitglieder.

„Also doch noch, Hochwürden, doch noch!“ rief dieser ihm entgegen.

„Ich bin kein Hochwürden. Bin ein armseliger

Menſch!“ antwortete der Vikar faſt unwirſch. „Sie haben ſich wohl alle verlaufen?“

„Zuerſt haben ſie eine Weile gewartet, nachher ſind ſie in den Gottesdienſt gegangen — weil ſie ſchon einmal da wären.“

„In den Gottesdienſt? In welchen? In die katholiſche Kirche?“

„Ah, das nit, Herr Pfarrer. Im Gartenhaus ſitzen ſie und der Pfründner-Friedel thut leſen.“

— Sie ſind noch beiſammen?! — Welch ein Freudenſtrahl! Sofort wollte der Vikar in den Gartenſaal treten, an der halb offenen Thüre blieb er ſtehen. — Da drinnen, an einer langen Tafel, die weiß gedeckt war, ſaßen ſie beiſammen, ihrer etwa dreißig Perſonen, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe. Neben dem Großbauer ſaß der Häusler, neben dem Hammerherrn der Senſenſchmied. An der Mitte des Tiſches ſaß ein altes Männlein mit glattraſiertem Geſicht und ſchneeweißem Haar. Es war ärmlich angethan und ſeine rauhen Hände, ſchien es, zitterten ein wenig, dieweilen ſie das Buch hielten. Recht unbehilflich legten die ſteifen Finger das Blatt um. Seine Stimme war heiſer und etwas ſtockend, ungefügig, aber deutlich las er die Worte der heiligen Schrift, und alle Anweſenden hörten ihm zu. Der arme Pfründner vertrat als der Älteſte das Prieſteramt, und ſie lauſchten mit gefalteten Händen. Der Greis las leiſe:

„Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht, wende dich wieder zu uns. Du biſt Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ehe denn die Berge wurden und die Meere und die

Himmel, wareſt du. Der du die Menſchen läſſeſt ſterben und ſprichſt: Kommet wieder, Menſchenkinder! Denn tauſend Jahre ſind vor dir wie ein Tag. Du läſſeſt ſie hinfahren, wie ein Sturm, und ſie ſind wie ein Schlaf. Unſer Leben währet ſiebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, ſo ſind's achtzig Jahre, und wenn's köſtlich geweſen, ſo iſt's Mühe und Arbeit geweſen. Unſere Zuverſicht und unſere Burg biſt du, o Gott, auf den wir hoffen."

Dann ſchwieg er, und ſie ſaßen ſchweigend um den weißgedeckten Tiſch und hielten die Häupter geneigt.

Der Vikar war wie gebannt an der Schwelle, ſie bemerkten ihn nicht. Es war kein Bild vorhanden und kein Wachslicht, und doch lag ein feierlicher Ernſt in dem geräumigen, mit Blumen geſchmückten Saal.

Nach der Pauſe hob der alte Weißkopf wieder ſeine heiſere Stimme empor und nahm das Buch. Schwerfällig und in leicht fibrierendem Tone las er:

„Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz. Wenn ich weisſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe und hätte alle Erkenntnis und hätte allen Glauben und hätte alle Kraft, ſo daß ich könnte Berge verſetzen, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. Und wenn ich all' mein Hab den Armen gebe und ließe meinen Leib verbrennen, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre es nichts. Die Liebe iſt langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, ſie blähet ſich nicht und iſt nicht ungeberdig, ſie ſuchet nicht nach Vorteil, ſie iſt nicht erbittert, ſie trägt nichts

nach, ſie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, aber ſie freuet ſich der Wahrheit. Sie verträgt alles, ſie hofft alles, ſie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. Alles iſt unvollkommen, nur bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, dieſe drei. Aber die Liebe iſt die größte unter ihnen —"

Wieder Schweigen.

In der Mitte des Tiſches lag ein Laib Brot, gerade ſo, wie man ſie im Haushalte hat, und ein breites Meſſer. Daneben ſtand ein irdener Krug. Der alte Friedel ſtand auf, ſo wie in der Familie der Hausvater thut, langte nach dem Brote, nach dem Meſſer und machte mit der Spitze desſelben auf dem Laibe das Kreuzzeichen. Dann ſprach er langſam und leiſe die Worte:

„In der Nacht, da der Herr Jeſus verraten ward, nahm er das Brot, dankte und ſprach: Nehmet und eſſet. Mein Leib, der für euch gebrochen wird. Das thuet zu meinem Andenken! Desgleichen nahm er den Kelch und ſprach: Nehmet und trinket. Mein Blut, das für euch vergoſſen wird. Das thuet zu meinem Andenken."

Als der Greis ſo geſprochen hatte, ſchnitt er ſich vom Brote ein Stück herab und aß es. Dann gab er den Laib weiter von Nachbar zu Nachbar um den ganzen Tiſch. Jeder und jede ſchnitt ſich ein Stück Brot und aß. Hernach faßte der Alte den irdenen Krug, in welchem Wein war, trank daraus und reichte ihn ebenſo hin, daß Nachbar um Nachbar daraus trinken konnte.

Das alles war ruhig und in tiefem Ernſte vor ſich gegangen. Dann ſprach der Greis laut: „Brüder und

Schweſtern! Wir werden ſelig durch die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Amen.“

Die Andacht war vorüber. Sie erhoben ſich ungelenk und einer ſchaute den andern freundlich an. Als ſie nun an der Thür den Vikar ſtehen ſahen, ging der Hammerherr zu ihm: „Herr Pfarrer, Sie haben wohl den Zug verſäumt. Wir haben es uns gedacht. Da wir aber doch nicht wußten, ob ſie noch würden kommen können, ſo haben wir die Andacht gehalten, wie wir es gewohnt ſind aus der Zeit, da wir keinen Geiſtlichen hatten.“

Der Vikar war ſo ſehr betroffen, daß er kaum Antwort zu geben vermochte. Er hatte hier etwas geſehen, erlebt, das ihm ſeit jeher im Geiſte vorgeſchwebt war. Er hatte den Gottesdienſt der erſten Chriſten geſehen. — Er reichte den Nächſtehenden ſchweigend die Hand. Beſonders den Pfründner Friedel wollte er grüßen, dieſer aber war nicht mehr zu ſehen. Vielleicht aus Befangenheit und weil er befürchtete, der Pfarrer könne an ſeiner zwar nicht ſelbſt angemaßten, wohl aber von anderen ihm für dieſe Stunde übertragenen Prieſterwürde Anſtoß nehmen. Er humpelte wieder in ſein Armenhaus, das draußen am Rande des Ortes ſtand. Der Vikar ſagte noch zu den Anweſenden: „Alſo iſt Gottesdienſt jeden Sonntag. Komme ich nicht —, ſo thut, wie ihr heute gethan habt. Und komme ich, ſo wollen wir's auch nicht anders machen.“

Am Abend nachher iſt der Vikar mit der Eiſenbahn zurückgefahren in ſein Standquartier. Wie war er jetzt froh, am Morgen den Zug verſchlafen zu haben. Alſo hatte er eine Offenbarung erfahren, in der ſein

Zweifel an die Gemeinde und ſeine Bedenken behoben worden. Nun nicht mehr die Frage, ob die Hoſtie auf die Zunge oder in die Hand zu legen ſei. Alle Formfrage war gelöſt. Von einer armen Berggemeinde, die ſeit einem Jahrhundert keinen kirchlichen Kultus mehr gehabt, hatte er geſehen, wie evangeliſche Chriſten Gottesdienſt halten.

Die Feinde.

Noch war die kalte Sonnenwende nicht vorüber und ſchon ſuchte Alban der Großſtadt zu entkommen. Nun ſaß er in einem Gelaſſe des Eilzuges. Durch die gefrorenen Fenſter, die wahre Silbergärten von Eisblumen waren, kam ein blaſſes winterliches Licht in den Raum, alle Wände, Kiſſen und Teppiche mit gleichmäßigem Grau übergießend. An den Thürfugen wucherte Reif und Schnee, ſo ſehr der Temperaturhebel auch auf „warm“ gedrückt war. In der Nähe der Fenſter war ein ganz zartes Schneien bemerkbar, ein Schneien im wohlverwahrten Coupé. Bisweilen kam unter den Sitzen ein warmer Hauch hervor aus den Eiſenröhren, was den Fahrgaſt durchaus nicht hinderte, ſeinen Pelz recht eng um den Hals zu ziehen. Er hatte es gern ſo. Er war ein Freund des Winters, ſein kaltes Kratzen an der Wange, ſein heißes Beißen an den Ohren war ihm Genuß und für allzu herbe Liebkoſungen der Kälte hatte er eben den weichen Biberpelz und in einer Taſche desſelben ein Fläſchchen Kognak. Letzterer war nur für den äußerſten Fall. Er hatte das Prickeln des Alkohols

in der Gurgel gar nicht ungern, aber er hatte es ſich zum Geſetze gemacht, dieſen böſen Geiſt nur in dem Notfalle anzurufen, wenn andere Geiſter ihren Dienſt zu verſagen drohten. Damit hatte es keine Gefahr. Trotz des leicht grauenden Schnurr- und Backenbartes glühte in ſeinem etwas eckigen Geſichte friſches Leben.

Nach einer dreiſtündigen Fahrt ſtieg Alban an einem kleinen Dorfbahnhofe aus, wo die Zugsmaſchine Waſſer trank und dann weiterdampfte. Er ſchlug einen Weg ein über die winterlichen Felder, hin gegen das Gebirge. Der Schnee war hoch und blendend rein, nicht ein Stäubchen lag auf ihm; vielleicht einmal die Spur einer Vogelklaue, ſonſt unverſehrt die weiße unendliche Decke. Es hatte geſchneit in derſelbigen Nacht, aber ein früher Holzſchlitten hatte ihm den Pfad geſchliffen, auf dem er nun faſt lautlos dahinſtapfte. Dort lag das ſchwarze Auge eines Teiches, an deſſen Rändern ſich Eisſchollen angeſetzt hatten. Das Bächlein ſah und hörte man nicht mehr, es war überdacht mit Schnee. Mehrmals blieb der Mann ſtehen, ſchaute ſich um und hörte der unendlichen Stille zu. Dieſes lautloſe Klingen ohne Ende. Wie einen wunderbaren Ohrenſchmaus empfand er die Stille nach dem Geraſſel, Gebimmel und Gedröhne der großen Stadt. Der Himmel war grau, an den Bergen hing der zarte Nebel nieder, ſo daß nur die unteren Teile der Waldlehnen zu ſehen waren. Fichtenwald. Alle Äſte, alle Kronen beſäumt von flaumigem Schnee. An den Tannengruppen, die ſtellenweiſe neben dem Wege ſtanden, merkte man erſt die ſchweren, üppigen Laſten des Schnees, der die Äſte tief niederbog. Wo man

zwiſchen durch hineinſah in das dunkle Geäſte, da grinſten allerlei abenteuerliche Geſichter hervor: Katzenköpfe, Pferdeſchädel, Kobolde und andere Geſpenſter, mit welchen die Phantaſie des Wanderers ein munteres Spiel trieb. Weiter hin am Rain entlaubte Sträucher und Kirſchbäume, deren beſchneites Äußere mit ſeinen ineinandergeflochtenen Äſten und Zweigen nicht anders ausſah, wie jenes unterirdiſche Naturprodukt, das der Bergmann Eiſenblüte nennt, ins Rieſenhafte vergrößert. Vielfältig ſtanden ſie da, dieſe Geſtalten in ihrer unbeſchreiblichen Weichheit, doch zu einer Ruhe der Ewigkeit erſtarrt. Und mitten drin eine einzige Menſchenſeele, die nicht wußte, wie ihr war: fand ſie ſich in der großen Natur, oder verlor ſie ſich in der großen Natur, oder verlor ſie ſich in ſich ſelbſt?

Die Luft war nicht ſo kratzend, wie unter dem gefrorenen Kohlennebel der Stadt, ſie war kalt und klar und roch nach nichts. Wie Waſſer, ſo rein und geruchlos war ſie, und doch wirkte ſie faſt berauſchend auf den einer ſtinkenden Atmoſphäre entkommenen Städter. Er empfand die Seligkeit der Befreiung aus den Jochen der Kultur, ihm war wieder zu Mute wie dem friſchen Bergknaben, der vor mehr als vierzig Jahren gerade ſo hingeſtapft war über dieſen Schnee, ringsumher die belaſteten Bäume mit den luſtigen Ungeheuern, die Sträucher mit ihren Millionen Silberäſtlein, hie und da ein lebendiger Sperling daran, und darüber der graue Nebel, der an den Berghängen ſachte niederfloß. — Wenn man wieder jung werden will, muß man dorthin gehen, wo man einſt jung geweſen iſt. Und kein Winter

vermag das heitere Sonnenleuchten und das luſtige Herzhüpfen neuerwachter Kindheit zu dämpfen.

Etwas langſam ging es voran auf dem lockeren Schlittenpfade und nach einer Stunde hatte er kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt nach ſeinem einſamen Waldhauſe. Das Weiße war nicht mehr ſo blendend, das Dunkle wurde noch dunkler, ein ſatter Schatten war über allem, es dämmerte der Abend. Auf den Wangen Albans lag eine ſtarke Röte, an der jedes Schneeſtäubchen der Luft, das etwa zu nahe kam, ſofort verging. Auf dem Schnurrbart jedoch hatte ſich Reif gebildet und der Atemhauch wandelte ſich zum Dampfwölkchen. Die Handſchuhe, die der Mann vorher von den warmen Händen abgeſtreift hatte, zog er wieder ſachte an. Der Weg ſtieg anwärts gegen den Wald, am Rande desſelben ſtanden der Reihe nach weiße Männer — die Zaunpfoſten mit den hohen Schneehauben. Plötzlich ein ſchweres Gedröhne — erſchrocken wendete ſich Alban, von einer alten Fichte war die Schneelaſt niedergebrochen und die befreiten Äſte ſchaukelten noch lange mit ihren ſchwarzen Fahnen. Der Wanderer merkte an ſeinem Pelz weiche Sternchen, es begann zu ſchneien. Bravo! lachte er in die Natur hinein, denn nichts war ihm ſüßer und heimlicher, wie der lautloſe Flockenfall an den hohen Stämmen nieder, und wie die weißen Flügelchen ſich im Winde kreuzen und prickelnd an die Stirn gleiten. Dort, wo der weiße Streifen des verſchneiten Weges durch dem Wald hinanführt, lag vor Alban plötzlich ein Menſch. Ein Mann, ſtöhnend und verſchmachtend.

„Wie?“ rief Alban und rüttelte ihn an der Achſel, „was machen Sie da?“

Starrte der andere mit verglaſten Augen zu ihm auf und röchelte: „Sterben.“

Da ging einmal ein Schauer durch den ganzen Stadtherrn im Biberpelz. Das Linnengewand, in dem der Arme ſtak, war freilich nicht für den Winter, und das Geſicht mit dem jungen Bart an der Oberlippe war nicht eigentlich eingerichtet zum Sterben. Im Auge wurde es Nacht, aber etlichemal gab es noch einen Funken. Der Burſche war ſchon halb ſtarr und die Beine wollten kaum mehr tragen, als Alban ihn aufrichtete. Dieſer zog den Pelz aus und hüllte den Sterbenden ein. Es hub an zu ſtöbern.

„Frieren Sie bloß oder fehlt es ſonſt?“ fragte Alban.

Der Burſche ſagte etwas mit ſchlotternden Lippen, doch war's nicht zu verſtehen. Alban langte nach dem Fläſchchen: „Na, jetzt öffnen Sie einmal den Mund, das wird Ihnen wohl bekommen.“ Er gab ihm vom Kognak zu trinken und labte ſich an dem Behagen des Verſchmachtenden, der das feuchte Feuer mit Gier in ſich ſog.

„Iſt Ihnen beſſer?“

Der Burſche nickte mit dem Kopf und langte nach der Mütze, die im Schnee lag. Er wollte ſie aufſetzen, der Arm bog ſich nicht. Alban machte ihn zurecht: „Und nun kommen Sie mit mir. Verſuchen Sie's, es wird gehen. Wir haben nicht mehr weit bis zum warmen Zimmer und zum guten Bett.“

Das Gehen wollte ſich nicht thun, der Burſche

taumelte. Da dachte ſich Alban: Wenn der Pelz fehlt, ſo muß man ſich anderswie warm machen. Als der Burſche jedoch merkte, daß er ihn auf die Schulter nehmen und tragen wollte, wehrte er ab: „Nein, nein, Herr! Das nicht. Es wird ſchon gehen.“ Er hatte ſich erholt, er bat nur noch um einen Schluck Branntwein.

Hernach hat Alban ſeinen Findling am Arm geführt, langſam vorwärts durch den tiefen lockeren Schnee — in den dunkelnden Abend hinein.

„Sie ſind wohl fremd in dieſer Gegend? Wohin wollten Sie nur? Am Ende haben Sie zu wenig Warmes in den Magen gethan. Das wird's ſein. Na, das läßt ſich leicht nachholen. Stützen Sie ſich nur feſt an mich. So. — Halt, Sie ſtoßen mich ja in den Schnee. Um ſo beſſer, daß ſich wieder Kraft rührt. Sehen Sie das Licht? Wir ſind dem Hauſe nahe.“

Ein mattrotes Sternchen ſchimmerte durch das Schneegeſtöber, ein Hund begann zu lauten. Da wollte der Erſchöpfte nicht mehr weiter.

„I wo!“ lachte Alban, „Sie werden da liegen bleiben, an der Schwelle des Hauſes. Nehmen Sie ſich zuſammen, die paar Schritte noch.“

Jetzt wurde oben am dunklen Gebäude ein Mann gewahr, der rief mit rauher, faſt zorniger Stimme herab: „Wer iſt denn da?“

„Schon gut, Franz. Ich bin's!“ antwortete Alban.

„Herr Jeſſus!“ wimmerte jener oben, „wenn das nicht der gnädige Herr iſt?“ Mit einigen großen Sprüngen war er da. Der arme Burſche riß ſich aus

dem Arme Albans und lief bergab — in den Wald hinein.

„Und so in der Nacht daher?“ wunderte sich der Franz. „Ja, weswegen kein Telegramm, daß ich hätte auf den Bahnhof kommen können!“

„Du weißt ja, Franz, wie ich's liebe,“ sagte Alban und schaute sehr verblüfft nach der Richtung hin, in die sein seltsamer Begleiter so plötzlich entschwunden war.

„Haben Euer Gnaden den gekannt?“

„Mit dem ich da des Weges kam?“

„Haben Euer Gnaden ihn gekannt? Nicht — na, das hab' ich mir gedacht. Aber, warum denn nicht telegraphieren? So allein im Finstern dahergehen. Ich denk's nicht aus, was da geschehen könnt'.“

Alban fröstelte. Jetzt merkte er erst, daß er keinen Pelz am Leib hatte. Na, da hatte er seine Nächstenliebe einmal an den Richtigen verwendet. Rasch eilte er zum Hause hinan. Der Kettenhund im Hofe begann sofort vor Freude zu winseln, als er den Ankömmling erkannte. Dieser ließ sich in der warmen Meierstube nieder, bei den Kindern des Hausmeiers, während Franz und sein Weib mit großen Scheiten und knisternden Spänen die Öfen der Herrenzimmer heizten. Und bei dieser Arbeit pfauchte der Mann dem Weib zu: „Hörst du! Das hätte was können werden! Denk' dir doch, der Armenseelen-Schorschl ist mit ihm gegangen.“

Sie erschrak so sehr, daß ihr der Kienspan entfiel und auslosch.

„Weiß Gott, was der Spitzbub' noch im Sinn gehabt hat — eingehängt miteinand sind sie gegangen.

Wie er mich gewahrt, na, da hat er Beine bekommen! Ich glaube gar, mit dem Exzellenz-Herrn seinem Pelz.“

Sie hockte am Ofen thatlos da. „Mann,“ stöhnte sie: „der Schorschl, sagst? Ich bin derschlagen. Ich leg' mich hin und sterb' vor Schrecken.“

„Glaub' dir's. Ehvor mußt aber Feuer machen.“

Mittlerweile hatten sich an Alban die Kinder trautsam herumgemacht. Das Mädel zupfte an seiner Uhrkette, der Knabe kletterte auf sein Knie. Das kleinste Mädel stand am brodelnden Herd, sog am Finger und glurte mit den braunen Rundäuglein auf den schönen großen Herrn, von dessen Schnurrbart nun die Eisstückchen fielen. Er hatte noch den Schnee aus den Falten seines Gewandes zu stäuben gehabt, dann erkundigte er sich nach der Meinung der Kleinen, was am nahen Weihnachtsabend das Christkind bringen werde. Sie rieten auf Äpfel, Lebkuchen und ein güldenes Trompetel. Er vermutete, daß es für den Knaben auch ein hölzernes Reitpferd und für die Mädeln Puppen geben dürfte, was ihnen wohl sehr aus der Seele gesprochen zu sein schien, denn die Gesichtchen gingen ins Breite vor lauter Vergnügen.

Nach einer Weile berichtete der Franz, das eine Zimmer wäre schon soweit, daß das Fenstereis anhebe zu rutschen. Unterwegs die Treppe hinauf fragte Alban: „Nun, Franz, wie geht's, wie steht's? Hast wohl recht viel Geld für mich — wie?“

Der Meier schlenkerte die Arme, gleichsam, als müßte

aus den Ärmeln was herausfallen, wenn was drinnen wäre. Es fiel aber nichts heraus.

„Oder hoffeſt du am Ende gar, daß ich dir eines bringe?“

„Es war wieder ein verdammtes Jahr, Euer Gnaden. Korn hat's juſt ſo viel gegeben, daß für die Taglöhner das Brot hat gelangt. Der Sauſpeck hat gekauft werden müſſen, weil uns im Frühjahr drei Ferkeln in der Seuche ſind geſtorben. Von den Kühen iſt nur eine trächtig worden, iſt der Milchverkauf zurückgegangen gegen voriges Jahr. Nachher die Holzdiebe, die Wilddiebe, die Erdäpfeldiebe. Nichts geht mehr ſicher, es iſt keine Redlichkeit mehr um und um. Alle Jahre werden die Leute ſchlechter. Euer Gnaden, es iſt hart wirtſchaften und gewiß an zehnmal habe ich zu meiner Frau geſagt: Wenn der gnädige Herr einen andern thät' nehmen, ſtatt meiner, frei Vergeltsgott ſagen müßt' ich ihm dafür. Wenn was zu Schaden geht und gehört nicht einem ſelber und man thut, was man kann, und kommt doch nichts zuweg — na, als wie ſo was, da bin ich lieber der letzte Bauernknecht, bei meiner Treu! Daß ich's nur rund ſage, Euer Gnaden — nichts habe ich derſparen mögen, wieder Schulden habe ich machen müſſen.“

„Na, na, Franz, tröſten wir uns darüber. Das ſollten wir doch ſchon längſt gewohnt ſein. Wie ſteht es nur mit dem Wald? Du ſagteſt im letzten Herbſt, es wäre Holz zu ſchlagen.“

„Ein paar Dutzend überſtändiger Fichten, Euer Gnaden. Das hat gerade den Steuerzuſchlag gedeckt,

daß wir ſoweit reines Buch hätten. Wenn nur die alten Poſten nicht wären. Und mit den Taglöhnern bin ich im Rückſtand. Außerdem ſollen ein paar neue Maſchinen angeſchafft werden.“

„Dafür iſt diesmal wohl der Guano mit unterlaufen? Fünfzig Säcke, glaube ich.“

„Gott ja, der Vogelmiſt ſteht auch noch aus. Es iſt rein zum Auslachen, wer wirtſchaften will, heutzutage. Wie ich ſage, von Jahr zu Jahr ſchlechter. Mir wär's ſchon bald am liebſten, wenn —“ eine wegwerfende Bewegung machte er.

„Beruhige dich, Franz,“ ſagte der Gutsherr in einer recht behaglichen Weiſe und ſchlug mit der flachen Hand an ſeinen Buſen, wo es klatſchte, wie auf Leder. „Ich habe ja doch wieder etwas bei mir. Der Weltlauf hat ſich eben gewendet, heute muß der Landmann vom Städter ernährt werden. Hauptſache iſt, daß etwas lebt und webt.“

Der Hausmeier mußte ſich abſeits wenden und die Augen ſtreichen, über dieſen gütigen Herrn. Und da geht er mit dem Schorſchl und hat die Ledertaſche im Sack! Wenn die reichen Leute ihre Schutzengel nicht hätten!

Als die Meierin das Nachtmahl fertig hatte und im bereits durchwärmten Zimmer der Eichentiſch gedeckt war, mußten ſie ſich — die Kinder ſchliefen ſchon unten in ihren Bettchen — an den Tiſch ſetzen und dem Herrn Geſellſchaft leiſten. Gepökeltes Rauchfleiſch, dann Hafergrütze mit Obſtwein, das ſchmeckt an und für ſich gut. Bei Geplauder mit ſchlichten, geſcheiten Natur-

menſchen ſchmeckt es natürlich noch beſſer. Der ſilberne Armleuchter mit den ſechs Kerzen verbreitete ein faſt feierliches Licht auf die dunklen, altertümlichen Möbel, auf die ſchwarzen Butzenſcheibenfenſter, an deren Bleizellen ſich draußen der Schnee legte. Manchmal klirrte eines dieſer Fenſter, denn es hatte ſich der Wind erhoben.

Jetzt war von dem Menſchen die Rede, den der gnädige Herr unterwegs im Schnee gefunden, gelabt und mit ſeinem Pelz verſehen hatte. Die Meierin rang dabei immer nur ſtumm die Hände, des Entſetzens voll darüber, was hätte geſchehen können.

„Dem ſeine Erſchöpfung! Halten zu Gnaden, das iſt alles Verſtellung geweſen," ſagte der Franz. „Na, das glaube ich, daß der 's Laufende bekommt, wie er mich hat geſehen!"

„Ihr kennt alſo den Menſchen."

„Aber mein blutiger Heiland!" brach die Meierin aus. „Das iſt ja der Armenſeelen-Schorſchl geweſen!"

„Wie Euer Gnaden mit d e m haben können gehen!" rief der Franz faſt vorwurfsvoll. „D a s iſt ein Muſter! Ich ſage bloß, dem weicht man auf dreißig Schritte aus, wer kein geſpicktes Sechsläuferl bei ſich hat. Ein vacierender Strolch iſt's, und noch was anderes! Seit's ihn wieder ausgelaſſen haben, geht kein Zeug im Schoppen und kein Korn in der Scheuer ſicher."

„Thor! das wäre noch gering!" ſchrie die Meierin ihrem Manne zu. „Da leiſtet der Armenſeelen-Schorſchl ganz andere Tagwerke, wenn man dürfte reden!"

„Woher dieſer ſonderbare Name?" fragte der Herr.

„Weil er arme Seelen macht!" rief ſie.

Und bedächtiger, leiser setzte der Franz bei: „Ein geborener Hiesiger ist es — leider Gottes. Seine Mutter, ein lediges Weibsbild. In alten Tagen Betschwester, wo sie immer auf Wallfahrtsstraßen ist gelaufen und ihr Brot mit Armenseelen-Erlösen gesucht hat. Auch ein schönes Geschäft. Der Schorschl führt's weiter, nur mit dem Unterschied, daß er die armen Seelen vom Leib erlöst und ins Fegefeuer schickt — wenn's wahr ist, was man hört. Zum Soldaten haben sie ihn genommen und soll davongelaufen sein. Jetzt nirgends Arbeit, und leben will so ein Mensch doch auch, natürlich. Na, da kann man sich's leicht denken."

Die Meierin wußte Bestimmteres: „Nicht weniger als drei Tote haben wir gefunden seit Allerheiligen, in der Gegend. Aus Altersschwäche ist der Holzmeister im Schirrwald nicht gestorben, und der Bruckard-Bauer auch nicht, und der salzburgische Viehhändler, der lustige Mensch, noch am wenigsten. Die haben schon andere Ursachen gehabt. Bei gar keinem hat man die Brieftasche gefunden, Euer Gnaden. Derweil halten die Gendarmen scharfe Nachfrag' nach dem Schorschl."

„Frau, es hat geläutet!" sagte der Hausmeier.

Während die Meierin hinabging, schenkte Alban neuerdings die Gläser voll und sagte nachdenklich: „Wenn ein Mensch hilflos daliegt, kann man ihn doch nicht verlassen."

„Ah freilich muß man ihn aufpappeln, daß er nachher mit dem Pelz davonlaufen kann. Ein durchtriebenes Kreuzköpfel, der Schorschl. Bitt' schon um Verzeihung."

Der Herr empfand insgeheim Ärger. Erſtens weil er dem Gauner aufgeſeſſen war, und dann weil er ſich nun von ſeinem Hausmeier noch ausſpotten laſſen mußte. Vor dem ſchlauen Spitzbuben alle Achtung. Aber der Geprellte ſinkt an Anſehen. Trotz aller biderben Teilnahme, die der Franz darthat, war eine kleine Schadenfreude darüber kaum zu verkennen, daß ein ſo hoher Herr, der — iſt faſt zu ſagen — ein ganzes Reich regieren will, ſo leicht zu überliſten iſt.

Die Meierin kam wieder herein und brachte den Pelz. Ununterbrochen hieb ſie mit einem Rohre auf ihn los, um den Schneeſtaub herauszuſchlagen. Der Albel-Schmied hatte ihn unten am Waldrand gefunden.

Jetzt konnte Alban überlegen auf ſeinen Hausmeier blicken: „Siehſt du, ſiehſt du!“

Der Franz und ſein Weib zerbrachen ſich die Köpfe. Das könne man ſich faſt nicht denken, weshalb der Lump den koſtbaren Pelz weggeworfen habe. Der muß ihm rein abgejagt worden ſein. Die Säcke hat er jedenfalls ausgeplündert. Nun, in den Säcken fand ſich noch das Seidentuch und die Silberdoſe, und ſonſt war nichts darin geweſen.

„Wer weiß!“ riet der Hausmeier, „wer weiß, was der Spitzbub' noch im Sinn hat!“

„Laß es gut ſein, Franz. Der ſtrenge Winter wird ihn zu Paaren treiben. Dann wird ſich's ja weiſen. Man muß nicht gleich das Schlimmſte denken.“

„Da haben Euer Gnaden ganz recht, man muß nicht allemal gleich das Schlimmſte denken,“ rief die

Frau, „ich ſag's auch immer. Mein Vetter, der Seifenſieder zu Bachau, hat halt gern geſagt: Die Leut' ſind nicht immer ſo ſchlecht, als man denkt, oft ſind ſie noch ſchlechter."

„Nicht wahr, die Öfen ſind in Ordnung, und das Bett auch?" lenkte der Herr über. „Machet mir für morgen noch das Lodengewand und die Pappenheimer flott, dann könnt ihr ſchlafen gehen."

Zum Handkuß drängten ſie ſich an ihn und wünſchten leidenſchaftlich eine ruhſame Nacht.

Alban ſchloß hinter ihnen die breite, niedere Thür ab, im alten Stahlſchloß klirrte der Schlüſſel. Vom grünen Kachelofen hin an der Wand war eine Holzbank, darauf ſtreckte er ſich, nachdem er eine Cigarre angebrannt hatte, ſchlank aus und ſtützte ſein ſchon etwas grauendes Haupt auf die Lehne. Ah, wie köſtlich, wenn man ſtatt der Federn einmal etwas Hartes unter dem Kopf hat! Wie dabei das Gehirn klar bleibt! Mit Behagen betrachtete er die dunkele Täfelung des großen Zimmers mit den Käſten und Truhen aus alten Zeiten. Das waren noch Bauten, dieſe Möbel! Im Uhrkaſten tickte die Schwarzwälderin. Nichts hörte man als im Ofen das Kniſtern der Glut und dieſe Uhr. Laut, faſt klingend war ihr langſamer gleichmäßiger Schritt. — Alle große lärmende Welt iſt weit dahin, jetzt bin ich wieder einmal im Frieden meines Waldhauſes. In dieſen Gedanken lag eine unmeßbare Tiefe von Glück. Eine ganze Woche Einſamkeit. Welch ein Unterſchied, ob man im fremden, prunkvollen Palaſte haushält, oder in der Hütte, die man, Balken für Balken, ſelbſt gebaut

hat. — So wie vorhin draußen auf dem Felde die ſcharfe Winterluft ihm Jugend zugeweht hatte, ſo empfand er in dieſem ſtillen trauten Raum etwas vom Elternhauſe, dem längſt zerfallenen. Können nicht auch Häuſer ihre Seelen haben, die von einem Bau zum andern wandern, wenn der eine niederſinkt und der andere mit demſelben Weiheſinn aufgerichtet wird? — Der gute Franz! daß er keinen Ertrag aufbringt, kränkt ihn. Als ob je ein Geld, das man für Luxus hinwirft, ſo gut angelegt ſein könnte, als das für ein ſtilles Landhaus! Die wenigen Wochen, die man aller Ketten los in ihm und in ſeinen Wäldern atmet, zehnfach überwiegen ſie an köſtlichem Lebensinhalt alle übrigen Vergnügungen des Jahres.

Ein Poltern des Sturmes rüttelte ihn aus ſeinem Träumen. Das dröhnte dumpf ums Haus und die Kerzenlichter zuckten unruhig. An den Fenſtern ſtäubte Schnee und verlegte immer mehr der ſechseckigen Zellen, und an anderen wucherten die kalten Blumen des Eiſes. Das wird morgen eine Luſt ſein, im knietiefen Schnee durch den Wald zu ſtampfen, unter den Wuchten der Bäume, auf denen die Elſtern und die kreiſchenden Krähen mit ihren Flügeln den weißen Flaum hinſtäuben! Dann zur Quelle hinauf, an deren ſchwarzem Waſſer kein Schnee ſich hält, kein Eis ſich bildet, wo die friſche Brunnenkreſſe wächſt mitten im Winter. Und wenn im Jungwald die Haſen nicht mehr flüchtig ſind, weil ihnen der alles verſehrende Winter noch gefährlicher dünkt, als der Menſch, falls er nicht das ſchreckliche Rohr an der Schulter hängen hat. Und wenn das Reh vertrauend ſogar heranſteigt: Menſch! Schon ſeit

Wochen nähre ich mich von Reisig und Baumrinden. Ich bin dünn geworden wie ein Brett, die Beine zittern mir, ich möchte in der Nähe eines lebenden Wesens sein, hab' Erbarmen. — Und wenn im Schnee, schon fast vergraben unter zartem, feuchtem Flaum, ein blasser Mensch liegt, ein sterbender. —

„Ach, warum hat dieser Junge so thöricht Reißaus genommen!" rief Alban plötzlich aus und warf den Cigarrenstummel auf das Fletz hin. Dann stand er auf, nahm den Armleuchter und ging ins anstoßende Schlafzimmer.

Im Bodengeschoß war es auch längst still geworden. Aber draußen unter dem Vordache des Thores standen noch der Hausmeier und der Albel-Schmied, der den Pelz gebracht hatte. Ob dieser sich nicht am Ende einen Finderlohn herausschlagen wollte? Es lag ihm etwas an. Sie duckten sich hinter der Ecke, um die der Wind pfiff, sie waren beide belegt vom fliegenden Schnee und gingen doch nicht auseinander. Eine dringende Geschäftssache schienen sie zu besprechen. Um sechzig Lärchstämme handelte es sich und wurde verabredet, daß dieselben nicht auf einmal, sondern verteilt etwa auf fünf Jahre geschlagen und entfernt werden sollten. Aber nicht im Winter fällen, vielmehr, so glatt am Erdboden abstocken, damit der Stock sich leicht mit Rasen und Moos verdecken lasse. — Bei Schneelicht öffnete der Albel-Schmied seine Brusttasche, klaubte in Blättern und Noten herum und reichte dem Franz einen Vorschuß.

„Aber nur die größte Vorsicht, ich bitte dich!"

flüſterte der Hausmeier. Der Schmied lachte ihn ob ſolcher Mahnung bloß aus, ging davon und verlor ſich im Geſtöber.

Alban konnte lange nicht einſchlafen vor lauter Behaglichkeit. Im Nebenzimmer tickte die Uhr, draußen grollte der Wind. Wie es doch ſein kann, daß dem ſchwachen hilfloſen Menſchen oft ſo heimlich iſt in den Einöden der wilden Natur! Daheim, daheim! ſo hallte das Ticken der alten Uhr in ſeiner Seele nach. Und jene bunten, glänzenden Kreiſe, wo er der heitere, von Gunſt, Glück und Macht umgebene Weltmann war, ſind verſunken wie ein Traum, der nicht mehr aufkommen kann vor der ſtillen, beſtändigen Wirklichkeit dieſes Waldhauſes. — Als er nach einigen Stunden feſten Schlafes erwachte, lag an den Täfelungen das blaſſe, unſichere Licht des trüben Wintermorgens. Im Kamin kniſterte noch ein Glutreſt. Die Fenſter waren blind vor Schnee. Als Alban, nachdem er mit behaglichem Schmunzeln ſein geliebtes Lodengewand angezogen hatte, eines der Fenſter öffnete, um hinauszublicken, wirbelten die feinen Flocken in die Stube. Draußen war es nicht ſo, wie er ſich gedacht hatte, daß auf dem Boden die hohe gleichmäßige Flaumdecke gebreitet ſein und auf den Bäumen die rieſenhaften Schneehauben und Mäntel hängen würden. Der Waldhang war ſchwarz bis hinauf, der Sturm hatte die Laſten von den Stämmen geſchüttelt, und die Äſte waren alle lebendig und rauſchten. Der Boden war ſtellenweiſe kahl gefegt, an anderen Stellen ungeheure Schneemaſſen mit glatten Kuppen oder ſcharfen Riffen und überhängenden Tüchern. Gerade

am Einfahrtsthor lag ein ſolches Gebirge dahin und der Franz, ſelber ein lebendiger Schneemann, war beſtrebt, den Weg auszuſchaufeln. Dabei ſtieß er heftige Worte hervor und machte grimmige Gebärden gegen das Thor hin. Im anſtoßenden Hof raſſelte der Kettenhund, der riß ſo heftig an ſeinem Bande, daß das Bellen zu einem heiſeren, wütenden Röcheln wurde. Vor dem Thore mußte jemand ſein, den Alban vom Fenſter aus der Schneewuchten wegen nicht ſehen konnte. Er hörte nur die Scheltworte des Hausmeiers über den „Lumpen und Strolchen, der nur dann winſele, wenn er der Schwächere ſei, dort aber, wo er ſich als der Stärkere wiſſe, im Wald und auf langen Straßen, wohl gar die Leute anfalle, wenn nicht gar arme Seelen mache.“ Aber er würde es ihm noch abgewöhnen, ſich gar in die Herrenhäuſer zu betteln und dort zu ſpähen, wo man nächtig am beſten einbrechen könne, und wenn der Strolch nicht ſogleich abſchiebe, ſo würde er was anderes erleben! Da jener draußen ſich aber nicht abweiſen laſſen wollte, ſondern um Gotteswillen bat, ſo ſteckte der Hausmeier mit zornigem Wurf die Schaufel in den Schnee, ſtapfte in den Hof: „Sultan! Jetzt ſollſt dieſem fremden Herrn da draußen einmal den Weg zeigen. Huß, huß!“ Die Kette war gelöſt, die Beſtie wirbelte wolfartig durch den Schnee und ſchoß übers Thor hinaus, wo der Fremde ſtöhnend die Flucht ergriff.

„Franz! Franz!“ hatte Alban ſchon mehrmals vom Fenſter aus gerufen, „was geht vor? Was will der Mann? So laß ihn herein! Du wirſt doch den Hund nicht —!“ Im toſenden Sturm ſchien der Hausmeier

ſeine Stimme nicht zu hören, und über alles hin trieben die Wirbel des unendlichen Schnees.

Als Alban, der eilig die Treppe hinabgelaufen war, ins Freie kam und ihm der Wind faſt den Atem verſchlug, war der Hausmeier wieder bei ſeinem Schneeſchaufeln, der Hund mit wedelndem Schweif ſchnürfelte um ihn herum, und wo er mit der Schnauze im Schnee wühlte, waren Blutſpuren.

„Hätte ich ihn ſollen abfangen, Euer Gnaden? Na, habe ich mir gedacht, die Scherereien nachher, das Laufen zum Gericht. Iſt allemal zuwider.“

„Hereinlaſſen hätteſt du ihn ſollen. Wer wird bei einem ſolchen Wetter einen Menſchen mit dem Hund hinaushetzen?“

„Aber Gnaden, Exzellenz, Herr! Es iſt ja der Schorſchl geweſen!“

„War es wer immer, du laufeſt ihm jetzt nach und bringſt ihn ins Haus. Marſch!“

Na nu, da lugte der Franz einmal drein, aber nur einen kurzen Augenblick. Er merkte, daß es ernſt war und daß der gnädige Herr in der Verblendung den treuen Diener in den ſchrecklichen Winterſturm hinausſchicken konnte, um den Gauner unter Dach zu bringen.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, keuchend und ſchnaufend, und ſein Weib mußte ihm den Schnee aus dem Leibel und unter der Halsbinde hervorkratzen. Gebracht hatte er nichts. Nichts geſehen und nichts gehört. In zwei Minuten verfegt der Wind die Spuren.

Alban ſchritt durch die zwei Zimmer auf und ab. In den Öfen kniſterte das Feuer, die Uhr tickte in ewiger

Einheit fort. Das Frühstück mit dem dampfenden Mokka und der frischen Alpenbutter hatte ihm nicht gemundet, die Cigarre hatte keinen Zug gehabt. Die Stimmung war dahin. Wo steckte denn jetzt die Behaglichkeit, die Heimlichkeit? Dieses schöne, feste Haus war ja ein herzloses Unding! Es ist zu dumm! Nun aber, wäre es denn heimlicher, wenn der verdächtige Mensch im Hause weilte? Soll man denn nicht einen Tag lang sein Dasein rein genießen? Läßt die Pflicht einen Augenblick aus, so setzt das Gewissen ein und gestattet es nicht, kindlich froh zu sein, solange man in der Nähe einen Menschen weiß, der elend verkommen muß. Im Kachelofen brüllte das Feuer, es brüllte und pfiff, gleichsam der Kampf zwischen Wärme und Kälte. Der Sturm draußen, gestern noch so herrlich, heute so abscheulich. Sein Rütteln an den Fenstern und Thoren war so köstlich gewesen, erst das bange Klopfen eines Hilfesuchenden hatte diesen Wintertag zu einem schrecklichen gemacht. Er ging wieder hinab, und rasch in die Meierstube tretend, hockten sie dort beisammen, um einen Mandelkuchen und bei Obstwein.

„Franz! Sofort wirst du dich nochmals aufmachen, um den armen Menschen zu suchen!“

„Zu dienen, Euer Gnaden!“

So scharf und entschieden das erstere gesprochen worden, so kleinlaut klang das letztere.

Und recht eilig packte der Meier sich zusammen, fast so eilig und stürmisch, daß es wie Entrüstung aussah. Alban blickte ihm finster nach. Dann ging er in den Wirtschaftsgebäuden umher. Die Dienstboten liefen

heran, um ihm die Hand zu küſſen, heute wehrte er ab. — „Der, wenn er uns hereingekommen wäre!“ ſagten die Knechte und machten mit ihren Dreſchflegeln drohende Bewegungen. „Wir ſind zwar nicht bei den Soldaten geweſt, aber für unſeren lieben gnädigen Herrn ſtehen wir ſchon zuſammen, wenn ihm einer ſo an den Pelz will! Ei ja, das wohl!“

Widerwillig wendete er ſich ab und ging zum Hofthore hinaus. Das Geſtöber verſchleierte alles, und wo in demſelben auf zehn Schritte eine dunkle Geſtalt auftauchte, da war es ein Zaunpfahl oder ein Baumſtrunk. Eine leidenſchaftliche Ungeduld hatte ihn erfaßt, daß endlich der Hausmeier daherſteigen müſſe, an ſeiner Seite den armen Menſchen, der vorhin mit dem Hunde davongehetzt worden war. Der weiße Bodenſtreifen zwiſchen den Bäumen hin, das war der Weg, aber man ſank in den Schnee bis auf die Lenden, und immerfort fegte der eiſige Wind den lockeren Flaum über die Fläche hin in flatternden Schleiern, oder er wirbelte ihn ſchraubenförmig in die Lüfte, ſtäubte ihn von den Bäumen zurück. Wie kalte trockene Fluten, ſo goſſen ſie dem Manne ins Geſicht, verſchlugen ihm den Atem, verlegten ihm Augen und Ohren. Um ſich nicht ſelber zu verlieren in dieſem toſenden Schneemeere, verſuchte Alban umzukehren, da trat aus der weißen Finſternis ein dunkler Flecken hervor — ein zweiter, und die Männer waren da. Der Franz war's, aber nicht der Vagabund mit ihm, ſondern der Poſtbote vom Dorf.

„Das iſt ein Wetter!“ rief der Meier dem Herrn

zu. „Als ob's den Himmel hätte zerriſſen, ſo fliegt's niederwärts. Bei meiner Treu, ſolch einen Tag hab' ich noch nicht oft erlebt!"

„Haſt du den Mann nicht gefunden?"

„Ach du mein Gott, der ſitzt in einem hohlen Baum und lacht uns alle aus. Und wenn er liegen bleibt im Schnee —" der Lump, es iſt kein großer Schade! Das wollte er beiſetzen, erinnerte ſich aber noch rechtzeitig, es wäre der Exzellenz-Herr, mit dem er ſprach. „Gut iſt's doch, Euer Gnaden, daß ich ausgegangen bin," ſetzte er in ſtoßweiſen Worten fort, „der da hätte ſonſt nicht kommen können."

Als ſie ſich bis zum Hauſe gearbeitet hatten, entfaltete der Briefbote ſeinen Mantel, ſeinen Rock, das Wams und that ſeine Sache hervor. Ein Telegramm hatte er zu übergeben, und während es mit ſteifen Fingern umſtändlich ans Tageslicht gefördert wurde, ließ er einiges von ſeiner Wanderung vernehmen. — Vier Stunden vom Dorfe her. Über den Höhenrücken heran auf nacktem Erdboden, wo der Wind den Schnee weggefegt, aber ein Wind wie das Meſſer! Dann über Schneewächten ſtellenweiſe gekrochen, auf den Knien gegangen, eine Weile auf einem Zaun, der mit ſeinen Stangen aus dem Schnee ragt, dahingeſchritten wie ein Seiltänzer. Einmal niedergebrochen, in die Wuchten gefallen, daß der Schnee darüber zuſammengeſchlagen wie Waſſer über den Schiffbrüchigen. Und noch gedacht: Wenn ich hin bin, in Gottesnamen, wenn nur der Exzellenz-Herr das Telegramm kunnt bekommen. „Und iſt auf einmal einer über mich gepurzelt, iſt's der Franz

gewesen. Euer Gnaden, sonst wäre ich schon bei Vater Abraham. So, da hätten wir's. Na, aber schon sauber vermudelt, tausendmal Entschuldigung!"

Eine Depesche aus der Staatskanzlei.

Als Alban sie rasch gelesen hatte, befahl er dem Hausmeier: „Laß dem Boten etwas Warmes geben, er soll sich ausruhen. Du mache dich fertig, mit mir auf den Bahnhof. Ich reise ab."

Während er dann in den Zimmern seine paar Sachen zusammenthat, fiel ihm ein: Es hat doch alles sein Gutes. Trostlos würde ich sein, das Waldhaus schon heute wieder verlassen zu müssen, wenn mich nicht schon die Verdrießlichkeit locker gemacht hätte.

Mit Sorgfalt schnürte er die Bundschuhe, knöpfte die Wadenwärmer, band die Pumphosen, nestelte sich in den Pelz ein und steckte riesige Wollenfäustlinge über seine Hände. Der Franz war von seinem Weibe in alle möglichen Hosen, Jacken und Tücher eingemummt worden, aber er machte ein grimmiges Gesicht, das nur dann ins gemütlich Breite ging, wenn es dem Herrn zugewendet werden mußte.

Und hernach mit langen Stecken hinaus in die wirbelnde Welt. Man versuchte es über den Feldhang hinab. Es ging dort nicht, sie sanken bis an die Brust ein, mußten wieder zurück. Als Eismänner kamen sie in den Hof, vermieden aber die warme Stube, um nicht zu tauen und nachher in Klumpen zusammenzufrieren. Der Herr erinnerte sich an Schneereifen, die im Hause sein mußten. Sie wurden nicht vorgefunden. Also wurden runde Brettchen gemacht, mit Riemen

verſehen und an die Schuhſohlen gebunden. Das bewährte ſich. Der Schnee knirſchte unter den Scheiben, gab aber nicht zu tief nach. Die rauſchenden Bäume ſchleuderten keine Staubwolken mehr herab, hingegen dort und da einen gebrochenen Aſt. Und wenige Schritte vor den Wanderern ſauſte ein ſchwerer Tannenwipfel nieder und ſchlug ſo tief in den aufſchäumenden Schnee, daß kaum noch ein Buſch davon hervorragte. Der Schneetanz auf dem Boden war ſo heftig und betäubend, daß die Männer oft ſtehen bleiben und ſich umwenden mußten, um Atem zu fangen. Sie ſtrebten dem Thalrücken zu, wo der Schnee weggefegt ſein mußte, verfehlten aber die Richtung und kamen in die Mulden, die zwar weniger Wind, aber um ſo unendlichere Wuchten von Schnee hatten. Da war ein Weg geweſen und am Wege waren Planken und Bildſäulen geſtanden; das alles jetzt nicht da, oder in der Tiefe, und man ſchritt darüber hin. Aus dem grauen Nebel fielen und flogen immer noch die unermeßlichen Flocken und Körnchen, ſie flogen hin und her, auf und nieder und plötzlich ſtrudelte eine Schneehoſe auf, ſo hoch, daß ſie ſich im Nebel verlor und gar nicht mehr zurückkam. Die Männer hatten auf dem ganzen Wege kaum zehn Worte miteinander geſprochen, ſie pfauchten und ſchnupperten und ſchlugen häufig die Arme ins Kreuz über die Bruſt, um ſich durch ſolche Bewegung die Glieder vor Erſtarrung zu bewahren. Und dabei ſetzten ſie ſchwerfällig und breitſchrittig die Beine mit den Scheiben voran.

„Na, endlich,“ brummte Alban. Er roch Rauch vom häuslichen Herd. Das Dorf war in der Nähe. Da

bemerkte er in der Thalung einen Mann. Er ſtand am Rande des Teiches, der heute viel kleiner war, als geſtern. Die Eisränder waren weit hineingewachſen und beſchneit, und auf ſolchem Eiſe, das jeden Augenblick brechen konnte, ſtand der Mann und ſchien in den verſulzten Tümpel zu ſchauen.

Der Franz packte ſeinen Herrn am Arm, um ihn aufzuhalten: „Da iſt er! Da iſt er ja! Der Schorſchl! Ich glaube gar, der Lump angelt. Wenn es ſonſt nichts zu ſtehlen giebt, ſo ſtiehlt er Fiſche.“

In demſelben Augenblick machte der Mann am Teiche einen Sprung und ſtürzte ſich kopfüber ins Waſſer.

Mit einem Schreckruf forderte der Herr den Hausmeier auf, dem Selbſtmörder beizuſpringen.

„Für Euer Gnaden Leib und Seel'. Für den da nicht einen Hoſenknopf!“

„Halte mich an den Beinen feſt!“ Mit dieſen Worten ſprang Alban hin, legte ſich flach an den Teichrand, ſo daß faſt der Schnee über ihn zuſammenſchlug und haſchte nach dem Arm, der aus dem Waſſer auftauchte.

Wenige Augenblicke ſpäter lag der Vagabund leblos im flaumigen Schnee. Alban knetete ihm den Leib, bis aus dem Munde Waſſer hervorgurgelte, und als die blutloſen Lippen nach Luft zu ſchnappen begannen, hob er ihn auf ſeine Achſel und trug ihn durch das Geſtöber dem Dorfe zu. Als ſie bis zur erſten Hütte kamen, hingen vom Gewande, vom Haar des Ohnmächtigen Eiszäpfchen nieder, und als Alban ihn in der Kammer der alten

Häuslerin auf das Bett legte, war der Mensch ihm förmlich auf die Schulter gefroren. Die arme Frau wußte nicht, wie das denn war, daß der Exzellenz-Herr einen Toten daherttrug und ihn ohneweiters auf die große blumige Decke ihres Bettes warf.

„Habt Ihr warme Milch, Frau? flößet ihm welche in den Mund, er kommt zu sich. Pfleget ihn, es wird nicht umsonst sein.“

Während der Hausmeier nach dem Arzt geschickt wurde, stellte sich bei dem Geretteten das Leben ein. Alban gab noch mehrere Anordnungen und strebte dann dem Bahnhofe zu. In der Dorfgasse gab es wahre Schneegebirge, die manchem Hause bis ans Dach gingen. Ein altes Männlein hatte von seinem Dachkammerfenster aus ein Brett gelegt und konnte also nicht bloß selbst auf gutem, aber ungewöhnlichem Wege mit der Außenwelt verkehren, sondern auch den übrigen Insassen des Hauses, deren Thore verschneit waren, denselben vermitteln. Mit Verwunderung erblickten sie den Exzellenz-Herrn, der heute auf Schneescheiben daherkam; sie boten ihm Schlitten an und mußten sich dabei selber auslachen, weil ja keiner zu brauchen war. Unterwegs begegnete er dem Arzt, der hatte zwei Küchenkörbe an den Füßen und stapfte in denselben sehr würdig einher. „Man muß sich zu helfen wissen, Exzellenz!“ lachte er dem Herrn zu.

„Ja ja, Herr Doktor,“ antwortete dieser, „und helfen Sie nur auch dem armen Kerl, der im Rainhäusel liegt. Das Weitere wird veranlaßt werden, jetzt muß ich leider auf den Bahnhof.“

Der Fluß, der zwiſchen dem Dorfe und dem Bahnhofe ſonſt im breiten Sandbette ſich dahinſchlängelt, jetzt lag er da wie ein verſchneites Feld; ſtill rann das Waſſer unter der Schneedecke, und das Brückengeländer ragte kaum mit ein paar Schneewulſten hervor, an deren ſcharfen Kanten die weißen Strähnlein kreiſelten.

Auf dem Bahnhofe arbeiteten Schneeſchaufler, der Stationsvorſtand ſalutierte überaus ehrerbietig vor Seiner Exzellenz und meldete, daß der Eilzug über drei Stunden Verſpätung habe.

„Na alſo, dann iſt ja Zeit," ſagte Alban und begann, ſich wieder durch das Dorf zu arbeiten, bis hin zum Rainhäuſel.

„Es iſt nicht das Schlimmſte," ſagte der Arzt, der eben wieder aus der Thür trat. „Patient bedarf einige Tage der Ruhe und Pflege. Er iſt durch und durch ausgehungert und verfroren. Bis er hergeſtellt iſt, dürften ihn ja ohnehin die Gendarmen in Empfang nehmen."

Im engen, rußigen Vorgelaß des Rainhäuſels arbeitete das alte Weib. Sie brach dürre Äſte übers Knie und verſuchte, auf dem Herde das Feuer zu entfachen; es gab Rauch, aber es wollte nicht brennen. Das Weib war eine dünne Stange, an der das aſchfarbige Gewand ſchlapp niederhing. Sie war ſo nackenkrumm, daß der Kopf wie geknickt ganz vornübergeneigt war, ſo daß von der Häuslerin das Sprichwort ging, ſie ſchaue alleweil ihren Kropf an. Eine ſchwarze Haube, die an den Ohren herabgebunden war, bedeckte das Haupt, ließ aber hinten die dünnen grauen Haarſträhne nieder-

gehen, so daß es war, wie bei einem ehrwürdigen Pastorlein. Sie war sehr mißmutig und brummte, weil man ihr diesen Lumpen ins Haus gebracht habe. Solche Leute hätten ja immer ihr Vorrecht. Damit der Stinkfaule ein warmes Nest habe, nehme man einer ehrlichen Person das Bett weg. Die beste Kammerleinwand, aus der sie erst das Betttuch geschnitten, der schlechte Kerl liege jetzt drinnen, mutternackend. Sie werde gleich zum Richter gehen, der müsse ihn hinwerfen, wohin er gehöre. — In der Milch, die sie dem Kranken notgedrungen reichen mußte, war nicht gar viel Rahm enthalten, allein der Schorschl langte nach dem Topf mit krankhafter Gier und goß den Trank heißhungrig durch die Gurgel.

Nun war der Exzellenz-Herr wieder eingetreten, hatte den Schnee abgeschüttelt, sich ans Bett gesetzt und gefragt, wie es ginge. Am Ofengeländer hing das nasse Gewand, es dunstete und mürfelte durch die ganze Stubenluft. Der Schorschl sah gar verstört aus, die Wangen eingefallen, die Lippen angeschwollen, die Augen gerötet und das feuchte Haar wirr über der Stirn. Die Hände, mit deren hageren Fingern er immer die schwammige Decke über die Schulter zerrte, zitterten leise. Er antwortete nicht auf die Frage des hohen Herrn, und als dieser nochmals fragte, ob ihm sehr schlecht sei, schob er sich über gegen die Wand, barg das Gesicht in die Lappen und weinte, daß die Achseln stießen.

Alban legte ihm die Hand aufs Haupt und begann ihm so liebevoll zuzureden und zu trösten, daß der Kranke sich allmählich beruhigte und zutraulicher wurde. Sogar

einmal ein Lächeln, daß die breiten weißen Zähne hervorſtanden. Dieſes Lachen rührte faſt noch mehr, als das Schluchzen, es war ſo unbehilflich, ſo unbegründet, ſo über alle Maßen traurig. Alban begann ihn auszufragen und gebrauchte ſogar das leutſelige Du, wie er es bei ſeinen Untergebenen gewohnt war. Aber es kam nichts Rechtes zu Tage.

„Warum irrſt du ſo herum, wie ein wildes Tier?"

Der Schorſchel zuckte die Achſel.

„Warum biſt du deſertiert? Das iſt ja unſinnig. Warum weigerſt du dich, dem Kaiſer treu zu ſein, wie andere junge Leute?"

Wieder ein Achſelzucken.

„Du weißt doch, was ſie über dich ſagen! Zum Beiſpiele das vom Holzmeiſter im Schirrwald —"

Der Burſche ſchnellte von ſeinem Lager empor, ſtieß ſich die Fäuſte an die Stirn und ſtöhnte laut: „Das iſt nicht wahr! Das iſt nicht wahr!"

„Will es auch nicht glauben. Sage mir nur, was du zu thun gedenkeſt."

Er verdämmerte ſich und antwortete geſtört: „Ich weiß es nicht."

„Bei deinem Benehmen iſt es kein Wunder, daß dich die Leute verabſcheuen."

„Was thu' ich denn? Was thu' ich denn, daß ſie mich mit Hunden hetzen!"

„Weil du ſo ſonderbar biſt. Weil man dir nicht traut. Ein Fahnenflüchtiger! Er iſt unterſtandslos, kommt ins Elend, iſt zu allem fähig."

Jetzt wendete ſich der Burſche gegen Alban, faltete

die Hände und flehte mit bebenden Lippen: „Herr, verlassen Sie mich nicht!“

„Warte nicht auf die Schande, bis sie dich einführen. Kehre freiwillig zurück zum Regiment.“

Und der andere nach einer Weile gedämpft, apathisch: „Meinetwegen. — Totschießen. — Dann ist's aus.“

„Totschießen? Thörichter Junge. Es soll dir womöglich nichts geschehen, ich will ein Wort für dich sprechen.“

Da weinte jener still vor sich hin, er konnte es nicht glauben.

Nachdem der Exzellenz-Herr sich manches notiert und die Alte in der Küche durch eine Handlange zur Nächstenliebe für den armen Burschen gestimmt hatte, war es Zeit, an die neuerliche Erstürmung des Bahnhofes zu denken. Eine Erstürmung, anders konnte das Vordringen über die vom Sturm verteidigten Schneewälle kaum genannt werden. Auf dem Bahnhofe pustete eine Maschine mit dem Schneepfluge heran, der vom Geleise die flaumigen Wuchten zerteilte und nach beiden Seiten in die Lüfte stäubte. Wenige Minuten später rollte der Eilzug daher. Der Stationsvorstand begleitete Seine Exzellenz in den telegraphisch bestellten wohldurchwärmten Salonwagen, wo die winterliche Vermummung sofort in das Nebengelaß gegeben wurde. Und so ging es wieder der Residenz zu, an den Regierungstisch, wo es allerdings noch weit größere Unebenheiten zu schlichten gab, als im winterlichen Waldlande.

Als an den Spiegelscheiben des Coupees die Eisblumen in zuckenden Wassertropfen niederrieselten, flutete blendendes Licht herein. Der Sturm hatte den Nebel aufgesogen, die Wolken gelöst. Über den weiten glatten Schneeflächen des Thales und über den weißen Kuppen der Berge leuchtete heller Sonnenschein. Und auf diesen Flächen zuckten und blitzten Millionen winziger Funken.

Alban zog eine Visitkarte hervor und schrieb mit dem Stifte einige Zeilen an seinen Freund, den General.

* * *

Ein Herrschaftswagen mit Gummirädern glitt über den glatten Wiesenweg dahin und sein aufgeschlagenes schwarzglänzendes Kobeldach strich manchmal an die Erlen und Weiden, die am Sträßlein standen und sich nachdenklich wiegten und wunderten ob des vornehmen Gefährtes. Sonst hatte der Exzellenz-Herr sich gar nicht, oder von einem einspännigen Steirerwäglein am Bahnhof abholen lassen. Diesmal hat er diese standesgemäße Pracht mitgenommen von der Residenz her. Das war dem Gaste zulieb. Zu seiner Rechten saß der General mit dem roten, bewaffneten Gesichte; denn der braune Schnurrbart dieses Mannes stand nach beiden Seiten in langen Spießen hinweg und das tiefliegende Auge blickte so verwegen und finster aus in die sommerlich sonnige Landschaft, als ob er sie ohne Pardon mit Krieg überziehen wollte. Er gab bereits Feuer, blies in die Cigarre, daß sie sprühte. Auf dem breiten Bocke saß der Kutscher, der mit Zungenschnalzen

die flinken Rößlein leitete. Neben dem Kutscher saß in blauer Uniform der Bursche des Generals; er blickte mit stolzerregtem Antlitz in die Landschaft, und wenn auf den Wiesen die Heuer ehrerbietig grüßten, fuhr er mit der Hand an die Mütze und nickte mit dem wohlfrisierten Kopf, als ob es lediglich ihn anginge. Als noch dazu der frische Heuduft an seine Nase kam, war's ihm zum Jauchzen — aber das darf man ja nicht, wenn der Herr General vorhanden ist!

Allmählich wurde das Sträßlein ein Hohlweg, der zur Linken den buschigen Wiesenrain, zur Rechten den kühlschattigen Waldhang hatte. Und in diesem Hohlweg gab es ein Hemmnis. Ein schweres Fuhrwerk mit geschälten Lärchblöcken war entgegengekommen und dem galt es nun auszuweichen. Zuerst wurde natürlich geflucht, hier vom Kutscher, dort vom Holzfuhrmann — das änderte aber rein gar nichts an dem Zustande; so sprangen die Männer aus dem Wagen und mit Hilfe des Holzfuhrmannes, der im Erkennen des Gutsherrn außerordentlich artig geworden war, leiteten sie die Pferde und huben den Wagen hoch an den Rain empor, daß die Blockschlarpfe vorüberkonnte. Der blaue Bursche hatte das Mithelfen der Herrschaft verhindern und den Wagen mit untergestemmter Achsel allein heben wollen; er strauchelte. Das ganze Zeug wäre auf ihn gefallen, wenn die anderen nicht rasch zugegriffen hätten.

„Ungeschickt, Georg! Übereifer taugt nicht!" diesen Verweis brummte der General.

Als es steil anging und die Männer ausgestiegen waren, machte Alban seinen Freund aufmerksam auf

die Himbeersträucher, an welchen die Äste in Bogen niederhingen, schwer belastet von den roten Körbchen, die wie aus lauter Purpurperlen zusammengesetzt waren.

„Ja ja," brummte der General und brannte sich eine frische Cigarre an.

Na, dachte Alban, man kann sich ja auch mit etwas anderem unterhalten.

„Daß ich dich frage, Fritz, wie bist du mit deinem Burschen zufrieden?"

„Ein prächtiger Junge, nur etwas —"

„Dumm?"

„Dumm nicht, aber einfältig."

„Na, das ist ja standesgemäß," lachte Alban.

„Mir auch lieber als der durchtriebene Kerl, den ich vor ihm gehabt. Der hat mich täglich bestohlen, jedoch mit so feiner Manier, daß ich immer gedacht: Lump, diesmal noch Gnade. Auch die Intelligenz will estimiert sein." Schreckbar finster blickte der General bei diesen Worten drein, da huben die Schnurrbartspitzen zu gaukeln an, weil darunter die Mundwinkel zuckten. Anders hatte den alten Soldaten noch niemand lachen sehen. Dann stieß er sich die Kehle locker und sagte: „Den Kerl, den Georg, muß ich strafen, weil er sich alles gefallen läßt und blöde dreinglotzt."

„Du meinst doch nicht, daß er seinem Herrn widersprechen soll?"

„Ja, das soll er. Wenn ich sage: Georg, wo ist die eine Flasche Rheinwein? Die hast du ausgesoffen! Kreuzteufel noch einmal, da hat er mir zu antworten: Herr, das ist nicht wahr! — Denn es war nicht wahr,

ich vergaß nur, ſie noch ſelber getrunken zu haben. Der Tölpel ſchwieg, ſo ſetzte es zwölf Stunden Arreſt.“

Sie waren auf die Anhöhe gekommen. Das weite Thal lag da, ſonnig und lachend. Grüne Wieſen, gelbe Felder, braune Brachen in unzähligen Vierecklein hin und hin, daß es ausſah wie ein Schachbrett. Dazwiſchen die Raine mit Büſchen und Bäumen, die Einzelhöfe mit den Obſtgärten, und Dörfer, deren Bretterdächer wie Silberblättlein in der Sonne glitzerten. Dann die weißen Fäden der Straßen, die Windungen der Bäche mit ihren Waſſerblitzen. So das Thal. Und hinter demſelben der Bergwall mit dunkelndem Wald und kahlen Almkuppen. Alles ſcharf und klar; aus dem Hintergrunde eines Seitenthales ſtand ein winziges Silberzinklein auf — die Hochſpitze des Grauen Zahns, die an zwei Tagereiſen ferne war. Und darüber das unendliche Äthermeer des Himmels mit den leichten, wolligen Wölklein, die ſich nie vor den funkelnden Sonnenſtern ſtellten, weil ſie, ihm nahekommend, ſtets in eitel Licht zerfloſſen.

Alban betrachtete mit Behagen dieſes Bild, das, ſo licht es war, die Augen nicht ſchlug, vielmehr erquickte.

„Nicht wahr,“ ſchmunzelte er mit Stolz, als ob er es ſelbſt ſo gemacht hätte. War es doch ſeiner Kindheit Welt, in der er ewig jung blieb. „Nicht wahr, das iſt ſchön?“

„Ja, ja,“ murmelte der General, brannte ſich eine friſche Cigarre an und fuchtelte mit dem brennenden Streichhölzchen in der Luft herum: „Dieſe verdammten Gelſen!“

Denn ringsum, zu Häupten und zu Füßen, an den Bäumen und auf der Matte, überall ein summender Tanz der Mücken, Fliegen, Falter und Käfer. Nicht ein Kräutlein stand am Wege, auf und unter welchem nicht hundertfältiges Leben wob, so daß Alban bei jedem Schritt achten mußte, kein Käferlein, kein Ameislein zu zertreten. Er, dessen Hand im Staatsgetriebe manche Menschenexistenz zermalmen mußte, scheute sich, einen Wurm zu vernichten. Wohl, er vernichtete täglich Millionen von Lebewesen, wenn er den Acker brachen und das Gras mähen ließ. So ist ja die Welt einmal eingerichtet; allein mutwillig auch nur die geringste Kreatur zu zerstören — das war ihm nicht gegeben.

Nun stand er still und machte den Genossen auf den Duft des reifen Kornfeldes aufmerksam.

„Ich rieche nichts," brummte der General und qualmte Cigarrenrauch aus. Dabei wollte er immer die braune Tuchjäcke bis an den Hals hinan zusammenknöpfen, sie war aber nicht dazu eingerichtet und deshalb fluchte er über den Zivilanzug, der einem schlapp niederhinge, wie der Fetzen an einer Krautscheuche.

Jetzt kamen vom Felde die Schnitter heran, fast laufend, wie die Schäflein dem Hirten zuspringen, um ihm das Salz aus der Hand zu lecken. Sie küßten dem heimkehrenden Herrn die Hand, den Arm, den Rockflügel, alles in heiterer Demut.

„Pfui Teufel!" knirschte der General.

Fast zuletzt kam der Hausmeier, die Sichel unter dem Arm, heran. Er war heute der Fleißigste.

„Hab' gemeint, Euer Gnaden, daß ich gar nicht ent-

gegenginge, weil das Kornschneiden so viel g'nötig ist. Heuer steht's wieder einmal passabel und da muß man zugreifen. Küß die Hand, Euer Gnaden! Und gut ausschauen, daß es schon eine Freud' ist!" Er machte ein ungeheuer treuherziges Gesicht.

Als sie sich wieder an die Arbeit begeben hatten, sagt Alban vom letzteren: „Das war mein Franz, der Hausmeier."

„Das ist eine Kanaille!" antwortete der General.

Alban war die rauhe Art des alten Offiziers zwar gewohnt. Jetzt lugte er ihn aber doch etwas beklommen an und sprach: „General, mir scheint, du kommst als Feind!"

„Ist meine Schuldigkeit!" knurrte dieser, und seine Schnurrbartspitzen gaukelten.

Nun stand auf der Anhöhe das Herrenhaus. In seinem lichtbraunen Holzbau hob es sich gut ab von dem dunkelgrünen Wald im Hintergrund. Zwei üppigbuschige Lindenbäume beschatteten einen Teil des Gebäudes; die Meierin war just dran, Blumenbeete zu jäten und die Kinder waren just dran, mit ihren behendigen Beinchen die Blumenbeete zu zerstampfen. Der General schritt an allem mißmutig vorüber, und als Alban ihn in das bereitete Zimmer geführt hatte, ließ er sich schwer in den Lehnstuhl sinken und schnob auf: „So, da sitz' ich. Und da bringt mich sobald kein Teufel fort. Weder ein schwarzer, noch ein weißer."

„Aber im Speisezimmer ist der Imbiß aufgetragen."

„Na, hast was, so bring's."

„Und ſpäter will ich dir meine Wirtſchaft zeigen,“ ſagte der Gutsherr.

Der Alte ſchoß einen wütenden Blick auf ihn und raſchelte dann die Worte hervor: „Junge, nu will ich dir mal was ſagen. Laß mich zufrieden. Scheunen, Ochſen und ſonſtige Vieher — ich verſteh' nichts davon. Ich bleibe hier“ — er hieb mit der Hand auf den Eichentiſch, „dahier auf dieſem Platz ſitzen, bis meine Uhr abgelaufen iſt. Sorge für ſtabilen Trunk und leidliche Cigarren.“

„Soll nichts mangeln, Freund. Nur ſollſt du doch die landſchaftliche Natur ein bißchen —“

Brutal unterbrach ihn der General: „Exzellenz! Bleib' mir hübſch mit der Natur abſeits. Hab' Natur genug im Leibe für den perſönlichen Gebrauch. Man will auch mal ſein Leben genießen.“ Und er ſteckte ſich eine Cigarre an.

Das mag nett werden, dachte Alban. Er hatte ſich darauf gefreut, mit dem alten Freunde die Wälder zu durchſtreifen und auf Berge zu ſteigen. Und nun ſoll er am Ende dieſe Sommertage in der dunklen Kammer verſitzen und mit dem Gaſte Tarock ſpielen. — Bah, wofür iſt man Diplomat, wenn nicht, um das bißchen Militär herumzukriegen.

Mittlerweile war der Wagen nachgekommen, und während der Franz dem Kutſcher Pferdeſtall und Haferkammer anwies, meldete Georg ſich bei ſeinem Herrn, der Befehle gewärtig.

„Ich brauch' dich nicht. Marſch!“ herrſchte ihn der General an, doch noch von der Thürſchwelle rief er

ihn zurück: „Georg! Komm, stell' dich mal da her. Bist ein braver Kerl, so weit. Wie mich dünkt, bist du in dieser Gegend zu Hause. Noch Mutter da? Nicht. Na, dann nicht. Morgens und abends wirst du in meiner Nähe sein. Die übrige Zeit Urlaub. Lauf' dich aus, Kalb."

„Dank gehorsamst."

„Und mach' keine Dummheiten."

Nun ging es dem blauen Burschen einmal gut. Braten und Bier. Federbett. Und als Respektsperson wurde er behandelt, sogar vom Hausmeier und dem Sultan an der Kette. In blaues Kommißtuch schnappen? Nein, dafür sind wir zu patriotisch. — Aber schon am nächsten Tage bemühte er sich, eine Dummheit zu machen. Auf dem weißen Kies des Parkweges ging er dahin und durch den Gadern hinaus auf den holperigen Waldsteig. Dort war ihm heimlicher, dort gab es manche Stelle, wo er verlassen und verstoßen gelegen war, gehungert hatte und verzweifeln wollte. Im blauen Kaiserröckel, mit gesättigtem Magen und flinken Gliedern über solche Stellen dahinzuspazieren, das machte ihm jetzt ein besonderes Vergnügen. Und dabei fiel ihm allerlei ein. An der Lichtung verlor sich der Fußsteig im hohen Strauchwerk, und dort drüben am sonnigen Haug sah er sie plötzlich, an die er gedacht hatte. Sie war barfuß und barhaupt, hatte ein kurzes, graues, flickiges Kittelchen an und bückte sich, um Erdbeeren in ein Körbchen zu pflücken. Als sie jählings den blauen Burschen sah, lief sie davon. Im Geschlinge fiel sie hin, verschüttete Erdbeeren und war abgefangen. Der Bursche faßte sie

mit festem Arm um die Mitte, wollte sie aufheben, sie klammerte sich trotzig ans Gestrüpp, versicherte mit hellem Stimmlein, es nicht mehr zu thun und weil er trotzdem nicht ausließ, so wollte sie ihm in die Hand beißen.

Das verhielt sich nämlich so: Der herrschaftliche Hausmeier hatte den Leuten das Beerenpflücken und das Pilzesammeln verboten, und seither fand das rothaarige und blauäugige Kohlenbrennerkind, daß die Erdbeeren besonders süß sind, ging hin und pflückte ihrer am Hange.

„Was ist denn das für ein diebisches Mädel!" lachte er. Da erkannte sie seine Stimme. Die Lust zum Beißen verging ihr, aber noch ärger erschrocken war sie, in die Hände des Vagabunden gefallen zu sein.

„Schorschl, um Gotteswillen, laß mich aus!" ächzte sie und suchte sich ihm zu entwinden. Und merkte es noch nicht, daß sie in Gewalt der Armee lag, sie hatte nur den einen Gedanken: Er bringt mich um!

Der Georg setzte sich zu ihr und hielt sie fest umschlungen. „Agathl," sagte er schalkhaft, „jetzt soll noch einer sagen, wir zwei passen nicht zusammen. Gestern hab' ich gestohlen, heut' stiehlst du!"

„Das ist nicht wahr!" begehrte sie heftig auf. „Gestohlen ist das nicht, was frei wachst im Wald. Stehlen thu' ich nicht!"

Nun wurde er ernsthaft und sagte: „Siehst du, wie weh es thut! Sonst hab' ich auch nichts genommen, als was frei im Wald wachst, und hast mich doch einen

Dieb geheißen, noch im vorigen Winter, unten im Kohlenbarren."

„Das haben alle gesagt!"

„Am meisten weh gethan — — hat's mir von dir." Diese Worte waren herausgewürgt, als ob ihm schon der Strick um den Hals läge.

Jetzt erst bemerkte sie seine Uniform.

„— Wie schaust denn du aus?"

„Gelt!"

Dann erzählte er, was er durch die Fürsprache des Exzellenz-Herrn geworden war. Der Leibbursche des Generals. Wie gut es ihm gehe. Daß er Urlaub habe und eben aus sei, um im Wald schöne Erdbeermädeln abzufangen. — Er brauchte sie nicht mehr so fest zu halten, sie blieb auch so sitzen. Bald kamen sie überein, selbander aus dem Binsenkörbchen Erdbeeren zu naschen, die sie auf der Flucht nicht verschüttet hatte. Dabei betrachtete sie ihn heimlich, und wie ganz anders er ihr vorkam, als früher. Der dunkelgrüne Halsaufschlag mit dem weißen Gratel darüber. Unter der Mütze standen an den Ohren ein paar kecke, glattgestrichene Lockensechser hervor. Das Schurrbärtchen leicht aufgeramt, die Zähne gepflegt. In den kleinen tiefliegenden Augen lag ein ernsthafter Schatten, der aber jeden Augenblick durch einen munteren Blitz unterbrochen wurde. Die Wangen rot, die Lippen voll, etwas wulstig, weniger geneigt zum Sprechen als — zu was anderem.

„Wie du aber jetzt ausschaust!" sagte das Mädel frohgestimmt. „Im vorigen Jahr hast nicht so gut ausgeschaut."

„Meine liebe Agathl," antwortete er, „dazumal iſt's mir wohl hölliſch ſchlecht 'gangen. Iſt's mir ſchon immereinmal vorgekommen, es kunnt nicht ſein! Und wie nachher das Gered' iſt, du weißt eh, daß ich ſchlecht worden wär', da iſt mir wohl der Gedanke 'kommen: Jetzt iſt's ſchon alles eins!"

„Wer das Gerede nur kann aufgebracht haben!"

„Du, das möcht ich ſelber wiſſen. Ich hab' immereinmal gedacht, daß ich keinen Feind hätte. — Der Hausmeier beim Grafen" —

„Was iſt's mit dem?"

„So viel ich mir reimen kann, geht's von dem aus. Aber wenn ſie mich bei den Füßen aufhängen und wenn ſie mir's mit der Zang' aus dem Mund ziehen wollten, ſo könnte ich's nicht ſagen, warum der Hausmeier ſo gegen mich iſt."

„Es wird halt doch was zwiſchen euch ſein."

„Mein Gott, ſchon auf der Schulbank haben wir uns gerauft; warum, das weiß ich nimmer."

„Wer iſt denn der Stärkere geweſen?" fragte das Mädel.

„So viel mir noch im Kopf iſt — allemal ich."

„Na, vielleicht iſt's deswegen."

„Meinethalb. Was kümmert mich dieſer Franz! Die Welt iſt weit, jetzt gehen wir uns nimmer ins Gai. Aber dazumal, wie er ſo über mich gelogen hat und ihm alle geglaubt haben, bin ich wohl der Schwächere geweſen. Na, gelogen, das will ich nicht einmal ſagen; es iſt überall umgegangen gegen mich, weil ich Dummheiten gemacht hab'. Aber ſie haben Schlechtigkeiten daraus ge-

macht und der Hausmeier hat's weitergeſagt, als ob er dafür bezahlt worden wär'. Und wohl auch viel dazugemacht. Dirndl, da bin ich verzagt geweſen. Es hätt' wahr werden können! Damals, wenn mir einer wär' untergekommen! Du! ich ſag' dir's trutz!"

Das Mädel verſtand recht gut, wie die unklare Rede gemeint war. Er deutete an, wie der Exzellenz-Herr ihn habe gefunden im Schnee. „Denn ſeine Gutheit hat mich aufgeweckt. — Und jetzt, Dirndel," ſprang er über, „jetzt bin ich munter!"

Sie ſuchte ihn zurückzutauchen und erzählte, wie es ſchon aufgekommen ſei, woran der Viehhändler zugrunde gegangen war und die anderen.

„Daß ich's nicht war, weiß ich eh'," antwortete er. „Und du wirſt mir's jetzt wohl auch glauben."

„Glaub' dir's ſchon. Aber — biſſel ein Spitzbübel biſt doch."

„Da haſt recht."

Jetzt dämmerte er ſo ein wenig vor ſich hin, und plötzlich:

„Sakerments-Mädel, dich hab' ich gern!"

Sie wollte ſchnell aufſtehen und davon eilen, doch ihre Beine hatten ſich ſo arg im Schlinggewächſe verfangen, daß er nachhelfen mußte. Sie fand, daß er es ſehr ungeſchickt beſorgte, ſo daß die Umſtrickung eine noch größere ward. Dabei war vom Heiraten die Rede.

„Agathl, ich nehm' dich allemal!" ſagte er.

„Und ich mag dich erſt, bis du General biſt."

„So lang' zu paſſen, Dirndel, das möcht' ich nicht raten. Weißt, an ſo einem General iſt eigentlich nicht

ſo viel, als der Ruf geht. Sie ſagen, ein Feldwebel, oder ſo herum, wär' für ein Mädel geſcheiter."

„Jetzt laß mich aber einmal aus, daß ich heimkomm'!" Allzuſcharf war das nicht geſprochen. Er entgegnete: „Muß es gleich ſein — das Heimgehen?"

Und ſie: „Freilich wohl ſollt's gleich ſein."

Und er: „Ein biſſel wird's wohl Zeit haben."

„Und ſie: „Meinſt?"

Und er: „Denk' wohl."

Und ſie: „Was denkſt dir denn?"

Er ſchwieg.

Waren kaum eine halbe Stunde beiſammen und wußten ſchon nichts mehr zu reden. —

Der Exzellenz-Herr ging langſam über ſeine Wieſen und Felder. Den Stock mit dem Elfenbeingriff ſtieß er mit ausgeſpanntem Arm ſcharf in die Erde. Er war ärgerlich über mancherlei. Die Poſt hatte unangenehme Geſchichten gebracht. Es klappte wieder einmal im Staate nicht. Es war neuerdings — na, er wollte gar nicht daran denken, hier war er Landwirt und nichts anders. Nun hatte er ſich wirklich ſchon darauf gefreut, ſeinem Freunde, dem General, Haus und Hof, Wald und Au zu zeigen und allerhand Merkwürdigkeiten. Und hockte der Alte Tag für Tag auf ſeiner Stube wie angeleimt. Allerdings war's bekannt, daß er ein Barbar war, aber dieſes Landhaus, dieſe Wälder und Berge, dachte Alban, würden es ihm doch anthun. Nun ſtreichen die herrlichen Sommertage dahin, er ſitzt im Lehnſtuhl, trinkt braunes Bier und raucht Cigarren und öffnet nicht einmal ein Fenſter, daß der Geſtank hinaus und die Waldluft

hereinkönnt'. Und knurrt, wenn der Hausherr nicht immer bei ihm ſitzt mit den Spielkarten.

Die Leute waren ſehr emſig bei der Arbeit, wenn der Gutsherr neben ihnen ſtand und zuſah. — Auch der Georg arbeitete mit im Heu, oder im Korn. Das Kohlenbrennermädel mußte denn endlich doch einmal heimgegangen ſein, ſo war ihm langweilig. Spazierengehen mag der Menſch nicht immer, daher langte er nach der Gabel oder nach der Sichel und that luſtig mit. Er packte nicht übel an. Da trat einmal der Hausmeier zu ihm, nahm ihm die Heugabel aus der Hand und ſagte: „Dich brauchen wir nicht."

„Warum ſoll der Burſche nicht mithelfen?" fragte der Exzellenz-Herr, der gerade dazu gekommen war. „Er macht's ja gut. Er macht's beſſer, wie manch' anderer."

„Die Leut' verdirbt er mir, Euer Gnaden," antwortete der Franzl und ſetzte mit wichtiger Miene dazu: „Bei dem weiß man nie, was er im Sinn hat. Wohl, wohl, Exzellenz-Herr, die Leut' lernt man erſt kennen, wenn einer jahrelang mit ihnen zu thun hat. Ja, wenn unſereiner nicht aufpaſſen wollte, Tag und Nacht — niemandem darf man trauen, heutzutage."

Alban blickte dem Hausmeier ſcharf ins Geſicht, was dieſer aushielt, ohne ein Zucken zu thun. Dann ging er ſeines Weges. Heuſchrecken hüpften über ſeine glänzenden Stiefel, ob er ihrer tottrat, heute achtete er nicht darauf. —

Am nächſten Tage, der wieder ſehr heiß geweſen, ward es gegen Abend unruhig in der Luft. Die Bäume

wußten noch nichts davon, allein die Gräſer zuckten, die Heuhalme tanzten und der Staub des Weges wirbelte in kleinen Kreiſen. Es ging ein feuchtwarmer Föhn und der Himmel wurde ſachte grau und finſter.

Die beiden Herren ſaßen beim Tarock und die Kerze, ſonſt nur zum Anbrennen der Cigarren vorhanden, legte an die Wand ein rötliches Licht.

Alban warf das Blatt auf den Tiſch und ſprach: „Es ſcheint, daß Regen kommt. Will nachſehen, ob ſie mit den Garben fertig ſind.“

In demſelben Augenblick ſchlug im Dachgelaß ein offenes Fenſter zu, ſo heftig, daß die Scheiben niederklingelten an der Wand.

„Was zum Satan!“ knurrte der General und ſtand von ſeinem Lehnſeſſel auf.

„Willſt du mich begleiten?“ fragte Alban, ſetzte aber bei: „Nein doch, bei dieſem Wetter. Bleib' in der Stube, Fritz, ich komme bald wieder.“

„Wie meinſt du?“ fragte der General mit ſchiefem Blick. „Bei dieſem Wetter? Bin ich ein Pfründner? Mein Lieber, da ſind wir andere Sachen gewohnt.“ Er ging mit hinaus und Alban freute ſich heimlich der gelungenen Liſt. Nicht häufig ſchien derlei zu glücken. —

Sie gingen die Anhöhe hinauf bis zum Waldrande, wo eine Sitzbank war. Von dort aus konnte der Gutsherr Hof, Feld und Wieſe überſehen. Das Heu lag noch flach hingeſtreut, die Garben waren nicht heimgebracht, ſie ſtanden in Schöbern und die Leute hatten ſchon Feierabend gemacht. Die Meierin kochte das Nachtmahl, der Rauch des Schornſteins legte ſich träge aufs Dach

nieder und glitt an denſelben in den Hof hinab. Der Halter brachte die Herde in den Stall. Alban gab dem Viehknecht gemeſſene Aufträge: Friſche Streu ſchütten, die Haut ſtriegeln, die Salzkleie zum Abendimbiß für Kühe und Kälber. Sein ganzes Weſen war erfriſcht, als er ſo für das liebe Vieh ſprechen konnte und gern hätte er den General in die Angelegenheit verſtrickt. Dieſer puſterte, er ſuchte ſich ein Haar oder ein Splitterchen herauszupuſtern, das angeblich in einem Winkel des Gaumens kleben mußte. Dann ein kräftiger Fluch, gut war's. Alban ſchwieg und ſchaute hin. Weit draußen im Thal, auf der Straße ſtiegen weiße Staubwolken. An mehreren Berghöhen hatte ſich Nebel niedergeſenkt. Von einer Kapelle her in getragenen Stößen kam das Klingen eines Glöckleins. Wetterläuten, obſchon noch kein Blitz zu ſehen, kein Donner zu hören war.

„Jetzt möchte ich nicht gerne durch den Wald hinauf gehen," bemerkte Alban.

„Warum denn nicht?" ſchnaufte der General.

„Na, ich danke ſchön! Wenn plötzlich der Sturm kommt und bricht die ſtärkſten Stämme!"

Der Alte bog ſeinen Ellbogen aus, daß Alban ſich einhänge: „Komm, Kindlein, wir wollen in den Wald hinauf."

Na, ſo hatte der Gutsherr ſeinen Gaſt endlich dort, wo er ihn haben wollte, in der freien Natur, im Walde, wo er ihm das junge Tannicht und die alten Fichten und Lärchen zeigen konnte.

„Von den Lärchen leider nur wenige, aber ſie ſind über hundert Jahre alt."

„Ja ja. Hundert Jahre. Eine lange Zeit. — Sage, Alban, haſt du noch einen Glimmſtengel in der Taſche?“

Sie gingen durch ſchütteren Anwachs hin. Alban freute ſich der langen Triebe, die dies Jahr das junge Beſtände wieder angeſetzt hätte. „Mindeſtens einen halben Meter das Jahr wachſen ſie himmelwärts.“ Ein Wildhuhn flatterte auf, ſo plötzlich, daß beide Männer erſchraken, ſogar der Feldherr.

„Den Spuk möchte ich totſchießen,“ brummte er.

„Ja, das eine fehlt mir zum richtigen Landjunker,“ ſagte Alban. „Ich bin kein Jäger. Dieſen Spaß verſtehe ich nicht.“

Während er es ſagte, glitt er aus und fiel hin. — Selbſt auf weichem Moos könnte man ſich eine Rippe brechen! Wie einer nur ſo straucheln kann! — Sie unterſuchten den Boden und fanden einen friſch abgeſchnittenen Baumſtock, einen harzenden Lärchenſtock, der mit Moos dünn bedeckt geweſen und auf deſſen Fläche der Gutsherr ausgeglitten war.

Er ſtutzte. „Was iſt das? Es ſind ja wohl keine Lärchen gefällt worden?“

„Müſſen doch, müſſen doch!“ ſagte der General. „Sonſt hätten uns ſchwerlich die Blöcke begegnen können, unten im Hohlweg. Erinnerſt du dich?“

Alban ſchaute nachdenklich auf den tiſchbreiten, rötlichen Stock und murmelte noch einmal: „Was iſt das?“

„Kanaille!“ knirſchte der General. —

Jetzt war's lange Zeit ſtill und ſie gingen „im Wald ſo für ſich hin.“ Sie kamen an ein Moor, wo Binſenbüſchel ſtanden mit ihren weißen Wollenfähnchen.

„Hier iſt wohl der Platz, wo du die Quelle für einen Hausbrunnen fangen willſt?“ fragte der General.

Alban zuckte die Achſeln.

Sie kamen an Erlgeſtrüpp, an welchem die grünlichen Samenzäpfchen hingen.

„Hierher gehört Feuer. Roden!“ ſagte der General.

Alban zuckte die Achſeln und durchbrach mit langen, derben Schritten das Geſträuche.

Sie kamen an eine Almblöße. Tief unten lag das weite, dämmernde Thal. Alles war ſtill und kein Zweiglein regte ſich an den Schirmtannen. Unter dieſen Tannen ſtand ein Heuſchoppen. Das Dach hatte Lücken und etliche Bretter waren zu halb herabgerutſcht über den Dachrand.

„Da drin wird dein Franz das Almheu aufbewahren,“ ſagte der General und ſeine Schnurrbartſpitzen gaukelten ſtark. Mit einem Armſtoß öffnete er die angelehnte Lattenthür, wohl, um ſich ein wenig am faulenden Heu zu ergötzen. Aber — den Fuß ſchon zum Überſchreiten der Schwelle gehoben, blieb er einen Augenblick unbeweglich, denn drinnen war ein Geräuſch.

Er guckte hinein: „Pardon, da will ich nicht ſtören!“ Zog die Thür hinter ſich zu, eilte, Alban mit ſich fortzerrend, thalwärts. Der Schnurrbart gaukelte heftig, zuerſt die eine, dann beide Spitzen.

Als ſie unten am Raine des Gemüſegartens entlang gegen das Gehöft ſchritten, in der Abenddämmerung, da wetterleuchtete es von allen Seiten her. Aber es donnerte nicht, es war ſtill, keine Grille zirpte im Graſe.

Alban blieb ſtehen und faßte den General an den vorderen Rockflügeln, daß er auch ſtehen bleibe.

„Lieber Freund," ſagte er mit einer faſt feierlich klingenden Stimme, „ich habe dir etwas mitzuteilen. Ich nehme meine Entlaſſung."

„Wie? deine Entlaſſung, ſagſt du?" entgegnete der Alte und brannte ſich eine Cigarre an.

„Ich will erſt einmal lernen, ein kleines Landgut zu bewirtſchaften, bevor ich es verſuche, ein großes Reich zu regieren. Es ſcheint, dahier ging ich ab und dort war ich nicht am Platz."

„Nein," ſagte der General, „wirklich nicht. Für einen Staatsminiſter biſt du — ſagen wir — zu gut. Du behandelſt das Vieh wie Leute, das ſchadet nicht. Aber du ſollteſt auch Leute wie Tiere behandeln. Die Beſtien. Das muß regieren!" Mit dem Handballen machte er einen Stoß nach der linken Seite hinab, aber es raſſelte nicht. Am Zivilgewand fehlte der Säbel, nach ſeiner Meinung der wichtigſte Teil eines Staatsmannes. —

Am ſelben Abende hatten die beiden Herren nicht Tarock geſpielt, ſondern ein angelegentliches Geſpräch geführt. Sogar der alte Säbelraſſler ſprach wie ein Menſch.

Am nächſten Morgen wollte es nicht licht werden. Die Dämmerung dauerte ſo lange, bis Alban auf die Uhr blickte, ob es denn nicht ſchon die ſechſte Stunde ſei. Wie von einer Tarantel geſtochen fuhr er aus dem Bette, denn es war die achte. Und draußen — Regen, unendlicher Regen. Aus dem Nebel, der alles einhüllte,

ſickerte es dicht und zart, wie Tau. Die Dachrinnen plätſcherten, die Dächer, die Bäume und Sträucher troffen ohne Unterlaß. Über den Hof in Kreuz und Krumm rieſelten die grauen Bächlein. Die Fenſterſcheiben waren angelaufen und als ſie geöffnet wurden, ſtrömte kühler feuchter Hauch herein, den der General ſofort mit einer guten Cigarre räuchern zu müſſen glaubte.

Alban ging hinab in das Wirtſchaftsgebäude, da hörte er von großen Regengüſſen in der Nacht, und wie es in den hinteren Gegenden noch ärger niedergegangen ſein müſſe, denn im Thale gebe es ſchon Hochwaſſer. Alban ſtellte den Hausmeier zur Rede, weshalb die Jauche des Stalles wie ein Bach auf den Weg hinausfließe?

Da dachte der Franz: Na, das wäre was Neues, daß man ſich in alles dreinreden laſſen ſoll. Es ſcheint, ich werde ihm einmal das Wilde herabräumen müſſen. — „Euer Gnaden," ſagte er vernehmlich, „ich kann nichts dafür, daß der Regen naß iſt und die Jauche davonſchwemmt."

Auf dieſes Wort ſtand der Gutsherr einen Augenblick ſtill wie ein Pfahl und blickte den Meier an. Nicht etwa zornig, nur verwundert. Dann ſagte er ganz gütig: „Franz, komm in einer Viertelſtunde auf mein Zimmer."

Jetzt war dem Franz etwas unbehaglich. — Regenwetter. Da werden die vornehmen Herrſchaften halt manchmal ein biſſel gichtiſch. Man muß Geduld haben. Als er dann in das große Zimmer trat, wo die breiten Eichenmöbel waren und wo die Schwarzwälderin laut

tickte, ſtand der Exzellenz-Herr am Tiſch und hielt ein Paketchen Papier in der Hand.

„Franz," ſagte er — ganz leiſe ſagte er es — „Du haſt aus dem Walde Lärchenſtämme verkauft!"

Der Hausmeier, der ganz ſtramm mitten im Zimmer ſtand, zuckte mit keiner Wimper.

„Lärchen — ei ja ſo. Ich wollte Euer Gnaden eben davon ſprechen. Sie waren — ſie ſind nämlich morſch geweſen. Der Borkenkäfer —."

„Der Borkenkäfer in Lärchen!" ſagte der Herr ſehr gedehnt, aber mit einer Tonhebung, die mindeſtens drei Ausrufungszeichen hatte. Und dann ſehr gelaſſen, faſt gemütlich: „Deiner Familie wegen thut es mir leid, Franz. Du biſt von heute an abgedankt. Da ſind deine Papiere mit dem fälligen Lohn. Binnen längſtens vierzehn Tagen muß allerdings die Wohnung leer ſein."

Jetzt hat der Franz mit den Wimpern gezuckt. Er wollte ſofort eine Rechtfertigung beginnen, aber der Herr winkte mit der Hand: Nichts weiter, die Sache iſt abgethan. —

Zur nämlichen Stunde hatte der General ſeinen blauen Burſchen zu ſich gerufen. Der mußte ihm wie gewöhnlich die Stiefel anſtreifen und ihn dann raſieren. Letzteres that der Georg, ſo geübt er drin war, noch immer mit einiger Befangenheit. Kinn und Backen, das gab keine Sorge. Aber ein Haar vom gewaltigen Schnurrbart hätte ihm den Hals gekoſtet. Und heute ſträubte ſich dieſer Schnurrbart ſo auffallend, die Hörner gaukelten ſo unheimlich. Und ein paarmal zuckte ihm

ein Blick des Herrn ins Geſicht, daß das Meſſer in der Hand zu zittern begann.

Als die Backen abgeſpült waren, legte der General die beiden Zeigefinger an die Schnurrbartſpitzen, drehte dieſe wie auf Spulen, ſo daß ſie nachher wie Pfropfenzieher ausſahen und ſagte:

„Georg!“

Dieſer ſtand ſoldatiſch bereit.

„Wirſt du ſie heiraten?“

Der blaue Burſche wurde rot. Er wußte augenblicklich, um wen und was es ſich handelte.

„Georg! Wenn du bei mir bleibſt, ſo kannſt du ſie nicht heiraten. Und wenn du ſie nicht heirateſt, biſt du ein Hundsſott. Kapierſt du das? Na denn alſo. Guten Morgen!“

Der Burſche wußte nicht recht, wie er die Treppe hinabgekommen war. Daß auf jene Überraſchung etwas geſchehen würde, hatte er beiläufig geahnt. Und nun das! Entlaſſung, Abſchied, Heiraten! All das auf einmal. Es war zu viel. Auf die Gefahr hin, daß es ihm in die Kehle hinabregnete, ſtieß er unten im Hof ein ſo helles Jauchzen aus, daß die Hühner aufſchreckten und der Kettenhund im Kobel ſein Haupt erhob und ſich einmal den Menſchen anſah, der bei dieſem Wetter jauchzen konnte. Die Affaire im Winter zwiſchen beiden war längſt vergeſſen, ſie waren zuſammen ſo gut Freund geworden, daß der Georg nie dem Sultan die Knochen bringen konnte, ohne von dieſem angeſprungen und an Mund und Naſe leidenſchaftlich beleckt zu werden.

Und jetzt rief er ihm fröhlich zu: „Sultan! Sultan! Ich heirate die Agathl!“

Hinter ihnen huschte, in wulstigen Wettermantel gewickelt, der Franz zum Hofthore hinaus und unter seinen Füßen spritzte die Lache auf. —

Um die Mittagszeit hörte es auf zu regnen. In einzelnen Gruppen stiegen weiße und schwarze Nebel empor, ein wässeriger Sonnenblick, und die Tropfen an den Bäumen funkelten in allen Farben. Die braunen Wässer, die ins Thal gekommen waren, wurden ungestümer.

„Ich will's mit dem Georg versuchen,“ sagte Alban nach Tische.

„Ja, ja,“ knurrte der General und brannte sich eine Cigarre an.

„Und wir könnten nachmittags die Rößlein einspannen lassen.“

„Am liebsten zum Bahnhof,“ antwortete der General. „Nämlich, lieber Freund, die Sache verhält sich so.“ Er nahm die Cigarre aus dem Munde und sagte fast schlicht und zierlich: „Bei dir da ist es sehr schön — aber langweilig.“

Doch am Nachmittage, als sie dahinfahren wollten mit der Zuversicht von Leuten, die einen freien Willen zu haben glauben, zeigte es sich, daß das Wasser die Herrschaft angetreten hatte. Von allen Bergrunsen war es herabgekommen, aus allen Gräben hervor, die Leute standen da und redeten zu einander, wie man es nicht glauben könne, daß Wässerlein, die sonst kaum ein Mühlrad treiben, so abscheuliche Ströme werden! Die

wuchtigſten und tobendſten Gewalten aber waren durch das Hochthal herabgekommen, aus dem Geſenke. Sie erfüllten mit ihren braunen, ſich ſtauenden oder überſtürzenden Fluten das ganze Engthal, das vom Hochgebirge niederzog. Von den Hängen die Holzblöcke, luſtig auf- und niederwiegend, glitten heran. Von den Lehnen die Lawinen wälzten ihren ſchweren, ſchäumenden Brei herbei. Grünſchillernde Eisklötze, die von den Gletſchern des Grauen Zahnes niedergebrochen waren, machten im Wandern Gemeinſchaft mit den ſchwimmenden Stegen, Brettern und Hausgeräten. Derlei berichteten die Leute, die zum Waldhofe heraufkamen. Und das dumpfe Toſen zitterte erdbebenartig durch die ganze Gegend.

Das roſtbraune Gewölke hatte am Mittage Lücken bekommen, durch die ein tiefblauer Himmel guckte. „Er iſt viel zu blau, das hält nicht," ſagten die Leute. Bald zogen ſich die mattgrauen Schichten darüber, die Landſchaft dämmerte und es hub wieder an zu regnen.

Alban hatte Georg befohlen, daß er nach dem Waſſer ſehe. Das Gehöft ſtand ſicher auf ſeiner Höhung, aber im Thale zogen die braunen Striemen über Wieſen, Felder und Wege hin, ſtellenweiſe Seen bildend, aus welchen die Heuhaufen und Garbenſchöber noch eine Weile hervorſtanden und ſich dann ſachte niederlegten.

Als Georg die Leute rief, ſtand unter dem Thore der Franz; halb geduckt, mit vorgeſtrecktem Haupte und glänzenden Augen ſtand er da und ziſchte auf den neuen Meier hin: „Muß es gleich ſein? Na wart, ich will dir helfen. Ich hole nur die Hacke." Und ſprang

gegen ſeine Wohnung hin, wo die Kinder daſtanden, blöde umherglotzten und nicht wußten, was jetzt war. Das Weib des Franz zeigte ſich gar nicht. In der Stube kramte ſie um, ſchleuderte zornig alles durcheinander, riß von den Betten die Plachen, warf in dieſe Gewand und Geräte hinein, band ſie in Bündel und ſchrie, daß ſie nicht eine Stunde länger in einem Hauſe bleiben wolle, wo man Stromer und Lumpen den treuen Dienern vorziehe.

Die Senk, die aus der Hochſchlucht von der Gletſcherwelt herabkam, hatte im breiten Thale zwei Brücken. Auf der Dorfbrücke ſtanden Männer, die mit langen Stangen und Haken das heranſchwimmende Gehölze von den Brückenjochen ablenkten und wo möglich ans Land zogen. Um die zweite Brücke, die unten in der Au ſtand und auf der ein Weg vom herrſchaftlichen Gute über den Fluß ging und die für dieſes Gut wichtig war, kümmerte ſich kein Menſch. An ihren Jochen hatte es bereits Balken und Baumſtämme feſtgeklemmt, das Waſſer brandete wild auf und warf ſeine Giſchten ſchon hoch über die Brücke hin. Auf dieſer ſtand nun der Georg und ſuchte mit ſeiner Stange das Schwimmholz abzuſtoßen. Dabei ſchaute er hin, ob ſeine Leute nicht endlich ſchon nachkämen. Ein einziger kam mit weiten Schritten über die Pfützen herangeſprungen, eine Axt in der Hand, auf die Brücke zu. Der Franz. Er ſprang auf die zitternde Brücke, ſchnob dem Georg ein Wort zu, das dieſer unter dem Donner des Waſſers nicht verſtand.

„Eine Stange! Eine Stange!“ ſchrie der Georg. „Mit der Hacke kannſt nichts machen.“

„Das wollen wir erſt ſehen!“ antwortete der Franz und trat zum andern hin. In demſelben Augenblicke krachten die Balken, eine braune Flut wirbelte auf, und die Brücke ſtürzte in das Waſſer. Ein einziges Joch in der Mitte ſtand, und auf demſelben kauerten, an wackelndes Gebälk ſich klammernd, die zwei Männer.

„Iſt mir ſchon alles eins,“ knirſchte der Franz, und that einen Hieb nach dem Georg. Die Axt ſchlug in den Pfoſten; mit heftigem Arm riß ſie der Georg heraus und ſchleuderte ſie in den Strom. Als Franz, ungeachtet der krachenden Trümmer, ſich auf den Gegner ſtürzen wollte, fiel das Joch um. Die beiden klammerten ſich an einen ineinandergequerten Doppelbalken, der, niedergeſtürzt, aus der Tiefe raſch emporſchnellte und dann auf den Wogen dahinglitt. — Und jetzt konnte man das grauſige Schauſtück ſehen, wie zwei Männer, auf dem davonſchwimmenden Balken aneinandergeklammert, in hellem Wahnſinn miteinander rangen.

Der Franz hatte den Georg ins Waſſer ſchleudern wollen, ſo ſuchte dieſer die krampfigen Finger des Feindes von ſich, vom Balken loszulöſen. Dabei umbrandete, umgiſchte ſie das Waſſer, daß einer den andern nicht ſah. Den ſchaukelnden Balken unter ſich verklemmten ſie Arme und Beine aneinander, der eine verbiß ſich mit den Zähnen in des andern Kleider, und doch wollte immer einer den andern von ſich und vom Balken ſtoßen, während das Waſſer in den Kehlen gurgelte und aus den Nüſtern brach.

In einen ſchwammigen Knäuel verſchlungen, ſo klebten ſie am Brückenbalken, der lautlos dahinſchaukelte.

Sie waren erschöpft und regten sich nicht, manchmal hoben sie die Häupter und glühten einander an mit den Augen der Bestie. — Kein Wort war gefallen, warum die wahnwitzige Fehde? Aber jetzt pusterte der Franz sich, konnte ein wenig Atem holen und sagte ganz gelassen: „Ja, mein lieber Schorschl, einer von uns ist zu viel auf der Welt.“

„Es werden schier allzwei zu viel sein,“ versetzte der andere. Denn das Gefälle wurde stärker, der Strom rasender, und manchmal prallte der Balken an einen Felsblock, daß die Männer mit allerletzter Kraft sich anklammern mußten, um nicht in die Tiefe geschleudert zu werden. Der Franz schmiegte sich enge an den Busen des Genossen, in dessen Hals er seine Zähne schlug; der Georg versetzte ihm ins Gesicht einen wuchtigen Fauststoß, während er fast abgeschüttelt worden wäre. Noch einmal klammerte er sich fest, und dieweilen sie weitertrieben auf dem breiten, rollenden Strom, that er einen Schrei: „Agathl! Ein Vaterunser bet' für mich!“

Und der andere wimmerte halb erstickt: „Meine Kinder!“

Es ging weiter. Sie lagen verschlungen auf dem Holz und schnauften in Erschöpfung dahin.

„Ich möcht' dir wohl helfen, wenn ich könnt'!“ sagte der Georg.

„Du bist ein falscher Hund!“ der andere. „Bei meinem Herrn hast mich verschergt.“

„Das ist verlogen —“

Eine übergießende Welle löschte das Wort. Todesangst löschte die Wut.

Sie kamen schon in die Gegend, wo das einsame Thal sich engt, sie nahten immer mehr der Schlucht, wo selbst in gewöhnlichen Tagen die Senk zwischen Felsblöcken in schneeweißen Wuchten dahindonnert. Sie fühlten keine Beine, keine Arme mehr, ein eisiger Schauer durchfuhr ihre Leiber, daß sie beben mußten und mit den Zähnen klappern. Das wilde Brausen ringsum, sie hörten es nur mehr wie ein fernes Donnern.

„Vater unser, der du bist im Himmel," betete der Georg.

„Zu uns komm!" der andere, da stieß wieder das Wasser an.

„Vergieb uns unsere Schulden!"

„Wie auch wir vergeben!" stöhnte der Franz.

„Hilf uns, heilige Maria!" —

An den nahen Felswänden hingen die finsteren Nebel nieder und der gießende Regen hüllte alles in Schleier, so daß der Strom nach allen Seiten grenzenlos schien wie das tobende Meer. Und in dieser grausen Dämmerung versank der Jochbalken mit seinem Menschenknäuel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch an demselben Abend hat man sie gefunden auf einem rissigen Stein. Die Wasserzungen leckten heran, der Regen peitschte in queren Strähnen. Der Georg, zerrissen, zerschlagen und blutend, bearbeitete den Körper des Genossen, um ihn wieder ins Leben

zurückzubringen, bis er ſelbſt ohnmächtig hinſank auf den feuchten Stein.

Am anderen Morgen, als er, von Leuten umgeben, auf ſeinem Bette zu ſich kam, in Binden und Tücher gewickelt, und als ihm nach und nach klar wurde, was geſchehen, war er wieder einmal der „Armenſeelen-Schorſchl“. Er verhüllte ſein blaſſes Geſicht mit den Händen und betete leiſe, bebend, ſchluchzend — für eine arme Seele.

Mein Vetter, der Türke.

Am 19. Oktober 1880 erhielt ich aus Teheran, der Hauptstadt Persiens, folgendes Telegramm:

„Mein teurer Vetter, ich bin verloren. In Affäre verwickelt, die mir den Kopf kostet, wenn Intervention der österreichischen Gesandtschaft nicht gelingt. Bis die Post Näheres bringt, vielleicht zu spät. Lebe wohl.

Anton."

Meine Entrüstung darüber, daß Anton, der immer Lustige, um teures Geld so armselige Späße treibt, war nicht gering. Der Scherz kostete mindestens fünfzig Franken. War der Junge nicht bei Trost? Sollte er im Lande der Sonne doch ein bißchen Sonnenstich bekommen haben?"

Nach der Entrüstung kam die Erwägung. Am Ende war doch etwas an der Sache. Vielleicht Liebeshändel; bei solchen kann man auch anderswo den Kopf verlieren. Aber „den Kopf kosten," das war etwas spezifisch Orientalisches.

Ein Hitzkopf war der Bursche immer gewesen, und bei solchem ist alles möglich. Seinen im Mürzthale

lebenden Verwandten wollte ich einſtweilen die ſonderbare Nachricht geheim halten. Er war meines Vaters Bruders, des Eiſenwerksverwalters von Niederaigen, jüngſter Sohn. Ich hatte ihn ſtets lieb gehabt.

Auf den Drähten der engliſchen Telegraphen-Kompagnie flogen nun in wenigen Tagen ein paar Depeſchen hin und her. Die Geſandtſchaft beſtätigte alles und drückte den Zweifel aus, ob es gelingen werde, die Todesſtrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umzuwandeln.

Kaum zwei Jahre waren verfloſſen, ſeit mein Vetter Anton Roſegger nach ſeinen vollendeten Studien als Techniker ſich einer europäiſchen Auswanderungsgeſellſchaft nach Perſien angeſchloſſen hatte. Es hieß, daß die Eiſenbahn vom Schwarzen Meere aus über Perſien nach dem Golfe zuſtande kommen würde, und dabei wollte er ſein Glück verſuchen. Ich war anfangs dagegen, weil mir jedes leichtſinnige Auswandern ein Greuel iſt; da aber trotz ſeiner ausgezeichneten Talente, beſonders im Zeichnen und in Erzarbeiten, in der Heimat die Ausſichten für ein Vorwärtskommen wirklich keine glänzenden waren, der Burſche aber vor Geſundheit und Lebensmut nachgerade Funken ſprühte, ſo ließ ich mich von dem ausgeſpielten Gemeinplatz: „Junge Leute müſſen in die Welt hinaus,“ überliſten und erteilte leider meine Sanktion.

Zweimal hatte er ſeit ſeiner Abreiſe geſchrieben; das erſte Mal, daß er in den königlichen Münzwerkſtätten zu Teheran arbeite, daß ſeine Exiſtenz eine gründlich aſiatiſche, doch aber recht erträgliche ſei, daß er ſich mit

den orientaliſchen Sitten ſchnell vertraut gemacht habe, und im zweiten Schreiben an mich hieß es, daß ich zuſehen möge, ob er bei einer dritten Europa-Reiſe des Schah-in-Schah nicht als Großvezier die Majeſtät begleite! — Wenn die orientaliſchen Fürſten Hofnarren hielten, dachte ich damals bei mir, dann wäre es ſchon möglich, daß der muntere, zu allerlei Schalkereien aufgelegte Junge beim Schah ſein Glück machte. Nun, in den Ländern von „Tauſend und Einer Nacht" iſt alles möglich — auch das Geköpftwerden.

Infolge der Geſandtſchaftsberichte war ich alsbald entſchloſſen; was blieb auch anderes übrig, hatte ich ihn doch auf dem Gewiſſen! Ich hatte in meinem Leben manche große Reiſe gemacht, um nichts anderes, als um meine Neugierde zu befriedigen; warum ſollte ich nun nicht nach Perſien, um meinen armen Vetter zu retten, oder wenigſtens, ihn noch einmal zu ſehen. Zu Hauſe ſchützte ich eine größere Reiſe in die Schweiz und nach Savoyen vor, reiſte aber nach Wien, wo Geld und Empfehlungsſchreiben zu beſchaffen waren. Die Briefe und Depeſchen zwiſchen Teheran und Öſterreich hatten die unterſchiedlichſte Zeit gebraucht, das einemal drei Wochen, das anderemal faſt genau drei Monate; daraus konnte ich auf die Unregelmäßigkeit des Verkehrs ſchließen. Meine Reiſe ging auf der Eiſenbahn damals nur bis Galatz, dann auf dem Dampfer ins Schwarze Meer hinaus bis zur kaukaſiſchen Hafenſtadt Batum und dann, ohne den Elbrus zu beſteigen, über das Gebirge. Im Hotel zu Tiflis bekam ich einen heftigen Aſthmaanfall, der mich zwei Tage feſthielt. Der Wirt.

ein Franzoſe, ließ meine Sachen ins Freie tragen unter ein türkiſches Zelt, weil er der Meinung war, ein toter Paſſagier vertreibe zehn lebendige. Der Arzt verſchrieb mir, alle zwei Stunden einen Tſchibuk zu rauchen. Der Tſchibuk trieb das Aſthma von der Bruſt in den Magen. Vom Schwarzen Meer bis Tiflis führte damals ſchon ein großartiger Eiſenbahnbau, hernach iſt es mit der europäiſchen Kultur aus; man iſt in Aſien — und das beſagt alles. Die Poeſie, mit der wir ſeit unſerem Bibelſtudium in der Kindheit das Morgenland ausgeſchmückt haben, iſt in kürzeſter Zeit aufgelöſt. Auf Eſeln und Kameelen die grundloſen oder ſteinigen, ſtets von Wegelagerern gefährdeten Steige träge hinziehend, blitzt in der Seele nur ſelten eines jener wunderbaren Bilder auf, wie ſie die morgenländiſchen Dichter, dieſe windigen Fabulierhänſe, geſchaffen. Ich habe mir's überhaupt abgewöhnt, einem Dichter etwas zu glauben.

Mein ganzes Intereſſe konzentrierte ſich ſelbſtverſtändlich nur auf das möglichſt raſche Weiterkommen meiner aus aſiatiſchen und europäiſchen Elementen zuſammengewirbelten Karawane. Auf dem Kameele nicht wie ein Reiter, ſondern, angeſchnallt wie ein Warenballen, kauernd — anfangs machte es mir Spaß; ſpäter kam's mir unſäglich langweilig vor, da des Tages oft kaum drei Meilen zurückgelegt wurden. Ein die Verhältniſſe kennender Ruſſe verſicherte, die Reiſe gehe ſo außerordentlich gut von ſtatten, daß man dieſe Karawane einen Eilzug nennen könne. Alſo reiſte ich per „Eilzug". Die Ortſchaften, die wir paſſierten, waren über alle Vorſtellungen armſelig, die Herbergen ſo elend,

Eſſen und Trinken ſo europawidrig, daß ich den Vetter nicht begriff, der ſich mit den orientaliſchen Zuſtänden ſchon ſo vertraut gemacht haben wollte. Die Strecke von Wien bis Tiflis legte ich in neun Tagen zurück, jene um das Dreifache kleinere von Tiflis bis Teheran in dreiundzwanzig Tagen. Am 10. Dezember war ich endlich in der perſiſchen Hauptſtadt. Troſtloſe Armſeligkeit und fabelhafte Pracht iſt der erſte Eindruck, den dieſe Königsſtadt macht. Ein wunderliches Gemiſch von morgen- und abendländiſchen Erſcheinungen: unter Telegraphenſtangen hocken zerlumpte Derwiſche, in franzöſiſchen Konditoreien kauern ſchläfrige Haſchiſchraucher. Neben modernen Paläſten gähnen fenſterloſe Höhlen, aus Stroh und Lehm zuſammengebacken, „Bürgershäuſer" der Königsſtadt. Selbſt die Stadtmauern, zumeiſt aus Lehm aufgeführt, ſind derart, daß bei allfällig geplanter Erſtürmung derſelben eine Waſſerſpritze beſſere Dienſte leiſten würde als eine Kanone. Eine nähere Beſchreibung des Lebens und Treibens zu Teheran behalte ich mir für ein anderes Mal vor, mein jetziges, wichtiges Ziel war fürs erſte die öſterreichiſche Geſandtſchaft.

Das Herz ſprang mir bis zum Halſe herauf vor Freude, als ich wieder die Sprache der Deutſchen hörte, nachdem ich mich bisher ſo kümmerlich mit meinem bißchen Franzöſiſch und Steiriſch durchgeholfen hatte. Wo nämlich in Herbergen oder bei Laſtträgern mit dem höflichen Franzöſiſch nichts auszurichten geweſen war, da hub ich mit geballten Fäuſten gut ſteiriſch zu fluchen an, und das hatte manchmal gar keine üble Wirkung.

Hier bei der Geſandtſchaft umarmte ich den erſten Beamten, der mich auf meine Schriftſtücke hin deutſch anredete, wie einen alten Freund, und die erſte Frage war: „Iſt's noch früh genug?“

Der Beamte wich mit ſeinem Blick meinen Augen aus und antwortete, am Leben wäre er zwar noch . . .

Ob Hoffnung vorhanden?

Ein leichtes Achſelzucken. Nun erſchien der Geſandte ſelbſt, den ſeine Unterbeamten Konſul nannten. Ein braunbärtiger Mann mit rotem Fez auf dem Haupte, den er beim Gruße nicht lüpfte. Er war, wie ich ſchon wußte, ein geborener Mährer. Er ſetzte ſich auf einen ſehr niedrigen Schemel, bot mir Platz auf dem Divan, eine Cigarette und machte mir dann Mitteilungen. — Geſchehen ſei alles für meinen Verwandten, und mehr als was gethan worden, könne überhaupt nicht geſchehen. Mein Vetter ſei gefaßt, ich ſollte es auch ſein; er erwarte mich mit großer Sehnſucht, ich würde bald zu ihm geführt werden können, vorderhand müſſe ich mich etwas erholen von den Reiſeſtrapazen.

Meinen Anzug ordnete ich in dem mir angewieſenen Zimmer des Geſandtſchaftshotels raſch und untadelhaft, als ſollte ich die Aufwartung bei einem Würdenträger machen, anſtatt bei einem Todgeweihten im Kerker; ich hielt mich hierin an eine orientaliſche Sitte, auf die mich der Geſandte aufmerkſam gemacht hatte. Das vorgeſetzte Mahl mußte mir mein Gaſtherr mit vieler Mühe annötigen, ich war voller Erwartung und Angſt. Auch ſo müde war ich, ſo ſteif die Beine von dem langen Ritt. Der feurige Perſerwein that ſeine Pflicht, machte

mich zuverſichtlich und aufgeweckt, umſomehr, als auch der Konſul, der mit mir ſpeiſte, bisweilen munteren Geſichtes mich tröſtete. In Aſien ſei ein zum Tode Verurteilter noch lange nicht aufgegeben, Deſpotenlaunen ſeien ja bekanntlich unberechenbar.

„Aber, Herr, worin beſteht denn eigentlich das Verbrechen meines Vetters?“ kam ich endlich dazu, zu fragen.

Darauf, meinte der Geſandte, ſei nicht ſo leichthin zu antworten.

„Hat er in Unkenntnis der Zuſtände eine ſtaatswidrige Handlung begangen?“

„Ein politiſches Verbrechen, meinen Sie,“ ſagte der Konſul, „derlei giebt es hier nicht, Freund. Aber gegen den Propheten hat er geſündigt, gegen die Tafeln des Kalifen. — Hören Sie denn, wie es ſich zugetragen hat. Ihr Vetter hatte in der königlichen Münze, wo wir ihn gleich anfangs durch einen günſtigen Zufall unterbrachten, bereits eine vorteilhafte Stellung erworben; er befehligte ein paar Dutzend Arbeiter, und der Schah hat den fähigen jungen Mann bei mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet. Beſehen Sie ſich einmal dieſes Geldſtück!“ Er zeigte mir ein neues Goldſtück, auf welchem das Bild des Schah in feinſter Prägung prangte. „Könnte das nicht ebenſogut in Paris oder in Wien geſchlagen worden ſein? Das iſt ein Werk Ihres Vetters. Er wäre heute Oberdirektor der königlichen Münze, wenn nicht plötzlich der Teufel —“ er zuckte ab.

„Ich bitte Sie, meine Spannung!“

„. . . . recte das Weib dazwiſchen gekommen wäre.“

„Ein Einbruch in den Harem?“

„Mit nichten,“ ſagte der Konſul. „Ihr Vetter hat weder eine Frau des Schah noch die eines anderen Mannes auch nur mit einem Blick entweiht. Der junge Meiſter aus der königlichen Münze war beſcheiden genug; der Tochter eines teheraniſchen Lederhändlers ſchaute er hinter den Schleier und erwählte ſie. Ich habe ſie mit meinen eigenen Augen geſehen, und ich ſage Ihnen, es giebt nichts Schöneres auf Erden! Mit ihrem Vater war ſie erſt vor kurzem aus Iſpahan eingewandert. Nun, die Leutchen liebten ſich; der Vater drückte erſt ein Auge zu, dann auch das zweite, und machte ſie endlich gar nicht mehr auf, denn er ſtarb auf einer Handelsreiſe nach Armenien an der Peſt. Nun waren die jungen Leute ſich ſelbſt überlaſſen und wohnten in einem reizenden Häuschen des europäiſchen Quartiers. Die Idylle blieb nicht lange verborgen; von Derwiſchen angeführt, brach in Abweſenheit des Münzmeiſters eine Rotte in ſein Haus, warf ein Tuch über das Haupt des Mädchens, ſchleppte es davon, um es auf öffentlichem Platze hinzurichten.“

„Um des Himmels willen, was erzählen Sie denn da?“ rief ich aufſpringend aus.

„Bleiben Sie ſitzen und hören Sie die Tafel des Kalifen: Wenn eine Anhängerin der Rechtgläubigen — des Mohamedanismus — ſich mit einem Ungläubigen paart, ſo ſoll ſie getötet werden. — Dem iſt aber vorzubeugen, wenn der Mann ſich zum Islam bekennt und ſie zu ſeinem rechtmäßigen Weibe macht. Das öfter-

reichiſche Konſulat griff ſofort ein. Ich begab mich zum troſtloſen Münzmeiſter, um ihn zum formellen Bekenntniſſe des Islams zu bewegen, traf ihn aber nicht mehr in der Werkſtätte. Er war zur Moſchee geeilt, in welcher ſeine Braut gefangen gehalten wurde, und ſchleuderte dort einen Derwiſch, der ihm den Eintritt verwehren wollte, ſo heftig an die Marmorbrüſtung, daß derſelbe zuſammenſtürzte und für alle Zeit auf das Aufſtehen verzichtet hat. Die fanatiſche Menge nahm den Gewaltthätigen natürlich gefangen, um ihn der Tafel des Kalifen zu überliefern, die da ſpricht: Wer Blut vergießt, deſſen Blut ſoll auch vergoſſen werden. — Die Geſandtſchaft machte alle erdenklichen Anſtrengungen, ihn zu retten: er ſelbſt gab alle Hoffnung auf, nur Muſelman wollte er vor ſeinem Tod noch werden, um die Braut zu retten. Damit war's aber zu ſpät. Die Tafel des Kalifen ſagt: Ein Ungläubiger, der einen Derwiſch erſchlägt, kann nimmer des Islams ſein."

„Alſo beide verloren?"

„Ich habe mich an die übrigen europäiſchen Geſandtſchaften gewendet in dieſer Sache, allein die Tafel des Kalifen ſagt: Der Islam ſteht über allen Geſetzen." — Und doch, Freund, haben wir Unglaubliches erreicht. In einer der europäiſchen Anwandlungen, denen der Schah — Allah ſegne ihn! — bisweilen unterworfen iſt, hat er ſeinen Münzmeiſter begnadigt —"

„Begnadigt?!" Ein heißer Freudenſchreck.

„— zu zehnjähriger Zwangsarbeit bei den Straßenbauten im Elbrusgebirge."

Mir fiel auf, daß der Konſul ſolches mit einer ge-

wiſſen Trauer ſagte. Ich wußte noch nicht, was es heißt, zehn Jahre Zwangsarbeit in Perſien. Keiner überdauert ſie, es iſt eine langſame Hinrichtung.

„Zu Gunſten des Mädchens," fuhr mein Berichterſtatter fort, „fand der Schah, der ſich für den Fall perſönlich intereſſierte, die Deutung des Kalifen, nach welcher die Sünderin durch eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt Kum in der Salzwüſte gereinigt werden könne. Sie iſt aber nicht in die Salzwüſte, ſondern unter heimlichen Begünſtigungen ins Elbrusgebirge gezogen, wo der Verurteilte ſeine Strafe ſofort angetreten hatte."

„Ich finde ihn nicht in Teheran?" war meine Frage.

„Sie finden ihn auch im Gebirge nicht," antwortete der Konſul.

„Sie foltern mich, Herr! Was ſoll ich denn thun?" rief ich, von meinem Divan aufſpringend, denn die Sehnſucht nach meinem unglücklichen Verwandten verzehrte mich.

„Sie müſſen zum Großvezier gehen," ſagte mein Gaſtherr mit blinzelnden Augen. Da hatte ich genug.

„Den Großvezier beſtechen? Ich bin arm."

„Bringen Sie ihm, was Sie haben, Ihren Mut, Ihre Liebe zum Blutsverwandten, vielleicht rührt ihn das. Unſer neuer Großvezier iſt nicht ſo ſchlimm wie ſein Name. Wäre er vor zwei Monaten ſchon in ſeiner Würde geſtanden, wir hätten das mit Ihrem Vetter nicht erlebt. Er kann uns helfen, kommen Sie nur, ich begleite Sie zu ihm."

Dieſe plötzliche Zuverſicht meines Konſuls richtete mich auf; ich fühlte kein ſteifes Bein mehr, aber auch kein ſteifes Rückgrat; es ſoll ſich ordentlich biegen, wenn's den Anton gilt. Mein Gaſtherr klingelte ſeinem Burſchen, einem flinken Kaukaſier; die Pferde wurden vorgeführt, wir ritten zum Großvezier.

Dieſer Ritt durch die Stadt hat keine Erinnerung in mir hinterlaſſen, ich habe ſicherlich nichts geſehen und nichts gehört, ſo erfüllt war ich von dem Schickſale meines Anton und meiner Miſſion. An der Pforte des Palaſtes ſah ich die erſten Mohren; ſie warfen ſich auf den Bauch, als wir an ihnen vorbei die Treppe hinaufſtiegen. Wir gelangten in eine dämmernde Halle mit ſchwarzen Wänden und ſchneeweißen Marmorſäulen. Das ganze Licht dieſes Raumes ſchien von den weißen Säulen auszugehen, ich ſah kein Fenſter. Die folgenden Räume, die wir durchſchritten, waren noch märchenhafter; aber mich entzückte keine Pracht, mich erſchreckte ſie nur, es war ja doch nichts als das Hohnlachen des Deſpoten.

Endlich ſtanden wir vor ſchweren Vorhängen; ein wohliger, betäubender, völlig fremdartiger Geruch. Mein Konſul legte mir die Hand auf die Achſel: „Nur Faſſung!“

„Ich habe Mut,“ darauf meine hohlſtimmige Antwort.

„Auch für das Schlimmſte? Auch für das Beſte? Wir ſind im Orient!“

Die Vorhänge wallten zurück, mir war ganz traumhaft. Was jetzt geſchah — man wird mir's nicht glauben

können. — Aus einem Nebengemach ſchritt der Würdenträger, in einem reichverzierten Kaftan, raſch auf mich zu und fiel mir lachend um den Hals.

Ich ſchrak zurück, war ſtarr und glotzte ihn an. — War er's? War er's ſelber? — „Das — das iſt zu dumm!" ſchrie ich entrüſtet über dieſe beiſpielloſe Rieſenfopperei. — Der Anton ſtand vor mir, mein Toni, meines Vaters Bruders Sohn!

„Gerettet? Gerettet?" jubelte ich, „ſo laſſ' mich zum Großvezier, daß ich ihm danke auf den Knien."

„Bitte ſich nicht zu genieren!" ſagte er, trat einen Schritt zurück, kreuzte die Arme über der Bruſt und ſtand in ſeinem reichen Gewande mit vergoldetem Krummſäbel da wie ein indiſcher Fürſt aus der Phantaſie Scheheraſade's.

„Komödiant!" kreiſchte ich.

„W—a—a—s? Menſch, gieb acht, daß ich dich nicht kürzen laſſe!"

Der Konſul zog mich beiſeite und flüſterte mir mit ſchrecklich gewichtiger Miene zu: „Es iſt der Großvezier!"

Auf alle Ausſchmückung der Begebenheit verzichte ich. Die Überraſchung war den Herren zu gut gelungen. Bald darauf ſaß ich in einem der innerſten Gemächer ganz blöde da. Der Vetter war hinausgegangen, der Konſul redete mir zu, nicht weiteren Zweifel zu ſetzen in die Richtigkeit der Erſcheinungen. Er erinnerte an die Tafel des Kalifen, wo es heißt:

Die Welt iſt wahr, ſei es auch du. Und wenn du lügſt, dann thue es ſo heftig, daß man dir nicht glaubt.

„Was Sie da ſehen, das *werden* Sie aber glauben,"

fuhr der Konſul fort. „Denn alles, was ich Ihnen von dem Münzmeiſter, von ſeiner Braut, von ſeinem Totſchlage, von ſeiner Verurteilung und Begnadigung erzählte, es iſt wahr. Erſt vor wenigen Wochen iſt er von der Zwangsarbeitskolonie am Elbrus zurückgekehrt nach der Reſidenz, um ſeinen hohen Poſten anzutreten. Man hat's nach Öſterreich berichtet, aber Sie waren ſchon abgereiſt."

„Das iſt alles recht ſchön," war mein zögernder Einwand, „wenn ich nur auch wüßte, wie der Menſch aus einem Zwangsarbeiter am Elbrus ein — ein ſo großes Tier wird."

„Oh," ſagte der Konſul, „das iſt einfach. Man rettet dem Schah das Leben. Der Schah macht nämlich mit mäßigem Gefolge einen Jagdausflug ins Gebirge und wird in den Engpäſſen bei Scheriſtanak von kaukaſiſchen Räubern überfallen. Aus der Nebenſchlucht bricht, angeführt von einem jungen Münzmeiſter, die Sträflingskolonie hervor und ſchlägt die Räuber in die Flucht."

„Herr!" rief ich, „das iſt ja romantiſch wie ein Märchen!"

Er zuckte die Achſeln: „Wir ſind im Orient! — Hören Sie weiter. Einige Tage vor dem Ereignis im Elbrusgebirge hat gerade der Großvezier aus der perſiſchen Königskrone heimlich ein paar Diamanten gebrochen, ſo wie man aus dem Weihnachtskuchen die Roſinen zwickt. Das iſt dem Schah nicht recht, er läßt den Herrn abthun und ſetzt an ſeine Stelle den jungen Münzmeiſter."

Man hat's ſeinerzeit ja auch in den Blättern geleſen.

Nun trat seine Exzellenz herein, das schrecklich schöne Gewand hatte er abgelegt. Doch sah er mit seinem an beiden Seiten niederhängenden Schnurrbart, mit der breiten, maikäferbraunen Leibbinde, in der scharlachroten Pumphose und den gelbseidenen Sandalen immer noch türkisch genug aus. Sonst war's das breite, wohlgerötete steirische Gesicht mit den frischen grauen Augen. Nun ließ sich ja mit ihm reden. „Gelt," sagte er, mich bei der Hand fassend, „du bist nit bös, daß ich den Spaß gemacht hab'. Für die ausgestandene Angst müssen wir doch auch ein Pläsier haben." Aber als ich mich höflich nach seiner Frau Gemahlin erkundigte, und ob ich ihr vorgestellt werden könne, da kam wieder die Tafel des Kalifen Abu Bekr: Wer Begehr nach der Frau seines Gastherrn hat, der soll mit dem Tode bestraft werden.

„Sehr gütig, Exzellenz, darf ich noch fragen, wann der nächste Zug nach Europa abgeht? Den Karawanenzug meine ich."

Aber das begann doch immer gemütlicher zu werden, und bald fand ich, daß es doch gar nicht so übel ist, Geschwisterkind und Gast des Großveziers von Persien zu sein. Auch dem Schah wurde ich vorgestellt: der war sehr leutselig, erkundigte sich nach Wien und den Wienern, besonders nach der Naschhütte neben dem zweiten Kaffeehaus im Prater, und was die Volkssänger Schrammeln machten. Dann schneuzte er sich mit den Fingern und trippelte davon.

Noch lieber hätte ich die Gemahlin des jungen Großveziers, die schöne Fatima gesehen. Der Konsul zeigte mir auch die Fenster des Harems. Diese waren

ſehr unzugänglich, und ich erwog, ob es den Herrn Vetter arg verdrießen würde, wenn ich es einmal mit dem ſteiriſchen Fenſterln verſuchte, in welchem er ſelbſt einſt Meiſter geweſen war. In Anbetracht der bekannten aſiatiſchen Sitten habe ich's aber unterlaſſen.

Nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Teheran ward mir der perſiſche Boden endlich heiß unter den Füßen; mit Teppichen, Pelzen, Gewürzen und einem krummen Ehrenſäbel beſchenkt, reiſte ich ab, vollkommen beruhigt über das Befinden meines lieben Vetters Anton.

Bis dato iſt er nicht erſchienen. Unſer Briefwechſel blieb ein lebhafter. Seine Brüder in Steiermark rauchen den feinſten türkiſchen Tabak. Im Jahre 1887 hat er ſeinen Abſchied genommen und ſich in Unteritalien bei Potenza ein Landgut gekauft. Als ich ihn im vorigen Frühjahr einlud, uns doch einmal zu beſuchen und zuverläßlich auch die Frau Schwägerin Fatime mitzubringen, lehnte er ab und kam wieder mit ſeiner verdammten Tafel des Kalifen.

Ich achte dieſe Tafeln, beſonders den Satz: Wenn du lügſt, dann thue es ſo heftig, daß man dir nicht glaubt.

Onkel Sonnenſchein.

Ein Tagebuch.

Ich, die reizenden Zeitgenoſſen! Wie barmherzig ſie einem ins Geſicht lügen. „Vortrefflich ſehen Sie aus. In der That, Sie ſehen — unberufen — viel beſſer aus als das letzte Mal! Kein Vergleich!“

Danke ſchön für die freundliche Erinnerung. Weiß zwar ohnehin, daß ich krank bin.

Mein gütiger Arzt pflegte immer zu ſagen: „Schwächliche und kränkliche Leute werden älter als ſtarkgeſunde, weil ſie auf ihre Geſundheit nicht ſündigen.“ Seit einiger Zeit bringt er den Troſt in anderer Form. „Bei gewiſſenhafter Diät läßt ſich immer noch ein Weilchen gewinnen.“

Wie alt ich bin? Juſt in den beſten Jahren. In den b e ſt e n! Ich ſpüre es in allen Gliedern. Mindeſtens fünfzig Jahre hätte ich noch auf dem Kerbholz, wenn's der Ewigkeit-Herr nicht übers Knie abbricht und ein Kreuzl draus macht, zum Aufſtecken am Hügel. Aber mein eigener Adam will mir untreu werden. Ich hätte ihn zu ſehr vernachläſſigt, hätte es allfort mit der Seele

gehalten. Wenn die Seele luſtig ſein wollte, habe der Leib Wein trinken müſſen und den Katzenammer beſtreiten; wenn der Seele ums Lieben war oder ums Haſſen, habe ſie Feuer in den Leib geworfen, daß er ſich verzehrte. Und wenn ſie, dieſe herriſche Seele, in langen Nächten ihre närriſchen Gedankenfäden ſpann und wob, mußte der arme Leib dabei hocken, zuſammengekauert, ſchlafdurſtig und gebrochen. Man möge nur einmal andere, etwa vierfüßige Leiber betrachten, die ließen ſich derlei Knechtungen nicht gefallen, die ſtampften mit ihren vier Pfoten das bißchen Seele einfach in den Dreck — baſta. Aber, ſo opponiert der Leib weiter, nun wäre ſeine Geduld zur Neige, er wolle zuſperren vor Thorſchluß, und ich könnte mit der obdachloſen Seele gerade einmal davonfliegen, in den Himmel hinauf zu den ſo begeiſtert beſungenen Göttern oder — anderswohin.

Jeden Tag mehrmals deutet er mir das an, der unliebenswürdig gewordene Körper. Ich glaube, es iſt ſein Ernſt. Zum Satan, mir iſt aber die Sache nicht gleichgültig. Ich bin noch nicht ſatt und ich mag die fragenden Blicke meiner Kinder, das heimliche Flennen meines Weibes nicht aushalten. Was hilft's? Ich will ins klare kommen. Muß es ſein, na, Dagobert, dann fangen wir langſam an, einzupacken. Morgen will ich meinen Arzt an der Gurgel packen: Blut oder Wahrheit! Der ſoll mir nicht auskneifen. Heute will ich mich noch der lieben Unwiſſenheit freuen. Sie macht ja glücklich, ſagt man. Wenn ich dem Spiegel glauben wollte! Dieſe Grobiane mit dem blutleeren Queckſilber-

rücken zeigen ja allemal um mindeſtens fünfundzwanzig Prozent zu jämmerlich.

* * *

Sapperlot, Dagobert, was iſt denn das für eine Aufführung? Siebenſchläfer! Schickt es ſich auch, am Tage der Urteilsverkündung ſo ſorglos zu ſchlafen? — Mehr als Sterben kann mir nicht leicht paſſieren. Das dürfte abends mein letzter Gedanke geweſen ſein. Das wäre ſchon gar ſchön, wenn dieſes Leben mit ſeinen täglichen zehn Plagen kein Ende hätte! Da müßten alle Wiſſenſchaften und anderen kulturellen Kräfte ſchnell zuſammenhalten, um einen ausgiebigen Tod zu erfinden. Das wäre die größte Errungenſchaft des Jahrhunderts, dem Erfinder würden an allen Orten prachtvolle Denkmäler erbaut werden, und die künftigen Kalender würden eine Zeitrechnung einführen: „Seit der Erfindung des Todes ſo und ſo viel Jahre.“

Meinem Doktor Balſam hätte es wohl zuzutrauen ſein mögen, wenn ihm nicht Kain zuvorgekommen wäre. Er macht ſich ein Vergnügen daraus, den Patienten, die ihn darum fragen, zu verſichern: „Lieber Freund, ich kann Ihnen zu Ihrer vollſten Beruhigung mitteilen, daß Sie keine drei Monat mehr leben!“ Und er hält Wort! Mir iſt kein Fall bekannt, daß ein Kranker ſich geſtattet hätte, das Maximum zu überſchreiten. Und zu dieſem verläßlichen Mann will ich nun gehen. Wenn er auch heute wieder Hypochonder zu mir ſagen ſollte, dann ſchreibe ich mich von jetzt ab: Dagobert Hypochonder.

und ein Manupropria dazu, so groß wie der Schweif eines Lindwurms.

* * *

Ich war schon bei ihm. Ich komme schon zurück. Ich weiß es schon.

Im Vorzimmer habe ich eine volle Stunde warten müssen. Da gab es genügend Zeit zum Sichausschnaufen von der Treppe, die nicht weniger als dreizehn Stufen hat. Meine Mitwartenden hatten es alle so dringend, hineinzukommen und gesund zu werden. „Bitte," habe ich gesagt, „will schon warten." Diese Wartezimmer der Ärzte! Jodoformduft, schwellende Sammetsessel und Spucknapf daneben. Und Teppiche, daß sich die Bakterien passabel einnisten können. Alles luftdicht verschlossen, natürlich, weil die lieben Kranken kein offenes Fenster vertragen können und es vorziehen, die ausgeatmete Luft der Mitkranken in sich zu saugen, als den frischen freien Tageshauch zu trinken. Ob das Ordinationszimmer wohl allemal so viel gut macht, als das Wartezimmer schadet? Auf dem runden Tisch lagen illustrierte Zeitschriften herum, abgegriffen und schmutzig, auch ein alter Jahrgang der „Fliegenden Blätter" war vorhanden. Da kann man sich ja unterhalten. Hätte mich auch. Guten Morgen! sagten seine Schergen, als sie in die Zelle traten, um den Delinquenten zum Galgen zu führen. — Sah der freundliche Doktor Balsam, als er die Thür öffnete, meine werte Person und bedeutete den übrigen höflich, er müsse mit mir die Reihenfolge stören, denn ich wäre nicht in der Lage zu warten.

Im Ordinationszimmer mußte ich mich auf das rote Sofa ſetzen. Der Doktor ſteht hoch, ſtramm vor mir da, ſtemmt den Arm in die Seite, ſtrotzt vor Behagen. Man ſieht es, wieviel Geſundheit der zu vergeben hat. Dann ſetzt er ſich mir gegenüber, legt ſeine wulſtige Hand auf meine abgezehrte und ſagt: „Es ſteht ja recht leidlich, nicht wahr?“

Ich entziehe ihm die Hand, klammere die Finger ineinander und beginne mein banges Anliegen vorzubringen: „Doktor! Ich will auf die Polizei, wo die gefundenen Sachen abgegeben werden. Ich habe meine Geduld verloren. Schon zwei Jahre lang ſo krank ſein —“ Da verſagte der Atem.

„Sind Sie denn wieder ſo gelaufen?“ fragt er mit aller erheuchelten Einfalt.

„Sie müſſen mich heute noch einmal unterſuchen, Doktor, und zwar gründlich. Ich glaube — mit mir iſt's aus.“

„Ei, warum nicht gar!“ lacht er auf.

„Ich will es nun gerade einmal wiſſen, wie es ſteht. Ich will mein Haus beſtellen.“

„Das ſoll jeder beſtellen und jederzeit beſtellt haben. Sie ſagten mir doch, daß Sie ſchon vor Jahren, in geſunden Tagen, das Teſtament gemacht haben.“

„Sapperlot ja! Ein Mann mit regelmäßiger Frau, dito Kindern wird viel Teſtament machen! Dahin ſtünde nichts mehr im Wege, Doktor. Allein die Familie — ſie will vorbereitet ſein. Und mich wird die Wahrheit nur ſtärken, ſo wie mich die Ungewißheit lahm gemacht hat und noch verrückt machen würde. Helfen können

Sie mir nicht, Herr. Alles, was Sie mir thun können, was ich von Ihnen verlange: Prüfen Sie nochmals genau meinen Zustand und sagen mir, wie es steht."

Er fühlt mir den Puls. Es pocht sein eigenes Blut an den Fingerspitzen. „Sie sind heute etwas aufgeregt. Das Fieber ist mäßig. Entkleiden Sie einmal den Oberkörper."

Und dann beginnt er das bekannte Spiel. Er klopft an der Brust und horcht. Er klopft am Schlüsselbein, hinter den Achseln, an den Seitenrippen, legt seine bebartete Wange dran und horcht. Kein Wort sagt er. An einzelne Stellen legt er neuerdings sein Blatt und klopft. Ein Mehlsack kann nicht tonloser sein. Er befiehlt, tief Atem zu holen, und legt wieder sein kaltes Ohr an. Dann richtet er sich auf und sagt: „Na!" Sonst nichts. Bei der gebückten Stellung ist ihm das Blut ins Gesicht gekommen.

„Wie steht's?" frage ich wohl etwas kleinlaut.

„Ich kann nur wiederholen, daß Sie sehr acht geben müssen."

„Geben Sie mir Monate? Wochen?"

Da sagt der Doktor: „Und wenn jetzt der gesundeste Mensch vor mich tritt und will wissen, wieviel Lebenszeit ich ihm gebe, so sage ich: „Herr, nicht einen Tag. Das menschliche Leben ist wie ein Schatten, heißt es in der Schrift."

„Um Bibelsprüche zu hören, geht man nicht zum Arzt."

„Allerdings muß ich Ihnen sagen, Herr Dagobert, daß Ihr Übel in ein neues Stadium getreten ist. Doch

wenn es nicht weiter greift — Um ein, zwei Wochen, gottlob, handelt es ſich noch nicht."

„Alſo um Monate?"

Er ſchweigt.

„Ich danke Ihnen, Doktor. Eine größere Deutlichkeit will ich Ihnen erſparen. Sie können ſehen, daß mein Puls nicht anders geht wie vor einigen Minuten."

Jetzt ſpringt er über auf den Buchbinder Artor. „Sie wiſſen, daß der Mann an einem ſchweren Herzleiden laboriert. Wenn er in vierundzwanzig Stunden noch lebt, ſo hat die mediziniſche Wiſſenſchaft einen beiſpielloſen Erfolg zu verzeichnen. Vierundzwanzig Stunden, ſage ich! Dagegen werden Sie noch ein Methuſalemalter erreichen."

Mit dieſem Troſt war die Ordination geſchloſſen.

Den Heimweg trat ich durch die Gärten an. Der Herbſtſonnentag ſchlief über den gilbenden Bäumen, von welchen manches Blatt träumeriſch niedertänzelte auf die Aſtern.

Nur noch Monate.

In meinem Leben nie hatte ich mich ſo leicht getragen als auf dieſem Gang. Ich fühlte keinen Körper mehr, es war, als ob ich ihn beim Arzt vergeſſen hätte. Ein paar Bekannte, die mir begegneten, ſchauten durch mich in die leere Luft, ich glaube, einer iſt ſogar mitten durch mich hindurchgeſchritten und hat über die Gelſen geſchimpft. — Wie ich um die Straßenecke komme, iſt in der Wohnung des Buchbinders Artor ein ſeltſamer Lärm. Thüren gehen auf und zu, und mehrere Kinder

weinen laut und ſo kläglich, daß mir übel wird. Er iſt tot, der Vater, der Ernährer. — Nur noch Monate, Dagobert, und auch aus deinem Hauſe wird ein ſolches Weinen dringen.

Die Stufen zu meiner Wohnung hinauf erinnerten mich wohl daran, wieviel Erde noch an meiner Seele klebt. Im Zimmer helle Klänge. Das Goldköpfel griff in die Saiten und ſang: „Holder Mai, du lieber Knabe!“ Der größere Junge kauerte über dem Buch: „Mythologie der Hellenen.“ Der Kleinſte, der mit Mutters Schere aus Papier juſt einen Altar ſchnitzte, ließ das Spiel und packte mich jubelnd am Bein, dem zitternden, wankenden. Gepfropft voll iſt die Welt vor Schönheit und Freude... Mein Weib kam mir ruhig entgegen, aber ihr forſchender Blick! Dieſe ſtumme, flehende Frage — ſie ging mir durch Mark und Bein.

„Es iſt wie im Juli,“ ſagte ich, dabei fröſtelte mir. „Konrad, höre, Maikäfer bin ich keiner!“ Denn der Kleine wollte mir vor Vergnügen über meine Heimkehr das Bein ausreißen.“

* * *

Der Tag war vorüber. Schon im Bette liegend, verglich ich den Morgen und den Abend — das Nichtwiſſen und das Wiſſen. Jetzt erſt. Jetzt erſt. — Meine Leutchen ſchliefen in der Nebenſtube. Mein Herz rang mit dem abſcheulichſten Schmerze, der je ſeinen Zahn zerfleiſchend in ein Weſen geſchlagen hat. — Sterben müſſen! So früh, ſo lebensdurſtig

noch. Für immer und ewig von Weib und Kind gerissen. — Und unschuldig! Was hatte ich denn gethan, als gelebt? — Wenn ein Mensch den anderen tötet, da durchglüht es die ganze Gesellschaft, und sie rastet nimmer, bis Gerechtigkeit gewaltet hat. Die Richter zittern vor der Möglichkeit eines Irrtums, vor einem Justizmord schreit die ganze Menschheit auf, als wäre sie ins Herz getroffen. Und ein Wesen mit demselben Rechtssinn wird langsam, bei vollem Bewußtsein hingemordet, und fromme Leute nennen das Ratschluß Gottes. Nennen es so, ist ihnen völlig recht und mucksen nicht unter dem Beile der grausamen Henkerin Natur. Man sollte doch lieber das Frommsein lernen anstatt andere Künste. — Die Fäuste wollte ich aufmachen und die Hände zum Gebet zusammenlegen; aber sie krampften sich wieder zur Faust.

Gegen Mitternacht kam der Brustkrampf. Qualvoll — Stunde um Stunde. Aller Trutz, alle Liebe war dahin, das ganze Leben bestand nur aus einem Wunsch: tot zu sein.

* * *

Durch die Fenster schien der Mond und legte seinen Silberäther auf das Bildnis meines Großvaters. Das hub leise an zu sprechen: „Du sollst nicht trotzig sein, Kind, der treue Gott ist's, der mit einer Laterne dir den letzten Weg erhellt, während andere, die sorglos hintanzen, plötzlich in die Grube stürzen. Du wirst nicht auf fremden Wegen zusammenbrechen, sondern im Kreise der Deinen einschlafen, du wirst nicht erst lebenssatt

und seelenleer sterben, nachdem du schon lange die Leiche an dir herumgetragen. Das Beste hast du gelebt, die sonnige Jugend, die fruchtbare Manneszeit. Um dich vor dem Greisenalter zu retten, führt er dich hinüber so sachte und sanft, wie du jeden Abend einschlummerst. Und noch Gelegenheit zu haben, mit Ruhe und Bedacht zu schlichten und zu ordnen, den Verbleibenden manches ratende Wort zu geben, manches Herzensgeheimnis zu enthüllen. Dich beängstigt kein möglicher Verlust, dich erregt kein Gewinn. Im müden Körper Seelenfrieden. Sei doch dankbar, Kind."

Also du meinst, Großpapa, daß ich mir aus dem Sterben ein Vergnügen machen soll. Gut. Ich werde frühen Feierabend halten und vom Sofa aus den Meinen behaglich zusehen. Arbeitet, sorget, kümmert euch, kränket euch — ich thue nicht mehr mit, ich habe jetzt ein wichtigeres Geschäft und bitte, mich nicht zu inkommodieren. Ich will bequem sterben.

* * *

Diesen Gesellen muß ich mir einmal recht angelegentlich in die Seele prägen, damit er im nächsten Leben gleich herzunehmen ist. Denn auch der Bildhauer muß in mein Inventar der Ewigkeit. Also halte still, Roderich Steinschnabel, alter Kerl mit den schwarzen Moseslocken und dem zweischweifigen Paulusbart! Das lebenglühende Gesicht mit den breiten Wangenknochen, auf denen immer die zwei glänzenden Scheibchen einer Freude sind. Wenn bei deiner Mutter Tod damals die

hellen Tropfen nicht herabgerieſelt wären, man hätte die Miene für ein ſeliges Lachen halten müſſen. So vergnügt blüht es um die ſtattliche Naſe und auf der breiten Stirn und um die buſchigen Brauen, die wie zwei kühngeſchwungene Bärte wuchern. Und dieſer immer ſprühende Phosphor des Auges! Wenn die Seele losbricht und das ungefüge, oft unklare Wort nicht ausreicht, ſo ſpricht er mit ſeinen Augenflammen, dieſer glühende Menſch. Zwei italieniſche Blutstropfen hat er in ſich und eine heidniſche Seele. Alles iſt gut, lautet ſein Bekenntnis, mit Ausnahme von zwei Dingen. Die Steine des Anſtoßes ſind ihm die fabrikmäßig erzeugten Grabobelisken auf unſeren Friedhöfen, und kein Märtyrer kann ſchwerer an ſeinem Kreuze tragen, als mein Steinſchnabel an den gußeiſernen Grabkreuzen trägt. In ſeinem Skizzenbuche keimt es immer, in ſeiner Werkſtatt wachſen die weißen, heiteren Marmorgeſtalten, und ſein Lebenszweck beſteht darin, unſere Friedhöfe mit Schönheit zu ſchmücken.

„Denke dir, Dagobert!“ kommt er heute lachend zu mir herein, „die Baronin hat meine Pſyche abgelehnt. Sie wolle mir die Arbeit vergüten, habe ſich aber entſchloſſen, auf die Familiengruft ein Ecce-Homo-Bild ſtellen zu laſſen. O Freund, wie anbetungswürdig groß iſt doch die Dummheit!“

„Die Pſyche wird wohl noch Anwert finden,“ will ich ihn tröſten.

„Zum Beiſpiel?“

„Zum Beiſpiel der Buchbinder Artor. Der wird ja doch auch bißchen ein Grabmal haben wollen.“

„Der Artor? Ist er denn gestorben?“

„Gestern mittag.“

Steinschnabel schüttelt das große mähnige Haupt und sagt nachdenklich: „Merkwürdig, was es doch für Leute giebt. Gestern mittag ist er gestorben, und heute morgen sitzt er am offenen Fenster und putzt seine Brillen.“

„Ich sage dir, gestern mittag ist er gestorben.“

„Und ich sage dir, heute morgen putzte er seine Brillen.“

„Dann ist dieser Mensch pflichtvergessen. Der Arzt hatte ihm keinen Tag mehr gegeben.“

„Dann ist der Arzt ein Schmutzian. Die Tage reichen für alle, und jeder nehme sich ihrer, soviel er tragen kann.“

„Nein, ich hatte doch die Kinder weinen gehört, gestern, als er gestorben war.“

„Dieses Geheimnis will ich dir offenbaren,“ sagt Steinschnabel. „Denn das Heulen ist auch anderen aufgefallen. Der Älteste hatte Geburtstag und bekam von der Frau Godl Lebkuchen. Die Hauskatze scheint dem Ältesten wohlgewogen zu sein, wollte den Festtag auch mitfeiern und fraß die Lebkuchen auf. Wie dann die Kinder feiern gehen wollten und nichts mehr da war, haben sie geheult, man kann's ihnen nicht verdenken.“

Muß gestehen, dieses Ereignis hat mich angenehm berührt. Den Lebkuchen will ich ersetzen, und Doktor Balsam irrt sich hoffentlich öfter.

„Wie weit bist du denn mit deiner Psyche?“

„Sie kraucht bereits aus der Puppe hervor.“

„Kraucht ſie?“

„In einem Monat kann ſie flügge ſein.“

„Schon? — Höre, Steinſchnabelchen, vielleicht machen wir zwei ein Geſchäft mitſammen. Wir ſprechen noch davon.“

Denn es trat Frau Radegunde ein, mein flachsblondes Geſpons mit dem hellen Rundgeſicht und dem taubengrauen Kleid. Mein Weib und Steinſchnabel ſind wie Tag und Nacht. Ein bewölkter Tag und eine ſternhelle Nacht. Denn Radegunde iſt vielfach bewölkt; wettert's nicht, ſo regnet's, und regnet's nicht, ſo tröpfelt's. Wenn ſie bisweilen auf zwei Tage zu ihrem alten Vater verreiſt, ſo halten es die Kinder und ich wie die Mäuſe, wenn die Katze nicht daheim iſt, da iſt alles erlaubt. Das heißt, auf einer gewiſſen Ordnung beſtehe ich. Wenn zum Beiſpiel bei Tiſch der Konrad oder einer der anderen in die Suppenſchüſſel ſteigen will, ſo muß er vorher Strümpfe und Schuhe ausziehen, daß ſie nicht naß werden. Aber nur am erſten Tage geht's ſo fidel her, am zweiten zählen wir ſchon ſehnſüchtig die Stunden, bis ſie heimkommt. Sogar die Dienſtmagd wird nervös, wenn ſie ein paar Tage die gnädige Frau nicht greinen hört. Der Wind treibt eben die Mühle, und wenn ich allein die Herrſchaft führe, ſo iſt nach acht Tagen das ganze Haus korrumpiert. Viel zu gut wäre ich, ſagen die Leute; Radegunde weiß das beſſer — zu bequem bin ich, zu gleichgültig, zu patſchig, kurz, um es mit einem einzigen allgemein verſtändlichen Worte auszudrücken — zu faul. Schleifen ſoll's,

aber treten wolle ich nicht; dieſes Sprichwort hat ſie vom Scherenſchleifer, ſowie ſie überhaupt gern draſtiſche Bilder aus dem Leben nimmt, um mich zu kennzeichnen. — Nun, das alles war einmal, iſt aber leider nicht mehr. Umwölkt iſt die flachsblonde Kleine freilich noch, aber es donnert nicht mehr. Wie wenn es leiſe tauen thäte am nebelichten Frühlingstag, ſo iſt es. So ſtill traurig, ſo liebreich mit mir, daß einem angſt und bange wird. Ich fürchte, ſie weiß alles, ahnt es vielleicht ſchon länger als ich, wie es mit mir ſteht. Na, die ſoll mich erſt kennen lernen! Ich mach's wie der Buchbinder und laſſe mich von keinem Doktor Balſam, oder er möge heißen wie immer, auf den Kirchhof komplimentieren.

Steinſchnabel war langſam von der Bank aufgeſtanden und hatte ihr mit leuchtendem Aug entgegengelacht. Sie ſagte nur: „So viel ſprechen ſoll er nicht.“ Da gab mir der Freund einen erklecklichen Händedruck, grüßte die Frau mit einem leichten Scherzwort und ging weg.

* * *

Sie hat recht, ich ſpreche zu viel. Wenn ſie mein Tagebuch zu Geſicht bekäme, dann wäre es auch dran, daß ich zu viel ſchreibe. Was bliebe mir ſchließlich übrig, als zu ſingen! Sie brummt, wenn ich einmal einen Vierzeiler ſumme, merke aber, daß es ihr heimlich wohlthut. Und vollends ſcherzen! Sonſt iſt ſie doch ein Feind von Kindereien bei Erwachſenen. Sie denkt wohl, je ſchlechter der Witz, je beſſer das Befinden. Und lacht und kraut

mir mit zarten Fingern das Haar und lobt mich, daß ich ein liebes Lamm sei und ist so dankbar, daß ich wohler bin.

Ich hab sie getäuscht auf muntere Art,
Das Klagen mir, ihnen die Thränen erspart.
Ich habe des Lebens buntes Panier
Noch einmal entfacht mit froher Begier.
Doch in den Nächten, einsam und still,
Da hab ich beweint mein verwegenes Spiel.
Wie warm mein Leben, wie kalt das Grab —

An dieser Stelle hat sie mir das Büchlein richtig abgefangen, nachdem sie vorher mein Geheimnis Zeile für Zeile über die Achsel her gelesen. Dann ist eins geweint worden.

Also auch das nicht. Ja, womit soll man sich denn eigentlich die Zeit vertreiben? — Kaum ein paar Monate noch, und die Zeit sich nicht zu vertreiben wissen. Welch ein Unglück, wenn Doktor Balsam mir hundert Jahre verschrieben hätte!

Doch eine recht lange Zeit gab's, da ich unseres Herrgotts Spaß nicht verstanden habe. Das Leben, ich hatte es schrecklich ernst genommen. Mit grausamer Wichtigmacherei habe ich die kindischen Pläsierchen genossen oder ihnen nachgejagt, schwitzend und keuchend. Konrad, kleiner, mit deinem Seifenblasenspiel betreibst du ein viel vernünftigeres und sachlicheres Lebensglück, als ich es gethan. Denn du plagst dich nicht dabei, freuest dich redlich an den bunten Kugeln, weißt, daß es Seifenblasen sind, und freuest dich sogar, wenn sie zerplatzen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein!"

Ja, ja, bibelfeſt, das bin ich. Der Menſch braucht notwendig wie das Stück Brot einen Herrgott, dem er die Schuld geben kann, wenn er ſelber dumm iſt. Freilich iſt es einem geſcheiten Herrgott ſchwer zu verzeihen, wenn er dumme Menſchen erſchafft — ich hätte, meint der Bildhauer, nämlich gerade noch ſo viel Religion, daß ſie knapp ausreicht, um Gott zu läſtern.

Die Stimmungen fliegen wie die Wolken im Herbſtwind. Und ſchwankende Rohre, ſagt Steinſchnabel, brechen nicht. Jetzt froſtiger Schatten, jetzt wieder Sonnenſchein. Und wenn nur die Schmerzen ſchlummern, will man ſchon jauchzen vor lauter Wohlbefinden. Das Krankſein, ſo empfinde ich's in dieſem Augenblick, hat auch ſein Gutes. Mancher genießt das Leben nur halb, ſolange er es ganz hat, und genießt es erſt ganz, wenn er's nur mehr halb beſitzt.

Eben läuten die Glocken für den Buchbinder. Diesmal iſt es nicht die Katze, diesmal iſt es der Tod. Doch ſchön, wenn man ſich auf einen Arzt verlaſſen kann.

Und mich will er auch ſchon fort haben, der liebe Doktor Balſam. Die Riviera, meint er, oder wenigſtens Arco am Gardaſee. Den Winter über. Da habe ich ihm heute bedeutet: „Gelehrter Herr! Wenn Ihr keine anderen Anekdoten mehr wiſſet, als wie man einmal einen Todkranken in die Fremde geſchleppt hat, damit er dort in einem Hotelzimmer unter Kellnerfräcken ruhig verſterben kann, dann — mit Verſtattung — ſeid Ihr mir nicht mehr ergötzlich genug.“

Ich hätte ihm noch gern mehr und Erkleckicheres geſagt, da ſetzte ſein Verbündeter ein, der Bruſt-

krampf, und erſtickte die Sachen, die ihm vermeint geweſen.

Später unterhielt ich mich mit Radegunde über das merkwürdige Begräbnis des Kommerzienrates. Und unſer kleiner Konrad ſetzte ſich ſeine größten Augen ein — der will ſie ſicherlich wieder nachahmen, die erhabene Feierlichkeit. — Hundert Leute in auswendiger Trauer, die „Pompfunebre" mit dem Leichenwagen aus Sammet und Spiegelglas, ſechs Rappen daran mit Silberbeſchlag, auf den Rappen ſechs ſchwarze Reiter, mit Silber betreßt, die hohe Geiſtlichkeit im Trauerornat. Beflorte Sänger und Muſikanten, drei Kranzwagen und was eben alles dazu gehört, um einem Kommerzienrat ins Grab hinein das Kompliment zu machen. Nur eine Kleinigkeit fehlte. Aus Verſehen war an einer Bahnſtation der Waggon abgekoppelt worden, in dem der Sarg ſtand, und ſo hat ſich zu dem feierlichen Begräbnis die Leiche nicht eingefunden. Der Herr Rat hatte nämlich auch die Mode mitgemacht, nach Italien ſterben zu gehen, wie man dahin ſeine Hochzeitsreiſe thut, und ſo hatte er nun auf dem Rückweg den Anſchluß verſäumt.

„Iſt es euch ein Vergnügen, dann können wir's auch ſo machen."

Radegunde gab mir eins — ein ganz Leichtes — auf die Wange und kramte am Nähtiſch herum. Da merkte ich, wie die Sterbenden unbarmherzig ſind. Es wird ſchwer halten, mit ihr das Notwendige zu beſprechen. Da wird Steinſchnabel mitthun müſſen.

* * *

Was dies Leben mir beſchieden,
Es war gut, ich bin's zufrieden.
Könnt ich eines noch erwerben:
Nur daheim, daheim zu ſterben.
Nicht auf fernen Wanderswegen
Möcht ich mich zur Ruhe legen,
Nirgends auf der ganzen Erde
Als daheim am eigenen Herde.
Vor des Todes grauſen Schrecken
Will ich nimmer mich verſtecken,
Wenn aus Augen, ſchmerzbefeuchtet,
Liebe mir zu Bette leuchtet,
Wenn die Meinen mich umgeben,
Atmend mein entſchwindend Leben,
Und aus gottergebnem Sterben
Meines Herzens Frieden erben.

„Das gefällt mir recht gut," ſagte Steinſchnabel, als ich ihm dieſes Gedicht zu leſen gegeben, „nur in der achten Zeile hapert's, da haſt du eine Silbe zu viel geſpendet."

Ich war nachgerade empört. Erſt ſpäter kam es mir, daß er mit der Versmeſſerei die Rührung wird haben verbergen wollen. Denn dieſer Schwächling kann keine Traurigkeit vertragen. Und ich? Ich weiß mir oft gar nichts Luſtigeres, als traurig zu ſein.

* * *

Bisweilen ſieht man in der Nacht mehr als am Tage. Sie kommen alle, die Gedanken, denen lebensfrohe Leute auszuweichen pflegen, und die Bekannten, die vor uns ſchlafen gegangen ſind. Sie machen ihre Einladung. Frau Hofrat muß auch jetzt noch ihre Schleppe haben

und zerrt das Bahrtuch nach, und mit dem Japaneſiſchen fächelt ſie gar kokett, dabei mit Recht ihr Antlitz verdeckend. Und draußen auf dem dämmernden Meere gleiten die unzähligen Schifflein der ewigen Dunkelheit zu.

O Nacht, du heilige Urweſenheit! Wenn Gottes zornige Hand einſt die Ampeln vom Himmelsgewölbe reißt, was vor allen Lichtern war, wird nach allen Lichtern ſein — die Nacht. Der ſchlafloſe Kranke in dunkler Stube hat Gelegenheit, ſich bei Zeiten mit ihr vertraut zu machen.

* * *

Allerſeelen! Ich bin auf den Friedhof gefahren zu meinem Grabe. Vom Eingange die Ecke links. Heute wildes Gekräute, vom Reif welk geſengt, wie gekocht auf der Erde liegend. Wenn wieder Allerſeelen kommt, wird hier ein ſchönes Blumenbeetlein ſein, in blauen Glastulpen brennende Kerzen. Davor kniet eine junge, ſchwarzgekleidete Frau, mit ſchwarz behandſchuhter Hand ein weißes Tüchlein ins Geſicht preſſend. — Dann kommen die Kinder, daß ſie auch ein Vaterunſer beten ſollen. Mit munteren Augen und friſchen Wangen denken ſie dabei an Roß und Wagen, an Taſchenfeitel und Mundharmoniken und an die Weidengerten, die ſie ſich auf dem Heimweg ſchneiden werden. — Ob die Seele nicht hinüberſpringen könnte vom modernden Leib auf den leblustigen Knaben? Vielleicht. Fliegt nicht auch der Vogel, wenn der Baum umgehauen wird, auf einen anderen über? Wahrſcheinlich ſtehe ich dann ſelbſt

an meinem Grabe und denke: da unten ruht mein Vater.

Wie es auch sei, am besten, daß es nicht nach Menschenwitz und Menschenwillen geht — da wäre es sicherlich verfahren.

* * *

Heute bin ich zum Steinschnabel in die Werkstatt gefahren. Denn die Nacht war wieder schlimm gewesen, aber ich will die Plagen nicht immer aufschreiben, sie graben sich schon selber ein. Das stete Sandbrünnlein in der Uhr rieselt ganz zart, und doch schüttert davor mein ganzer Leib, als stünde er an einem donnernden Wasserfall.

Die Hammerschläge der Steinmetze klingen, und ich stehe mitten im Olymp. Die weißen Göttergestalten ringsum warten nur auf ein schönheitsfrohes Geschlecht, um herauszutreten ins Leben, in die Kirchen und Tempel, auf die Straßen und Friedhöfe. In einem besonderen, lichten Raum mit Glaswänden arbeitet der Meister. Er hat den grauen Linnenkittel an und das weiße Käppchen auf, unter welchem zu allen Seiten das Löwengelock hervorquillt, grau vor Gipsstaub. Er steht an seiner Psyche, der Mädchengestalt mit den Schmetterlingsflügeln. Alle Sprödigkeit des Materials ist überwunden, in leuchtender Schönheit, zart und schmiegsam schwebt sie, man glaubt Wärme aus diesen Gliedern hervorströmen zu fühlen.

„Ich brauche sie nur zu küssen," sagt Steinschnabel, „und sie ist lebendig."

Er wurde bei dieſer geplanten Lebenserweckung leider geſtört. Obſchon die Steinmetze im Vorraum laut riefen, der Meiſter ſei augenblicklich nicht zu ſprechen, trippelte es doch herein, das Blondlockel. Ein kleines Herrchen war's, die nagelneuen geſtreiften Hoſen an den Knöcheln waren aufgeſtülpt, aus den kurzen Hemdärmeln ſtanden weit die ſteifen Manſchetten mit mächtigen Perlmutterknöpfen hervor, der hohe Hemdkragen ſchraubte den kleinen, wohlraſierten Kopf empor. Auf dem Näschen ritt ein goldener Zwicker. Das ganze eckige Kerlchen ſchaukelte ein wenig. Mit ſeitlings gehobenem und rechtwinklig gekrümmtem Arm reichte er die Hand und näſelte: „'n Tag, Meiſter, 'n Tag!" Und dann begann er Spreu zu ſprechen, kurzgehackten, ſpießigen Spreu. Das Korn darin war, daß er ein ſchönes, ſinnreiches Grabmal wünſche für ſeine verſtorbene Schwiegermama. Er denke ſich aufs Grab ſchwarze Marmorplatte, weißes Hautrelief: lebensgroßes Totengerippe mit Hippe und Sanduhr.

„Koloſſal ſinnig, nicht wahr?"

„Für Frau Schwiegermama. Gewiß," ſpottete mein Steinſchnabel, und ſein Auge blinzelte unter dem Buſch. „Gut, will die Arbeit beſorgen. Der Stein ſoll wohl recht ſchwer ſein?"

„He, he. Charmante Dame geweſen," lächelte der Herr. Damit war das Geſchäft abgemacht.

Als das Gigerl davon war, ſagte ich zum Meiſter: „Menſch, wie kannſt du eine ſolche Arbeit übernehmen?"

„Ich habe ſie ja nicht übernommen," lachte Stein-

ſchnabel. „Dieſes lebensgroße Totengerippe werden meine Lehrjungen herſtellen.“

Die „charmante Dame“ hatte dem Herrn Schwiegerſohn nämlich eine halbe Million hinterlaſſen. Nicht jede Schwiegermama iſt ſo liebenswürdig. Doch begreift man, daß auf ſolch ein Grab nicht etwas Sinnbildliches taugt, das durch einen Kuß lebendig wird.

„Schnabel,“ ſagte ich endlich, „weil wir ſchon bei Sanduhr und Hippe ſind, ich komme heute mit einem großen Anliegen zu dir. Die Sache — du geſtatteſt ſchon, daß ich mich auf den Balken ſetze und an die Wand lehne,“ denn mir war zum Umſinken. „Die Sache iſt die. Ich habe, wie du weißt, drei Kinder.“

Er zählte luſtig an den Fingern ab: „Richard — Konrad — Frida. Es ſtimmt.“

„Nun höre. Ich thue nicht lange um, Freund. Meine Kinder werden einen Vormund brauchen. Wen ſoll ich mir denken für den Beſchützer meiner Familie? Es kann kein anderer ſein als du.“

Er hatte ſich mir gegenübergeſetzt, trommelte mit den Fingern auf dem Balken, ſchaute mich an und ſagte: „So, ſo! Hm, hm!“ Und ſetzte ruhig und leiſe bei: „Wann erwarteſt du denn ſchon?“

Dieſe Bemerkung in dieſer Form machte mich verwirrt, da verbeſſerte er ſich raſch: „Ah, ja ſo! Ich bin zerſtreut. Dachte an Gevatterbitten.“

An die Mauer hingeſunken, trocknete ich mir mit dem Taſchentuch die feuchte Stirn: „Du ſiehſt ja, wie es mit mir ſteht.“

Er faßte meine Hand. Das Feuer ſeines Auges

glühte warm auf mich her. „Dagobert, wenn es dich beruhigt. Wo du mich brauchen kannſt im Leben oder im Tod, ich ſtehe zu deiner Verfügung. Haſt du aber in dieſer von dir bemerkten Angelegenheit mit deiner Frau geſprochen? Ich meine, ob es ihr wohl recht ſein würde? Mir ſcheint nämlich, und du mußt es ja auch ſchon wahr gethan haben, daß der Bildhauer Steinſchnabel nicht ihr beſonderer Günſtling iſt.“

„Ach Gott, Roderich, du kennſt ja ihre Art. Allerdings, der Sache wegen geſprochen habe ich mit ihr noch nicht. Wenn ich vom Sterben rede, da hält ſie mir nicht ſtand, da zankt ſie, daß man Gott nicht verſuchen ſolle, und behauptet, daß ich ſie weit überleben würde. Wenn ſie wüßte, was mir der Arzt geſagt hat! Glaubt ihr denn, ich hätte nicht den Drang, mich darüber auszuſprechen? Ihr müßt es doch ſo gut wie ich ſelbſt merken, was es bei mir geſchlagen hat. Was ſoll denn dieſe verdammte Vertuſcherei! Verneint mein Leiden, wenn ihr könnt, mir iſt's recht, ich lebe gern. Gott weiß es. Und wenn ihr das nicht könnt! Laßt mich die furchtbare Wahrheit doch nicht allein tragen!“

Weil ich keuchend und mit gerungenen Händen vor ihm niederſinke, ſo richtet er mich erſchrocken auf: „Um Gottes willen, Dagobert, welche Erregung! Deine lebhafte Phantaſie —“

„Laß die Phantaſie. Höre, was Doktor Balſam geſagt hat. Er that's auf mein Bitten, nach einer gewiſſenhaften Diagnoſe. Weißt du, was er geſagt hat? Daß ich nach zwei Monaten ſterben muß.“

„Das hätte er dir geſagt?“

„Der eine Monat ist schon vorüber.“

„Verzeihe, lieber Freund,“ sprach hierauf Steinschnabel, „so redet kein Arzt zum Kranken. Er mag gesagt haben, daß dein Leiden noch monatelang dauern kann, daß es überhaupt schwer heilbar sei, ja daß man unter Umständen gefaßt sein müsse, schon in wenigen Monaten das Los aller Erdenkinder —“

„Und das ist nicht genug? Ist es nicht genug, wenn der Arzt so zum Kranken spricht? Ein Thor, der's nicht versteht.“

„Übrigens,“ sagte der Bildhauer und legte seine Hand auf die meinige. „Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Aber ist denn noch nie ein Schwerkranker gesund worden? Hat sich noch nie ein Arzt geirrt?“

„Darum,“ war mein Geständnis, „habe ich die letzte Hoffnung auch noch nicht aufgegeben. Ohne jeden Funken von Hoffnung lebt selbst der Resignierteste nicht einen Tag. Weil es aber weitaus wahrscheinlicher ist, daß mein Leiden den gewöhnlichen Verlauf nimmt, so muß ich eben mein Haus bestellen. Und du sollst mich beruhigen und sagen, daß du im Fall meines Todes die Vormundschaft über meine drei Kinder übernimmst.“

Er drückte mir frisch die Hände: „Abgemacht.“ —

Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Auch der Schnabel sagt's. Schwerkranke, die im Bette liegen, das ist in Ordnung. Aber Schwerkranke, die umherwandeln wie ein Schatten ohne Mann, das sind Gespenster.

Allerlei muß der Menſch lernen, ſeines Fortkommens wegen, warum nicht auch die Kunſt zu ſterben. Der richtige Kurſus dauert achtzig oder neunzig Jahre lang. Dann kann man's und ſchickt ſich willig drein. Mancher Arme, Verlaſſene kann es ſchon früher, obſchon es für ihn auf Erden immer noch zu hoffen gebe, währeno beim blaſierten Reichen alles aus iſt. Nicht leben können und nicht ſterben wollen — das muß eine Hundeexiſtenz ſein. Ich hätte noch ſo viel zu gute gehabt.

Und immer ſolche Gedanken! Seltſam, daß bei einer Aufbahrung das Vorzimmer unheimlicher iſt als der Raum, wo die Leiche liegt. Und daß an einem Toten die Kleider das grauenhafteſte ſind. Alſo das Drum und Dran.

In meiner Kindheit machte es mir den größten Spaß, Geſtorbene anzuſchauen und Leichenbegängniſſe mitzumachen. Die Totenſchädel auf dem Traueraltare lachen ſo luſtig. — Das iſt die göttliche Einfalt des Kindes. Später iſt man „tief gerührt" oder gar „erſchüttert". Und man jammert ſich in eine flotte Deſperation hinein, die eher ein Vergnügen als ein Leid genannt werden könnte. Es kommt nicht ſelten vor, daß Fernerſtehenden ein Todesfall viel ungeheuerlicher erſcheint als den nächſten Angehörigen. Und daß ſie ſich dann ordentlich wundern, dieſe in ruhiger Gelaſſenheit zu finden. — Wo alſo iſt die Schrecknis des Todes, wenn nicht in nächſter Nähe?

„O Tod!" rief jener Pfarrer aus bei der Leichenrede, „o Tod, wo iſt dein Stachel?"

Ein Handwerksburſche, der ſich hinter dem Strauche

barg, antwortete: „Laſſen Sie das, Hochwürden. Wir brauchen es nicht zu wiſſen.“

* * *

Es iſt Winterszeit, und ich komme raſch zur Tiefe. Der Gang durch die drei Zimmer bedeutet eine Fußreiſe, vor deren Antritt ich das Teſtament machen würde, wenn es nicht ſchon geſchehen wäre. Die Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, und er iſt doch ſo leicht geworden. Schwer iſt nur das Herz.

* * *

Wenn ich des Morgens erwache, fällt mein Blick auf das marmorne Haupt meines geliebten Friedrich Schiller, den ich mir nicht als Greis denken kann. Wer jung ſtirbt, hinterläßt der Welt ein ewiges Bild der Jugend.

Mein Sterbezimmer hat mir die Radegunde ſchon vorwegs ausgeſtattet mit ſchönen Bildwerken, mit grünen Blatt- und Nadelſträuchern, mit friſchen Blumen.

„Mitten im Dezember ein Garten, der auf die Bahre wartet.“ Das Wort muß mir entſchlüpft ſein, denn nun brach das Wetter los. — Ob ich denn alles mißdeuten müſſe? Dieweilen ſie mir das Zimmer angenehm machen wolle, glaube man, ſie bereite ſchon auf den Tod vor? Ob ſie denn noch nicht genug gepeinigt ſei? — Und weinte zum Herzbrechen. — Da habe ich zu mir geſagt: Schlechter Kerl! Thut ſie nicht alles, daß dir wohl ſei, daß du getröſtet ſeieſt? Fällt

nicht durch die Fenster Luft und Sonnenschein, aber so daß mein Haupt beschützt bleibt? Rückt sie mir nicht täglich hundertmal die Kissen, die Sessel zurecht? Stehen nicht beständig Labsale bereit? Kommt eine Zeitung, ein Buch unaufgeschnitten auf den Tisch? Verliert sich ein Sacktuch, ohne daß ein anderes schon bereit ist? Und trällert sie, die sonst so ernste, nicht ein heiteres Liedel, während sie vielleicht aufschreien möchte vor Bange? — Und du? Du wirst nicht müde, sie zu quälen mit deinen Todesphantasien. Hast du nicht in niedrigsten Volksschichten Familienväter gesehen, die sterbend noch die Ihrigen beruhigen und trösten und bis zum letzten Atemzug leugnen, daß sie sterben. Jämmerlicher Mitleidshascher! Wo du froh sein solltest, daß dein tapferes Weib nicht mit Klagen, vielmehr mit stetem Sorgen und Wohlthun ihr Mitleid beweist!

Heute. Sie meint ich schlafe, rückt mir leise die Klingel nahe und entfernt sich auf Zehenspitzen ins Nebenzimmer zu ihrem Nähtisch. Aber ich wache und rufe: „Gunde!“

Sofort ist sie am Bette.

„Wo sind die Kinder?“

„Richard und Frida sind in der Schule,“ berichtete sie.

„Und Konrad?“

„Der? Ich weiß nicht. Ich glaube im Stöckel ist er.“

Das Stöckel ist eine Art Gartenhaus und Rumpelkammer, wo Geräte aufbewahrt sind und alte Gewandtruhen stehen.

„Was macht er im Stöckel? Er wird ſich erkälten.“

„Weißt du, er iſt ein guter, dummer Junge. Von der Kirche hat er's —“

Da klingelt es. Ein angenehmer Beſuch. Der Steuerbote. Er bringt eine Vorladung. Es ſei im Einbekenntnis wieder einmal was nicht in Ordnung. Möglich! Ich habe bei dem letzten Einbekenntnis gleich die Betriebskoſten des kommenden Jahres abgezogen, fünfhundert Kronen fürs Begräbnis. Daran haben die Herren natürlich wieder was auszuſetzen.

„Frau,“ ſagte ich nachher. „Ich werde den Steinſchnabel bitten müſſen, daß er für mich den Gang macht.“

Weil ſie darauf nichts ſagt, ſondern ſachte mein Gewand herrichtet, falls ich das Aufſtehen verſuchen wolle, ſo fahre ich fort: „Sage mir einmal, Gunde, haſt du gegen den Schnabel etwas?“

Die Hoſen über den Arm gelegt, ſteht ſie da und ſchaut mich an. „Ich? Gegen den Bildhauer? Wie meinſt du das?“

„Ich meine, weil wir ihn noch öfter zu brauchen haben werden. Ein herzensguter Menſch. Man kann ſich auf ihn verlaſſen. Man kann ihm ſchon was anvertrauen. Ich ſage dir, Gunde, der Schnabel iſt ein braver Kerl, durch und durch!“

Faſt betroffen antwortete ſie: „Mein Gott, das hat ja niemand beſtritten.“

„Siehe, das freut mich, Weib, daß du nichts gegen ihn haſt. Ich meine, daß er dir nicht zuwider iſt. Möglich, daß wir ihn vielfach brauchen werden. Wenn's mit mir noch lange ſo fortgeht — es dürften uns auch Ver-

änderungen nicht ganz unvorbereitet treffen. Wenn ich einem meine Familie anvertrauen wollte, so wäre es der Schnabel.“

„Nun gut,“ ſagte ſie, „wenn du ſtirbſt, ſo ſoll Steinſchnabel der Kinder Vormund ſein.“ Und ging zur Thür hinaus.

Hart und kalt wie Eiſen hat mich das Wort getroffen. Aber ich habe es doch ſelber hervorgelockt. Kranke ſind Egoiſten, aber ſolche, die nicht mehr wiſſen, was ſie wollen.

* * *

Weil der kleine Konrad heute wieder im Stöckel war, ſo wollte ich doch einmal ſehen, was er dort treibt. Das muß ein beſonderes Kinderſpiel ſein! Eine Beſchäftigung, die ihn den Froſt nicht fühlen läßt.

In den großen Filzpatſchen und dem langen Schlafrock aus Wolle, den mir meine Gunde genäht hat, ſiffelte ich hinüber.

Unterwegs im Hof begegnet mir Richard, der gerade aus dem Gymnaſium kommt, bei meinem Anblick hinter der Ecke abbiegen will, endlich aber doch auf mich zugeht. Er hat ein krebsrotes Geſicht und reibt mit der Fauſt an den Augen herum. Er getraue ſich nicht zur Mutter, ſie werde ihm das Mittagsmahl entziehen und Strafaufgaben verordnen. Denn er habe wieder einen Cenſurſchein bekommen.

Wacker, Junge! Nur geſunde und aufgeweckte Knaben bekommen Cenſurſcheine. Aus einem fleißigen Schüler iſt noch ſelten ein bedeutender Mann geworden.

Genies waren ſtets leichtſinnige Studenten. Nur ſo fort, junger Mann! — Juſt laut ausgerufen habe ich dieſe pädagogiſchen Grundſätze nicht, aber gedacht habe ich ſie mit aller Redlichkeit. „Gieb her den Wiſch!“ ſage ich und ſtecke ihn in die Taſche. „Ich werde ihn ſchon unterſchreiben.“

Er hüpft munter davon, und ich habe ihm wieder einen Tag der ſeligen Jugendzeit gerettet. Im Griechiſchen hatte der Junge das Malheur. Daß doch ein ſiebenfaches Blitz-Kreuz-Donnerwetter dieſes verdammte Griechiſch einmal aus unſeren Schulen hinausfege!

Über die Schulnot der Kinder habe ich mich ja immer getröſtet. Die Schwerlernenden ſind gewöhnlich ſelbſtändige Naturen, für äußere Einflüſſe wenig empfänglich. Leute, die mit der Theorie nicht viel anzufangen wiſſen, ſind die eigentlichen Thatmenſchen. Ich glaube, Richard iſt beim unrichtigen Thor hinein. Er gehört in die Realſchule.

Steinſchnabel wollte ſogar, daß dem Knaben, nachdem ihm ſchon einmal das Leben geſchenkt worden ſei, auch die Jugend geſchenkt würde. Man ſoll, iſt ſeine Meinung, die zwölfjährigen Knaben in den Wald hinausjagen, wo ſie ſich ſelber ihre Nahrung und ihre Felle erjagen müßten. Dabei würden ſie tüchtiger als auf allen papierenen Hochſchulen und wüßten, was Leben heißt. Das wird nicht wahr ſein. Ich bin ein ganz papierener Menſch und weiß doch, was Leben heißt. Allerdings erſt, ſeit es zu ſterben heißt.

Wie glücklich iſt doch noch der Konrad in ſeinem achten Lebensjahre! Aber im Stöckel iſt es mäuschen-

ſtill. Ganz leiſe öffne ich ein wenig die Thür, um zu gucken, worin denn der Knabe ſo vertieft ſein könne. Nun, da habe ich's geſehen und bin ſtarr geworden. An der Wand über der alten Truhe hängt eine Blechpfanne. Sie wird meinen Vorfahren die Schmalznocken geröſtet haben, iſt aber jetzt vom Roſt zerfreſſen. Auf dem ſchuppigen Boden dieſer Pfanne iſt mit Kreide eine Figur gezeichnet, eine Art Dreieck mit zwei Ringlein an der oberen Ecke. In den Ringlein Punkte, Augen, Naſe und Mund darſtellend, und das ganze eine Kopie der Maria mit dem Chriſtkind von Mariazell. Auf der Truhe an beiden Seiten der Pfanne zwei brennende Kerzen. Zwiſchen denſelben iſt noch ein mit dem Sacktüchlein verhülltes Geheimnis. Und davor ſteht mein Konrad im Prieſterornat aus Goldpapier. Die Arme leicht ausgeſtreckt, murmelt er Gebete. Tief verſunken in ſeine Andacht. — Jetzt hob er ſein verzücktes Auge zur Pfanne empor, jetzt machte er eine tiefe Kniebeugung, jetzt zog er feierlich das Sacktüchlein weg, und was enthüllt daſtand — es war die Pfefferbüchſe von der Küche. Als dieſes geſchehen war, faltete der kleine Celebrant die Händchen und ſprach leiſe und langſam: „Heilige Maria, Mutter Gottes! Laſſe uns unſeren lieben Vater wieder geſund werden!“

Da wäre ich wohl am liebſten hingeſtürzt und hätte ihn an mein Herz geriſſen. Nein. Leiſe habe ich die Thür wieder angelehnt, dann bin ich niedergekniet im Schnee, und wie der Knabe drinnen für den Vater die Meſſe las, ſo hat hier der Vater ein Gebet gethan zu dem allmächtigen Gott für das liebe Kind.

* * *

Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß der eine stirbt und der andere leben bleibt. Dieser sieht jenen daliegen, eiszapfenkalt auf dem Schragen und frißt sein Heu mit demselben Appetit als früher, so lange noch ihrer zwei waren. Die Liebe, wenn eine vorhanden ist, thut einen Schrei, im übrigen getröstet er sich und denkt an seinen Vorteil. Täglich Todesnachrichten, Leichenzüge, links und rechts sinken sie hin, die Bekannten — der Überlebende trottet seine gewohnten Wege und bleibt trotz aller Lieb und Treu der windige Kleinigkeitskrämer.

Das alte Ehepaar im dritten Stock. Sie hatten doch achtundvierzig Jahre lang füreinander gelebt. Er ringt mit dem Tode, die Frau hockt weinend daneben, muß zuschauen bei seinem Sterben und kann nicht helfen. Sie hatten stets ihre gemeinsame Liebe und ihr gesondertes Geld im Kasten. Nun labt sie ihn mit Essig, betet laut und merkt, daß sein Leib sich krampft und sein Auge starr wird. Sie eilt zur Lade um das Sterbelicht, da kommt ihr zufällig sein Kassenschlüssel in die Hand. Da ist er, denkt sie, für alle Fälle, und verbirgt ihn in ihrer Tasche. Dann krampft sie ihm das Kerzenlicht zwischen die Finger und horcht, ob er noch atmet. Als es aus seinen Mundwinkeln hervorschäumt, stockt ihr Gebet. Dann fährt sie mit dem Tuch über sein Antlitz, da sind auch gleich die Augenlider zu. Aber siehe — er schöpft noch Atem. Sie betet laut. Sie horcht. Nichts mehr. Sie huscht eilig zu seiner Kasse. Die Leiche ist noch nicht kalt, so nahen die Notare. Der Staat wie die Familie haschen mit gleicher Gier nach dem Glücks-

fall, und eins ſucht das andere zu überliſten. Iſt es gut beſtellt, dann kommt die pompöſe Trauer. Er war ſo gut, ſie ſind ihm ſo dankbar und können ſich verlaſſen auf den Tod, der keinen wieder aufwachen läßt. Nein, ein ſolches Totſein möchte ich nicht erleben.

Der Himmel hat mich vor dem Unangenehmſten behütet — als reicher Mann zu ſterben. Es muß eine wahre Kalamität ſein, das, was man mit Sorgen erworben, mit Schmerzen geliebt hat, von dem man weiß Gott was für Freude und Luſt erhofft hat, auf einmal fremden Klauen überlaſſen zu müſſen. Vor dem letzten Beraubtwerden ſchützt keine Polizei. Und nicht zu wiſſen, ob die klagenden Hinterbliebenen Freudenthränen weinen oder Trauerthränen lachen. Bei den Armen geht es redlicher her, wird geweint, ſo iſt es echt, wird gelacht, ſo iſt es auch echt — und der im Sarg iſt ſtill vergnügt.

Wenn man nur ſchon ſo weit wäre! Wenn bloß einmal das mit dem Schnabel in Ordnung iſt!

Mein Teſtament. Es ſind herzensgute Worte drin, und doch — und doch — Ziffern wären beſſer. Gott und der Schnabel, die werden's ſchon machen.

* * *

In der Jugend ſtudiert man Erwachſene, um klug zu werden. Im ſpäteren Leben ſtudiert man Kinder, um glücklich zu werden. Mein Siechtum giebt mir Muße, von der Einfalt Weisheit zu lernen. Wenn das Kind eines zerbrochenen Spielzeugs wegen weint, ſo können wir lachen. Das iſt Überlegenheit. Wenn die Flammen

auf unſeren Dachfirſten praſſeln, ſo jubeln die Kinder. Das iſt auch Überlegenheit. Werdet wie die Kinder. Und ſteht es nicht irgendwo geſchrieben, daß der Umgang mit Kindern geſund machen kann? Die Welt bedarf Männer, das Haus Kinder und der Sterbende lechzt nach einem Jungbrunnen.

In geſunden Tagen habe ich an meinen Kindern viel geſündigt. Die Kleinen wollten zu mir. „Kinder, ich habe keine Zeit!“ Sie wollten mit mir ſpielen. „So laßt mich doch, es kommt Beſuch!“ Sie bitten, daß ich ihnen Märchen erzähle. „Aber Rangen, ihr ſeht ja, daß ich ſchreibe!“ Immer für Fremde, nie für die, deren Kreis noch ſo klein iſt, die niemanden haben als Vater und Mutter. Auf den Abend werden ſie vertröſtet. Sie beſtehen darauf mit hartnäckiger Sehnſucht. Der Abend kommt. „Ich bin müde, und ihr gehört ins Bett! Am Sonntage wollen wir miteinander ſpazieren gehen.“ Sie ergeben ſich betrübt, zählen die Stunden bis zum Sonntag, bauen ſo zuverſichtlich auf das Verſprechen, als ob ſie noch nie getäuſcht worden wären. Am Sonntage wird man von Bekannten zu einem Eſſen geladen und ſagt zu. So betrügſt du das Kind um dich und dich um das Kind. Man kann unter einem Dache wohnen und doch um mehr als ein Weltmeer voneinander getrennt ſein. Schicke deinen Sohn nach Auſtralien, und du wirſt die Bande, die dich an ihn knüpfen, inniger fühlen, als wenn euch eine zolldicke Zimmerthür trennt. Freilich iſt die Thür nur dünn, aber ſie geht nicht auf. Eltern ſind ihren Kindern lange nicht immer ſo treu, als ſie glauben. Auf einmal ſind dieſe erwachſen, und jetzt geht

das Verwundern an über das Entfremdetsein der Kinder und daß es überhaupt keine Kinder mehr gebe. Aber man ist durch Erfahrung klüger geworden, und wenn sich der Segen wiederholt, wenn die Enkel kommen: mit diesen erst lebt man das Glück der Kindheit. Weil ich darauf nicht warten kann, so will ich's vorweg nehmen.

Mein Konrad wird ein ewiges Kind sein, er wird mit weißen Haaren als Kind sterben. Weil er so schön Messelesen kann, so habe ich ihn gefragt, ob er nicht Pfarrer werden wolle?

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Weil Pfarrer nicht heiraten dürfen."

Na nu! Weht der Wind von daher schon.

„Ja, Konrad, denkst du schon ans Heiraten?"

„Jawohl, Vater! Ich weiß mir eine."

„Au! Das möchte ich aber schon auch wissen."

„Rate einmal! Eine Frau ist's. Du kennst sie."

„Nun?"

„Die Großmutter."

„So, so! Na, denn ja meinetwegen."

Dieser kleine Lebemann hat aber ein strenges Gewissen. So sagte er einmal, nachdem er lange still neben mir gesessen war: „Vater, können auch Halsbinden boshaft sein?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Dann schäme ich mich."

„Weshalb?"

„Zornig bin ich gestern gewesen. Die arme Halsbinde habe ich zerrissen, weil sie sich nicht knöpfen ließ."

Einmal wollte ich ihn des Chriſtkindes wegen aufklären, das bekanntlich den Weihnachtsbaum anzündet. Er ſoll die Wahrheit mit Umſchreibung wiſſen. „Junge! das Chriſtkind perſönlich geht eigentlich nicht umher, braven Kindern den Weihnachtsbaum anzuzünden, es überträgt dieſes Geſchäft auf die Eltern, und ſeine Gaben reicht es durch die Elternliebe.“

„Durch die Elternlüge,“ ſagte er leiſe nach.

Das war mir gerade wieder einmal genug.

Auf dem Platze vor unſerem Fenſter ſteht ein lebensgroßes Kruzifix. Da kommt jeden Tag ein armes altes Weib und küßt die Füße des Gekreuzigten. Richard, der den aufgeklärten Humanismus bereits mit Löffeln frißt, entrüſtet ſich über das alte Weib. „Die ſoll lieber Menſchen liebhaben anſtatt Holz!“

„Aber von der läßt ſich doch kein Menſch küſſen!“ rief Konrad. Denn er ſelber war einmal gerade mit knapper Not entkommen. Bei einem Zuſpruch um Almoſen hatte ſie den Knaben geſehen, und mit dem ſchrillen Ausruf: „Aber, iſt das ein ſchöner, lieber junger Herr!“ torkelte ſie auf ihn zu. Er kroch hinter die Treppe und ging den ganzen Tag nicht hervor.

Ein anderes Mal — nein, das war Richard, als wir vor Jahren den Ritt ins Gebirge machten. Sein Eſel trottete ſchwerfällig dahin über das Geſtein. Da bemerkte ich, daß der kleine Reiter immer die Hände unter dem Sattel hatte, als wollte er denſelben heben.

„Was machſt du da?“

„Ich helfe dem Eſel tragen.“

Nachher, als der Esel den rücksichtsvollen Rittersmann abwarf, prügelte er ihn.

Frida, das Mädel, ist stets die kleine würdige Schwester. Sie bemuttert die Knaben, brummt mit ihnen; ist andererseits wieder bereit, die Sünden der Brüder auf sich zu nehmen, wenn ein Strafgericht droht.

Von meiner Seite droht selten eins. Selbst als vor einigen Tagen die Gebrüder Dagobert gemeinsam eine Katze totwürgten, empfand ich zwar das Bestialische dieser That, polterte auch einige Flüche und Sittenregeln hervor, aber eigentlich zornig konnte ich nicht werden. Manchmal lechze ich nach einem jener Zornausbrüche, die in früherer Zeit mich oft so sehr erleichtert und erfrischt haben. Aber es glüht nichts mehr.

Radegunde jagte die Katzenmörder dreimal ums Haus herum, warf ihnen dann einen alten Handkorb nach, in dem sie das Tier zum Abdecker tragen sollten. Sie weigerten sich, es zu thun, sie vermochten, eingestandenermaßen, ihr Opfer nicht anzusehen, ein richtiges Verbrecherschauern ging über ihre Rücken.

„Ihr bösartigen Buben!" rief die Mutter ihnen zu, „als Merks werdet ihr mir drei Wochen lang täglich um diese Stunde ein Vaterunser beten!"

„Für die Katz?!" rief Steinschnabel dazwischen, der dem Auftritt beiwohnte. „Darf ich mich in den Handel mischen?"

„Und ob! Du bist ja künftig der Erzieher."

„Ihr werdet die Jungen doch nicht mit dem Gebet des Herrn strafen wollen! — Laßt mich machen!"

Er rief die Knaben vor. Und welch eine Miene!

Das Sonnenleuchten ſeiner Augen wurde zu förmlichen Blitzen, die jeden Augenblick einſchlagen konnten. „Warum habt ihr das arme Tier getötet?“

Sie ſchwiegen, ließen die Köpfe hängen. Sie wüßten nicht warum.

„Böſe Buben! Zur Strafe werdet ihr eine ganze Woche lang das Vaterunſer nicht in den Mund nehmen. Verſtanden das?“

Sie huben an zu brüllen. Konrad, der gewohnt war, allemal vor dem Schlafengehen mit frommer Innigkeit das Vaterunſer zu beten, knicte nieder: „Lieber Onkel, verzeihe uns!“

Der Onkel wandte ſich mit ſtrenger Miene ab. Und zu uns: „Auch die Alten können ſich's merken und es gelegentlich ihrem Beichtvater erzählen.“

* * *

Alſo iſt es, daß mir die Krankheit meine Kinder näher führt. Aber mein Zuſtand ſcheint ihnen ſelbſtverſtändlich, und ſie haben keine Traurigkeit.

Geſtern kam Onkel Steinſchnabel — jetzt iſt er natürlich ſchon immer der Onkel — und brachte dem Konrad ein ſonderbares Spielzeug mit. Eine Sanduhr. Bei einem Antiquitätenhändler ſoll er ſie erſtanden haben, er bedurfte ſie als Modell zur Sanduhr am Denkmal für jene „charmante Dame“. Das Ding hat ſehr zierlich geſchnitzte Säulchen aus Elfenbein und zwei Glastrichter, die mit den engen Ausmündungen aneinanderſtehen, ſo daß der feine, gelbe Sand, der im

oberen Trichter ist, durch den engen Hals in den unteren läuft. Der Knabe hatte das laternenförmige Ding, das an allen acht Ecken mit niedlichen elfenbeinernen Totenschädelchen geziert ist, auf den Tisch gestellt und betrachtete den lebendigen Sand. Oben am Rande wie in der Tiefe rieseln die Körnchen ineinander, unversiegbar rinnt das dünne trockene Brünnlein hinab, und kaum merkt man, daß im oberen Trichter der Sand in sich zusammensinkt, während der im unteren sachte ansteigt.

„Wie lange denn, Onkel?" fragte der Knabe.

„Bis abends neun Uhr ist's abgelaufen," antwortete Steinschnabel. Durch Mark und Bein ging mir sein Wort.

„Und dann?" fragte der Knabe.

„Das sollst du sehen," sagte der Schnabel. Die Kleinen umkreisen ihn jubelnd, geben aber doch immer ein bißchen acht, daß das Sonnenleuchten seines Auges nicht plötzlich zum Blitze wird. Dieses helle, ewig frohe Auge durchleuchtet gleichsam die ganze Wohnung, bis ins Gemach der Frau hinein. Er spielt mit den Kindern, als ob er selbst eins wäre, und was ihnen an Schabernack nicht einfällt, das fällt ihm ein. Sind sie müde vom Tollen, so setzen sie sich zusammen, und er erzählt ihnen Märchen oder drollige Schwänklein, daß alle wie die hellen Glöcklein lachen. Selbst Gunde, die ernsthafte, läßt bisweilen ihre Hand mit der Nähnadel auf dem Knie ruhen und betrachtete die Gruppe wohlgefällig. Mit dem Schnabel spricht sie wenig und er mit ihr nicht viel, aber manchmal schauen sie sich doch offen an, wenn auch sehr kurz, nur so blitzartig. Mich dünkt immer,

zwiſchen ihnen iſt noch nicht ganz das treuherzige Vertrauen, wie es zwiſchen Freunden ſein ſoll.

Ich bringe an dieſem Tage etwas in Anregung.

Meine Geſtalt richte ich auf, ſoweit es noch gehen will, ſo ſtelle ich mich vor ihn hin.

„Schnabel, ſieh mich an. Glaubſt du denn nicht, daß ſich der Dagobert noch rechtzeitig um ein bißchen Unſterblichkeit umſehen ſoll?“

„Aber verſteht ſich, wozu iſt man denn Philoſoph!“

„Nun alſo. Warum zögerſt du denn immer noch, mir einen Antrag zu machen? Wenn ſo ein Kerl ſchon in Fleiſch und Knochen nicht halten will, ſo ſtellen wir ihn einfach aus Stein her.“

„Wirklich?“ lachte er mich an. „Wäre es dir angenehm? Wird es dich nicht zu ſehr ermüden? Wir können ja ganz kurze Sitzungen halten, und jeden zweiten Tag.“

„Gedenke der Sanduhr! Spute dich.“

„Wir wollen uns vortrefflich dabei unterhalten.“

„Na, weißt du, der Unterhaltung wegen gerade nicht, ſo gut du dich auf Kurzweil verſtehſt. Man ſollte dich ja geradezu einſperren, du lieber Zeitvertreiber und Lebensverkürzer! Doch in dem Fall iſt's anders. Wenn einer weiß, die Witze ſollen nur verhüten, daß die Viſage des Modells nicht ganz in Apathie verſumpft, dann zündet das Feuerwerk nicht.“

„Das iſt abzuwarten. In der nächſten Woche beginnt die Schöpfung. Gott nahm Lehm. Material zweiter Güte. Wir wollen es mit Carrara-Marmor verſuchen.“

„Sage mir, Vertrauter, haſt du einen größeren Vorrat von dieſer Gattung Geiſt? — dann lieber nicht. Wiſſe, allzuviel Spiritus iſt Kranken nicht zuträglich.“

„Und ſchon gar, wenn es Fuſel iſt, nicht wahr? Na, Freund, du ſollſt nur nahrhaftes Getränk haben. Milch, wie ein Säugling an der Mutterbruſt. Kind, altes, launenhaftes! Zeige deinem himmliſchen Vater nur noch einmal ein frohes Geſicht.“ Er nahm meinen Kopf zwiſchen ſeine Hände, von Aug zu Aug ging ein Strahl. der mein ganzes Weſen warm durchrieſelte.

„Sei doch wieder einmal ein ganzer Menſch!“ ſprach er weiter, „erhebe dein Herz, und das Schickſal hat keine Macht über dich. Schau doch. Ob es Glück oder Unglück um dich giebt, das kommt auf dich ſelber an. Nach dem, wie du biſt, geſtaltet ſich dein Geſchick. Gewöhne dir doch einmal das Wünſchen ab und die Ungeduld nach der Geſundheit. Verzichte gelaſſen auf ſie, vielleicht haſt du ſie dann.“

„Mir ſchwillt das Herz bei deinen Worten!“ rief ich entzückt aus.

„Das ſoll's aber nicht. Schwellen ſoll's nicht. Ich gedenke dir eine leidenſchaftsloſe Heiterkeit ins Geſicht zu meißeln, dann ſollſt einmal ſehen, was du für ein Burſche biſt.“

Beim Abendeſſen ging's wieder gemütlich zu. Ich fühlte mich wohler als gewöhnlich, mein Weib legte mir das beſte Stück Kalbsbraten auf den Teller und bat den Onkel, ſich ſelber zu bedienen. Die Knaben ſtritten luſtig über Raben. Richard behauptete, die Raben wären ſchwarz, Konrad verſicherte, ſie ſeien weiß.

Der Schnabel schlichtete den Streit, Konrad habe recht, denn es gebe auch weiße Raben — wenigstens im Sprichwort. Richard hätte übrigens auch nicht ganz unrecht, weil die schwarzen Raben in der Mehrzahl seien.

Plötzlich wandelte mich eine Ohnmacht an; mein Weib bettete mich auf das Sofa und hielt mir ein in Weinessig getauchtes Tuch vor die Nase.

„Onkel!" rief Konrad, „die Sanduhr ist abgelaufen."

Auf dem Schranke stand sie, wie ein Laternlein anzusehen, in dem kein Licht ist. Der obere Trichter war leer, der untere voll. — Aller Augen schauten hin, Konrads blickten erwartungsvoll auf den Onkel.

„Ist sie abgelaufen?" sagte dieser.

„Ja, Onkel, sie ist abgelaufen."

„Na, dann macht man's immer so."

Und stülpte die Sanduhr über, daß der volle Trichter oben war und das dünne trockene Brünnlein sachte begann, nach unten zu rieseln.

* * *

Zu blöde ist das. Über das Christfest habe ich heute weinen müssen — daß es so glückselig ist. Ja, mein Gott, wenn man auch in diesem Fall weint! Wann kommt man dann überhaupt zum Lachen! So nervös wäre ich! sagen sie. Was heißt das? Ist dann nicht auch ein morscher Strick nervös?

„O Weihnacht und kein Kind im Haus!" sang vor etlichen Tagen der Schnabel. In lustiger Melodie sang er es, aber die Stimme hatte einen Trauerschleier um.

„Kinder! Es ſind ihrer ja im Hauſe!“ ſprach ich. „Du weißt doch, wohin du gehörſt am Weihnachtsfeſte!“

So iſt er bei uns geweſen. Gunde war nicht ſonderlich davon erbaut, ſie möchte ſolche Feſte allemal „ohne Zeugen“ begehen, aber dann fällt's immer ein wenig herb hausbacken aus. Onkel Sonnenſchein zerſtreut die Wolken.

In ſolchen Tagen kommt alles wieder, was man je an ſolchen Tagen geſündigt hat. Die größte Weihnachtstugend, hatte ich immer geglaubt, beſtünde im Geben. Thatſächlich beſteht ſie im Nehmen. In der Kunſt, recht und liebreich und dankbar zu nehmen. Mein ganzes Herz legte ich in die Geſchenke für mein Weib, und was ſie gab, das war mir oft faſt peinlich, weil ich nicht an ihre Liebe, ſondern an ihre Opfer dachte. Heute mache ich das beſſer. Ich ſchenke nicht viel, laſſe mich aber tapfer beſchenken, und das macht meine Gunde froh und heiter, auch ohne den Onkel Sonnenſchein.

Mein Nachbar, der alte Bankier Golding, hatte wieder ſeinen Anfall von Schenkwut. Zu Weihnachten pflegt er ſeinen Bekannten Körbe von Naſchwaren, Spielwaren und Nippſachen ins Haus zu ſchicken. In haſtiger Erregtheit bindet er ſchon tagelang vorher Pakete, windet Flaſchen in Stroh und nagelt Kiſten. Am Vorabend beſchäftigt er neun Dienſtmänner zum Austragen. Iſt das Feſt vorüber, dann hockt er ſich zu ſeinen Geſchäftsbüchern, rechnet und knauſert, und ſeine Seele ſitzt wieder ein ganzes Jahr lang im Arreſt — der Wertheimerkaſſe. Meinen Leuten hat der Edle diesmal ein Fäßchen Heringe geſchickt und mir ein Paar benagelte Berg-

ſchuhe mit Ruckſack und Eispickel. — Der Witz iſt gut, aber — das Fleiſch iſt ſchwach.

Einſt hatte ich halb Europa durchwandert mit meinem Haſelſtock, den ich mir als Student am Fuße der Wartburg geſchnitten. Heute dient dieſer Stock noch dazu, daß ich ein Kerzchen dran binde und mit ihm den Chriſtbaum anzünde. Während ſolcher Thätigkeit begann der Chriſtbaum ſachte zu tanzen, das Zimmer begann zu tanzen — ſpäter fand ich mich liegend auf dem Fußteppich, Haupt und Kleider feucht von dem Waſſer, das ſie mir an den Leib gegoſſen hatten. Gunde labte mich wie immer mit Eſſig, der Schnabel löſte mir die Schuhe von den Füßen, in ſchweigendem Verſtändnis waren ſie eins, mir zu helfen. Die Kinder ſtanden ſchluchzend umher und wimmerten: „Mein Vater! Mein Vater!“

Und das iſt dies Jahr ihre Chriſtbaumfreude geweſen.

Der Doktor iſt geholt worden und hat mich wieder einmal gründlich unterſucht, auch Herz und Nieren durchforſcht. Gundes und des Bildhauers Augen hingen an ſeinem Munde, aber er hat nichts geſagt. Auf die Bemerkung meiner Frau, daß ich einmal Verlangen nach Früchtebrot geäußert hätte und ob ſie mir unter Umſtänden davon geben dürfe, antwortete er faſt barſch: „Ich bitt Sie, Frau. Geben Sie ihm alles, was er wünſcht!“

* * *

Am Tage der unſchuldigen Kinder iſt der Volksſitte entſprechend früh am Morgen Konrad an mein Bett gekommen, hat mit einem Birkenrutlein auf meine Decke losgeſchlagen unter dem hell lachenden Ruf: „Kindel auf! Kindel auf! — Friſch und g'ſund! Friſch und g'ſund!"

Ich wüßte auf Erden keinen Schlag, der ſo ſüß wäre als des lieben Kindes Rutenſtreich an dieſem Lostage. Und ich wüßte keinen furchtbareren Schickſalsſchlag als den nach Vater oder Mutter geführten Schlag eines ruchloſen Kindes.

* * *

Aus meiner Lade habe ich heute alte, heilige Sachen hervorgeholt. Das Myrtenſträußchen vom Hochzeitstage. Das kniſtert, ſo dürr iſt es. Wie fange ich es nur an, daß ſie mir dieſes Kleinod in den Sarg mitgeben? Ich fürchte mich vor der großen Einſamkeit im Grabe und möchte einen Segen bei mir haben. Aber man darf ja nicht ein Wort davon ſprechen. Alle ſtecken ihren Kopf in den Sand und laſſen mich allein mit meinem Sterben.

Ich will wieder einmal meinen letzten Willen ſchreiben.

Schreiben und immer ſchreiben! Das zagende Wort, ſonſt habe ich ja nichts mehr. Und Sterbende ſollen bekennen und beichten.

* * *

Meiner Tage habe ich noch keinen toten König geſehen. Auch keinen toten Bettler. Nur tote Menſchen

Ich kann nicht faſſen, weshalb der eine Menſch ohne weiteres und der andere mit aller Umſtändlichkeit ins Grab geworfen wird. Mir iſt es unfaßbar, daß der heilige Menſchenleib deſſen, der im Leben angeſehen wahr, mit kindiſchem Takt entehrt werden muß. Vor der Majeſtät des Todes iſt aller Prunk kurzweg lächerlich. Oder wäre es gerade der paſſende Abſchluß für das Poſſenſpiel des Weltlebens? Wenn der Tod nur auch einen Spaß verſtünde!

Ich will für meine werte Perſon das Begräbnisprogramm aufſtellen und ſelbiges an die Kaſſe kleben, damit ſie es gleich finden.

Da liegt auf kaltem Bett die Lehmgeſtalt, die aus dem Menſchen eine Sache geworden iſt. Laſſet mir, ihr fremden Herandringlinge, mit eurer täppiſchen Hand, mit eurem vorwitzigen Auge die Hülle unberührt! — Sie waſchen das Antlitz und ſtrählen das Haar, denn es iſt der hohe Feſttag gekommen. Vielleicht weht die abgeſchiedene Seele, bevor ſie den Flug weiter nimmt durch die Ewigkeiten, noch ein Weilchen ums Ruhebett und ſchaut verwundert die Geſtalt an, in der ſie gehauſt hat. Manches Menſchenantlitz iſt in den erſten Stunden des Todes ſchöner, als es im Leben geweſen. Der Abſchiedskuß der Seele.

Drei Tage lang liege der Leib noch im Lichte, damit denen, die in Liebe und Nachſicht ihn gewohnt waren, das Entſchwinden nicht zu plötzlich ſei. Die ihm gut geweſen, ſollen es noch einmal empfinden; die ihm nicht gut geweſen, ſollen an dem friedlichen Schläfer ſehen, daß es auch ſo gut iſt.

Das Schweigen des Toten! Nichts ist so beredt. Aber seine ganze Weltanschauung heißt: Mir ist alles eins. Nicht einmal Bahre und Grab kümmern ihn was, das sind Angelegenheiten der Überlebenden, die sie sich einrichten mögen nach ihrem Belieben. Je persönlicher dieses Belieben, je unabhängiger von Brauch und Sitte — je echter.

Die starre Gestalt in ein dunkles Gemach legen, zu Häupten eine Ampel anzünden und ein paar Kerzen und ihr ein einfaches Kreuz in die Hand geben. Das Sterben ist als eine religiöse Handlung zu betrachten, als ein Opfer seiner selbst dem Ewigen. Dann auf die Brust den Myrtenzweig. Sind Blumen da, so sollen sie nicht gebrochen, sollen lebendig sein. Was macht ein Toter mit toten Pflanzen? Erdreich will Lebendiges hegen.

Mit Heftigkeit lehne ich ab den Metallsarg, die gewölbte Gruft. Kein Kerker soll mich absperren vom Leben der frischen fruchtbaren Erde, die ein Anrecht auf mich hat, wie ich auf sie. Was sagte doch letzthin der Schnabel, als er mit Lehm umthat? „Wir wollen miteinander ja noch vieles schaffen, wir wollen die Zukunft noch überraschen mit dem, was wir können, die Erde und ich, der Wille!" Ein Sarg aus Fichtenholz, nicht angestrichen, denn die Farbe „konserviert", das heißt in diesem Falle, sie hält lange tot, was tot ist. Ich will aber baldigst wieder anfangen. Am nettesten wäre es, den Leib bloß in Leinwand gewickelt der Erde zu übergeben.

Des Leichenbegängnisses wegen bin ich unbescheiden.

Nicht von Tieren will ich gezogen werden, vielmehr von Menſchen getragen. Auf zwei Bahrſtangen, die auf den Schultern der Männer liegen. Kranzſpenden verbeten. Grünzeug und buntes Bänderwerk in Haufen nachſchleppen? Nein. Es iſt ja wahr, was Roderich ſagt, daß der Menſch, wenn er ſein Innerſtes heben will, zur Blume greift, eine Blume der Braut, eine Blume dem Toten. Allein die Vielheit des Straußes heißt Laub und die Vielheit der Blume heißt Heu. Ich habe Leichenzüge geſehen, deren Kränze ein kleines bürgerliches Vermögen ausgemacht haben. Und rechts und links am prunkvollen Toten darben Lebendige. Wenn jenen Armen, deren fleißige Hände vielleicht die Kränze wanden, noch der Ertrag zukäme! Nein, er kommt den Krämern zu gute. Das Kränzeunweſen iſt eine der dümmſten Sitten und grenzt in ſeiner jetzigen Unwahrhaftigkeit ſchon beinahe an — nein, ich will's nicht ſagen.

Die Prunkgewinde, deren Schleifen ſtets mit dem Namen der Spender geſchmückt ſind, zeigen aller Welt, wer ſich um die Trauer auch was koſten laſſen kann. Kurz, ich haſſe die Kränze, ich haſſe ſie aus Liebe zum Kranz; in der Maſſe erſtickt das Symbol, nur der eine Kranz auf dem Sarge, von den Nächſten hingelegt, nimmt Weihe an. Was die blutige Liebe thut, um ſich zu genügen — Gott ſei davor, daß ich es tadle!

Und nun die letzte Station: das Grab. Wem wird vor der Erde grauen — vor ſich ſelber! Sagte das nicht Onkel Sonnenſchein? Alſo intime Beziehungen. Ein tiefes eigenes Grab ohne Kündigungsfriſt. Der

Hügel ein Garten. Hier beginnt das Reich der Kränze, der lebendigen. In frischen Halmen gedenke ich wieder heraufzukommen, durch die Blume will ich zu Weib und Kindern sprechen: Auferstehung von den Toten, ewiges Leben.

* * *

Gesagt ist es ganz hübsch.

Doch im Halm, in der Blume fortzuleben, oder in einem Schmetterling, einem Vogel, oder im Tau, oder im Lehm — nein, das wäre mir zu lumpig. Mir schwant eine ganz andere Offenbarung, und wenn ich jetzt sehr gescheit philosophieren werde, so brauchst du, mein lieber Steinschnabel, mich deshalb nicht gleich für verrückt zu halten. In schlaflosen Nächten, wo das Tiktak der Uhr gleichsam mit unaufhörlichen Schritten von einer Ewigkeit zur anderen geht, da kommt's. Schon an der Pforte des Jenseits stehend, möchte man doch gern ein wenig durchs Schlüsselloch gucken — aber der Schlüssel steckt von innen. Da thut man ein übriges und — spinnt. In Spiel und Ernst spinnt man weiter und verstrickt sich sachte in das Hirngespinst, daß es schließlich ist, als hätte die Seele, die arme, ein Hemd aus Spinnweben an.

Wohlan! — Was ich heute schreibe, es wird morgen belächelt, übermorgen vergessen, nach hundert Jahren unverständlich, nach tausend Jahren selbstverständlich sein.

Es ist mir nicht möglich, das Leben zu lassen, es ist nicht möglich. Das ewige Sein, ich gebe es nicht hin, und müßte ich die Zukunft mit der Vergangenheit aus-

füllen. Daß ich's nur ſage: Unſer Leben wird ſich wiederholen. Denn der Wahn, daß wir juſt und eben jetzt ein Eintagsfliegenleben hätten, iſt zu dumm. Ich bin, und das iſt mir der allerſicherſte Beweis, daß ich war und ſein werde. Daß wir täglich Leute um uns geboren werden und hinſterben ſehen, beweiſt nichts, ſie ſind eine Erſcheinung, ſie kamen nach unſerer Wahrnehmung her und gingen wieder fort. Das werden auch wir anderen ſo erſcheinen, als wenn wir kämen und gingen. Als moderner kritiſcher Geiſt glaube ich nur das, was ich weiß und erfahren habe. Vom Geborenwerden weiß ich nichts, das Sterben habe ich nicht erfahren. So muß ich wohl immer ſein. Nicht wahr, ich bin verrückt, wie ein Philoſoph, oder philoſophiere wie ein Verrückter!

Plaudern kann man ja davon, wir haben reichlich Zeit dazu, wir Bürger der Ewigkeit. Es kommt dicker: ich will ewig ſein, ohne alt zu werden, ohne die Kette von Urſache und Wirkung bewußt fortſchleppen zu müſſen.

Seit Kindheit weiß ich, daß uns der liebe Gott einen Himmel bereitet hat. Der wird unſinnig ſchön ſein! Weil man aber nicht weiß, wie und wo und wann, ſo iſt das beängſtigend. Und weil der Bauer nichts ißt als das, was er ſchon kennt, ſo möchte ich einen Himmel haben, den ich ſchon gewohnt bin. Und ſo werde ich den lieben Gott, wenn er juſt einmal in guter Laune iſt, bitten: Herr! Willſt du mir ſchon recht gut ſein, ſo gieb mir mein Leben wieder, das zu Ende will. Laß mich mein altes Leben noch einmal durchmachen. Nicht etwa, weil ich's beſſer machen wollte ein zweites Mal,

ſondern, weil's mir gerade ſo gefällt, wie es war und iſt. Geht's oben an den Rand, ſo fange ich wieder unten an. Und allemal ſo herum. Gieb mir's ganz genau wieder, wie es war, als ob es photographiert und phonographiert und ſtenographiert wäre, mit allen Örtlichkeiten, Menſchen, Freuden und Plagen, Dulden und Thaten, Tugenden und Sünden. Die Sünden vergiß mir nicht, ſie haben auch ihr Gutes! Ich will nichts vermiſſen, nicht das rotblumige Tuch am Buſen meiner Mutter, das ich beiſeite ſchob, wenn's zu trinken gab; nicht das blaue Kinderkittelchen mit den weißen Sternen; nicht das thönerne Milchſchüßlein mit den gemalten Spiralringen; nicht ein einziges Bein vom roten Pferde, dem hölzernen, außer bis ich es ſelber kaputt mache; nicht ein Härchen von meinem erſten Bartanflug, an jedem hing ein Himmelreich. Alles, alles wieder, in derſelben Reihenfolge, mit derſelben Entwickelung in mir und weit ringsum. Es werde, wie's geweſen iſt. Amen.

Nun mag es ja ſein, daß der liebe Gott wundershalber nicht anders wie ein vernünftiger Menſch antwortet: „Aber Kind, was für Mucken! Soll ich deinetwegen die ganze Welt zurückſchrauben um ſo und ſo viele Jahre? Soll ich alle Toten wieder erwecken, daß ſie dein Gefolge ſeien? Soll ich den alten Zeitgeiſt wieder einführen, den ſie unter vielen Plackereien endlich losgebracht haben? Nein, ein ſolcher Reaktionär iſt der Alte doch nicht.“

Und wenn wir zwei beide ſchon einmal ſo im gemütlichen Geſpräch wären miteinander, ſo würde ich

nun beſcheidentlich entgegnen: „Herr und Vater! Wie du jetzt geſprochen, das iſt dein Ernſt nicht. Es iſt ſicher nur ein liebenswürdiger Spott auf die menſchliche Naſeweisheit. Denn ſo klug reden nur die thörichten Menſchen. Wozu wäreſt du der Allmächtige, der alles kann! Und ſchließlich — an der Welt brauchſt du ja gar nichts zu ändern, laſſe in Gottesnamen alles, wie es iſt, nur gieb mir die Vorſtellung, als ob alles ſo wäre, wie ich es will. Nur ein Rädchen im Gehirn berühre mit deinem Finger, und es iſt.“

Darauf wird der Herr mir wahrſcheinlich auf die Achſel klopfen und ſagen: „Laß das gut ſein. Wie es zu machen iſt, das weiß ich ſchon ſelber. Gehe jetzt an dein Tagewerk, wir ſprechen noch davon.“

* * *

O, ſo lebensdurſtig, ſo lebensdurſtig! Dieſes Sein, das die vom Doktor Balſam gezogene Grenze bereits überſchritten hat, auf Wucherzinſen möchte ich es anlegen im altrenommierten Bankhauſe Ewigkeit.

Der Winter geht zu Ende, und ich atme noch. Beim Buchbinder hat er ſich auch geirrt, endlich aber doch recht behalten. Der Buchbinder wiederholt vielleicht juſt anderswo ſein Leben, und ich ſpringe morgen über oder ſchnappe über.

Ach, Santa Maria! Wenn ich nur einmal noch einen Lebenswandel führen könnte, wie es Gott gefällig iſt — nämlich auf zwei Füßen.

Vor ein paar Tagen ſind wir ausgefahren, um

frische Gottesluft zu schnappen. Die Felder liegen noch im Schnee, die Straßen sind grundlos, von oben scheint die Sonne, und auf den Fichtenwipfeln, die scharf und klar in den blauen Himmel hineinstehen, singen die Finken. In zwei Bettdecken hat meine Gunde mich eingeschlagen, um Hals und Kopf noch ein Wollentuch gewickelt, so daß nur Nase und Augen ein bißchen hervorgucken können. Sie sitzt neben mir und wendet keinen Blick von dem alten Wickelkinde. Gegenüber der Schnabel, immer der gleiche frohe Bursche, warmherzig, schalkhaft, ihre Sorgen, die er heimlich teilt, zerstreuend. Wie schwer er die Cigarre entbehrt an meiner Seite! Wie tapfer er auf das Glas Wein verzichtet, das ich als Temperenzler abgeschafft habe. Er ist sonst einer, der's nicht verschmäht — durchaus nicht. Im vorigen Jahre, noch bestrebt andere zu retten und selig zu machen, habe ich denn mal auch diesem Lebemann etwas Moralisches versetzen wollen. Wir begegneten damals im Walde einem alten Holzknecht mit roten Wangen und weißem Haar. Voll frischen Schwunges klob er Scheiter; aus seinem lebhaften Auge blickte so viel Gesundheit und Nüchternheit, daß ich ihn schier meinem Freunde Schnabel als leuchtendes Beispiel aufstellen wollte.

„Immer fleißig?" sprach ich den Mann an.

„Passiert."

„Wie alt seid Ihr nur?"

„Rat' einmal."

„Ich geb Euch sechzig."

„Ich nehm sie nicht. Um zwanzig Jahre zu wenig."

„Daß Ihr bei Eurem hohen Alter noch so bei Kraft seid!"

„Passiert."

„Saget uns doch einmal, Vetter, wie Ihr immer gelebt habt?"

Er zuckte die Achseln, denn er wußte keine Antwort.

„Daß Ihr noch so frisch und rüstig seid und so alt geworden, was thut Ihr denn?"

„Ich? Was ich thu, daß ich so alt geworden bin? Saufen thu ich!"

Man kann sich's denken, wie schadenfroh der Schnabel aufgelacht hat darüber, daß der Mäßigkeitsapostel ein so schiefes Urteil erwischt.

Erst später hat es sich herausgestellt, was der Alte unter „saufen" verstand. Wenn in der Gegend der Typhus drohte oder die Cholera oder die Blattern grassierten, da ging der Mann her und soff. Nämlich, er trank Wachholderbranntwein als Schutzmittel gegen Ansteckung. Vor einem lukullischen Bildhauer möchte ich aber doch keinen Waldsohn mehr fragen, wie er lebt.

Von der Spazierfahrt heimgekehrt, mußten mich zwei Dienstmänner aufs Zimmer tragen, so sehr hatte mich die freie Luft angegriffen. Dann merkte ich aber, wie hinter der Thür Gunde in ihr Tuch schluchzt und wie der Schnabel neben ihr steht und zu trösten sucht. Heute ist's doch wieder so weit, daß wir miteinander ein Terzett gelacht haben, weil der Schnabel aus einer Kartoffel den Doktor Balsam modelliert hatte.

Mit meinem Porträtsitzen ist's nichts. Sie haben mir sogar den Spiegel aus dem Zimmer genommen

unter dem Vorwand, es müſſe der Rahmen einmal friſch vergoldet werden. Der eigentliche Grund — ich kann mir ihn ſchon denken.

Wir haben eine alte Magd im Hauſe, die ſeit geſtern über heftiges Magenleiden klagt, daß ſie gar nichts mehr eſſen könne. Doktor Balſam fand ſofort, daß ſie an einer Halsentzündung litt, und ſtellte es ſich heraus, daß die Perſon den Schlund für den Magen hielt. Unter dieſem Dafürhalten iſt ſie achtundfünfzig Jahre alt geworden. Der Schnabel meint, ſie hätte es auch jetzt nicht notwendig zu erfahren gebraucht, wie die Sache ſteht. Der Menſch müſſe anſtändigerweiſe wohl einen Magen haben, brauche aber nicht zu wiſſen, wo er ſitzt

* * *

Immer und überall die ſchlimmſten Zeichen!

Geſtern war mein Geburtstag — der ſiebenunddreißigſte; iſt viel für meine Geſundheit gethan worden. Als ich mit Gunde anſtieß, zerbrach mein Glas, ſo daß der rote Wein ſich über das Tiſchtuch hin ergoß.

„Hurra, Kindstaufe!“ rief der Schnabel.

Frau Gunde war blaß geworden.

„Und du mach mit deinem dummen Krimskram in den Winkel!“ ſchrie ſie dem Konrad zu. Dieſer ſpielte nämlich mit der Sanduhr.

* * *

Muß ſchon ein paar Jahr her ſein, daß wir, Steinſchnabel und ich, eines Tages in unſerer Stadt-

pfarrkirche geſtanden haben, um die Marienſtatue aus dem dreizehnten Jahrhundert zu betrachten. In der Kirche ſaßen Andächtige und ſummten ein Gebet.

„Was iſt denn das?“ fragte Steinſchnabel.

„Das iſt eine Litanei.“

„Aber ſie beten immer: Vom jähen und unverſehenen Tode erlöſe uns, o Herr!“

„Ja, ja, ſo lautet's.“

„Menſch, das iſt ja falſch!“ ſagte er faſt laut. „Den jähen und unverſehenen Tod beſchere uns, o Herr! muß es heißen.“

Wenn einer in Leiden und Angſt ſo dahinſiecht, ſich und anderen zur Qual, da denkt man daran.

* * *

Der arme Kranke, er ruht auf weichen Kiſſen. Seine Lieben hegen und pflegen die müden Glieder in nimmerraſtender, zarter Sorgfalt und ſcheuchen bangende Schatten munter davon und haben milde, ſchmeichelnde Worte — frohen Troſt für dich und ſich. Und plötzlich rollt zwiſchen Kirchhofskreuzen, von kundigen Armen ſtummer Männer raſch geſenkt, der Sarg zur Tiefe. Und hüllenlos in furchtbarer Wahrheit ſteht die kalte, unerbittliche, dämoniſche Herrlichkeit Natur . . .

Rhythmiſch wiegend waren dieſe Klänge durch mein Haupt gezogen während des Schlafes. Dann war ich aufgewacht. Im Nebenzimmer gingen geſchäftige Schritte auf und ab. Das iſt was Beſonderes. Ich klingele. Gunde kommt herein und verſichert, es ſei

nichts. Da bin ich ſchon auf den Beinen und eile ins Zimmer der Kinder. Liegt ausgeſtreckt der kleine Konrad, ſtahlblau im Geſicht, ſtarr der Blick — ringt furchtbar nach Atem, an den Lippen Schaum. Die Magd läuft mit warmen Tüchern herbei, murmelt: „Es wird gleich beſſer, es wird gleich beſſer!“ Und mit dem gleichen Atemſtoß ruft ſie alle Heiligen an. Ich werfe mich in die Kleider, laufe die Treppe hinab, hinaus in die regnende Nacht — zum Arzt. Der erſchrickt nicht wenig und jagt mich nach Hauſe. Mein Gott, jetzt fällt mir ein: Ich bin ja ſelber krank!

Nach zwei Stunden war bei dem Knaben der ſchreckliche Krampf vorüber. Er ſchlummerte, ich rang zornig mit dem Doktor, der mich mit Gewalt an mein Bett ſchleppte. Ich war nicht müde, in der lebhaften Bethätigung für das Kind hatte ich Erquickung gefunden. Erſt auf die Verſicherung, daß es bei dem Jungen nichts als ein Stimmritzenkrampf geweſen und die Gefahr völlig vorüber ſei, habe ich mich beruhigen können.

Am Morgen hatte ich ein paar Stunden länger geſchlafen als ſonſt. Wenn es noch eine Ordnung gäbe auf der Welt, ſo müßte ich jetzt tot ſein. Aber es giebt keine Ordnung mehr. Doktor Balſam iſt arg erboſt. „Solche Patienten habe ich ſchon gar gern,“ ſoll er bei einem Nachbar über mich geſagt haben. „Da begehen ſie mutwillig einen Selbſtmord, und der Arzt ſoll ſie wieder von den Toten auferwecken.“

* * *

Vier Tage ſeit der Schreckensnacht, und ich lebe immer noch. Ich ſchlage wieder einmal in einem pathologiſchen Werke nach, was hätte geſchehen können. Regelmäßigerweiſe hätte ich an einem Herzkrampf zuſammenſtürzen müſſen. Es iſt ein ſehr intereſſantes Buch, ich finde alle meine Krankheitserſcheinungen drin: die Bruſtkrämpfe, den abnormen Herzſchlag, die ſchreckliche Abmagerung, die Verdauungsſchwäche, den Schwindel, die Appetitloſigkeit, die Unruhe im Schlafe, das Blutbrechen, die enorme Erſchöpfung, kurzum, mein ganzes Todesarſenal iſt in dem gelehrten Werke genau aufgeſtapelt. Nur die Urſache, weshalb ich an meinem Exzeſſe nicht geſtorben bin, ſteht nicht drin. Und gerade das iſt das Unheimliche.

Nun, ſo will ich weiter hangen und bangen und mich vertraut machen mit dem Unabwendbaren. Es wird doch auch im geſtorbenen Zuſtande auszuhalten ſein, mutmaßt der Schnabel. Wer weiß, warum die Totenſchädel alle lachen!

* * *

In guten Tagen denkt man ſelten daran, daß ſie mit ſchlimmen bezahlt werden müſſen. Bevor du zum Feſtſchmauſe gehſt, wähle dir einen Arzt. Wähle klug, nimm einen erſter Güte. Nur ein guter Menſch kann ein guter Arzt ſein! Dieſes Wort ſprach einer der berühmteſten von ihnen.

Ich möchte gern dankbar ſein und den Ärzten, die mir ſchon ſo viele Ratſchläge erteilt haben, auch ein paar geben.

Der Kranke ſucht beim Arzt vor allem perſönliche Teilnahme. Der Arzt ſoll ihn geduldig ausreden laſſen, und für dieſe wohlthätige Geduld darf er — ich geſtatte es — Honorar einſtecken. Bei den Verordnungen braucht er nicht gerade allemal der Buchwiſſenſchaft das erſte Wort zu laſſen, er darf manchmal auch ſeinen oder anderer Hausverſtand zum Konſilium laden.

Kranken, die Medizin wünſchen, ſoll ſie verſchrieben werden. Der Glaube wirkt auch hier das Wunder. Oft bittet der Kranke um volle Aufrichtigkeit. Aber! Nur die größten Verbrecher dürfen zum Tode verurteilt werden. An mir hat Doktor Balſam einen Juſtizmord begangen. Junge Ärzte leiden an der Gier nach Operationen. Zwei Stunden von hier lebt ein Mann, dem das Bein abgeſchnitten werden ſollte. Das erſte und das zweite Mal ließ er die Doktoren mit ihren Meſſern nicht vor, als ſie, in höchſter Beſorgnis, die Sache könne mit einer allgemeinen Blutvergiftung enden, das dritte Mal kamen, war der Kranke geflohen und zwar — zu Fuß! Die meiſten Patienten ſind undankbar. Geht's gut, thut's Gott oder ihre eigene Umſicht; geht's ſchlecht, iſt der Arzt ſchuld. Es giebt auch Ärzte, die den Spieß umdrehen.

Manchem Arzt wird nachgeſagt, daß er hauptſächlich auf Gelderwerb ausgehe. Das glaube ich nicht. Wer wird deswegen in die Tiefen des menſchlichen Elends ſteigen und ſein ganzes Leben darin zubringen! Nein, dahin ſchickt ihn die Liebe. Wenn er auch abgeſtumpft iſt gegen das Leiden und oft gleichgültig erſcheint — es iſt die ſtarke, opferfähige Liebe. Mancher Arzt bringt

— anſtatt Honorar zu nehmen — Geld mit ins Haus des armen Kranken.

Arm, aber angebetet von dem Volke. Mein Doktor Balſam iſt juſt kein ſolcher Popularitätshaſcher.

Wöchentlich ein paarmal kommt er zu mir, ſtets ſorgfältig raſiert, in guter Laune und in weißer Weſte. Er ſetzt ſich breit und behaglich zu mir, prüft die Temperatur, erklärt, wie man Zwiebeltunke bereitet, weshalb die ungariſchen Kornpreiſe ſteigen und erzählt dann Witze aus der „Jugend“. Nebenbei ſchreibt er manchmal ein paar lateiniſche Worte auf, für die Apotheke. Von mir iſt weiter nicht die Rede.

* * *

Mein Vater ſah einmal einen armen Sünder zum Hochgericht fahren. Der hatte ſchwarze Handſchuhe angezogen und um ſeinen Hut einen Trauerflor gewunden. Ordentlich in Feſtſtimmung ſchien der arme Teufel zu ſein. War er doch jetzt einmal der Mann des Tages. Bin ich nicht derſelbe Tropf mit meiner geiſtigen Trauertoilette?

Der Frühling iſt da. Wie ſoll ich mich zu ihm verhalten? Ich empfinde keine Betrübnis und keine Freude, bin völlig ſtumpf. Vielleicht läßt mich der Herrgott ſo dumm werden, daß ich vom Sterben nichts merke.

Das wäre recht geſcheit.

* * *

Wenn das Sterben nur nicht gerade das letzte wäre, was einem paſſieren muß! Wenn nach demſelben nur

noch ein bißchen was käme, ſei es eine Stunde Liebesglück, ſei es ein frohes Lied, ſei es ein Ausblick von der Bergeshöhe, ſei es ein friſcher Freundſchaftstrunk, nur etwas als Lohn für ein tapferes Sterben, nur eins, das nicht mehr unter dem Siegel des Todes ſteht.

„Ja," fragte mich auf ſolche Klage der Freund, „biſt denn du nicht bei den Göttern geladen im Elyſium?"

Vielleicht wird das Sterben nicht ſchmerzlich ſein. Schmerz iſt nur ein Zeichen von Lebenskraft. Gefühlloſigkeit, Bewußtloſigkeit — tot. Na nu, jetzt weiß ich, weshalb mir der Lenz nicht mehr fühlbar iſt.

Aber — Sterbende haben ihre Launen. Mancher will, daß die Hinterbleibenden hübſch geſittig zu ſeinem letzten Segen niederknien. Mancher macht in der letzten Stunde noch das Programm fürs Begräbnis und beſtimmt ſeine Gewandung, in der er die große Reiſe antreten will. Sie möchten nach ihrem Tode gern noch eine Weile mitſpielen und es anderen aufmutzen, was ihnen ſelber nicht gelang. In Krimdorf drüben ſtarb einer, der des lieben Himmels wegen ſeinem Töchterchen das Verſprechen abnahm, ins Kloſter zu gehen. Nun hat das Mädchen mit der Erfüllung ſo lange gewartet, bis die Liebe kam. Es muß den Schwur brechen oder ins Elend wandern. Und das hat der liebende Vater auf dem Sterbebett gethan.

* * *

Ich glaube ſchon darum, daß es zu Ende iſt, weil ich mich bereits nach allen Seiten hin ausgeſtreckt habe.

Es giebt nichts Erhabenes, und es giebt nichts Niederträchtiges, das ich nicht gedacht und gefühlt hätte. Ich bin in der Geſinnung ein Heiliger geweſen und im Leben ein Erzſchelm. An einen Beichtvater werde ich noch denken müſſen. Hat man die lateiniſchen Rezepte hinter ſich, dann kommen die lateiniſchen Gebete. Lateiniſche Küche, lateiniſche Kirche — deutſcher Michel!

* * *

Meine Krankenſtube iſt eine Künſtlerwerkſtatt. Da ich mich für die Reproduktion leider nicht mehr eigne, ſo iſt Radegunde herbeigeholt worden. Da hilft kein Sträuben, ſie wird in Lehm gemodelt, ſpäter in Gips gegoſſen, damit ich — ſpaßen ſie — ein Andenken hätte, wenn ſie einmal geſtorben ſein würde.

Ich ſolle hübſch daneben ſitzen, meint der Schnabel, und zuſehen bei dem Kunſtſtück, wie man eine bewegſame Hausfrau feſtbannt. Ich hatte das in der That nicht für möglich gehalten, aber dem Schwerenöter gelingt's. Es zuckt ihr wohl in den Gliedern, wenn draußen die Knaben poltern oder die Magd ſchreit. Sie kneift die Lippen zuſammen, das iſt jedoch dem Schnabel nicht recht. Sie wirft den Kopf und ſchupft die Achſeln, das iſt ihm auch nicht recht. Sie grollt über das gottloſe Daſitzen, wo das Haus voll Arbeit ſei, das macht ihm gar nichts, denn ſie ſitzt doch. „Auf ein Andenken, wenn ſie nimmer ſein wird." Kindereien!

Ich habe dieſe Sitzungen hauptſächlich veranſtaltet, damit die beiden ſich ein wenig aneinander gewöhnen.

Denn ſie trutzt wirklich manchmal mit ihm. Seine heitere Geduld mit ihr ſcheint grenzenlos, könnte aber doch einmal ein Ende nehmen, und damit wäre die Vormundſchaft in Frage geſtellt.

Sogar ſchon an der halbfertigen Büſte ſieht man's, was meine Gunde eigentlich für einen klaſſiſchen Kopf hat. Dieſer Hals und dieſe Naſenlinie und dieſe leicht vorgeſchwungene Oberlippe! Man ſieht ſich ſolche Dinge, in denen ſo viel Seele liegt, vereinzelt zu ſelten an. Der Schnabel legt ſein Löwenhaupt einmal nach der einen, dann nach der anderen Seite hin und betrachtet das Werk faſt mit Begierde, und aus ſeinen Augen ſprüht heißes Leben auf das kalte Thongebilde, daß mich manchmal dünkt, es müſſe die Augen niederſchlagen. So ſind die Künſtler, alles Wirkliche wird ihnen erſt bedeutſam, wenn es in Kunſt übergeht.

Zum Andenken, wenn ſie nimmer ſein wird! Der dumme Gedanke ließ mich heute nicht ſchlafen. Er iſt wie ein wildes Tier, das in friedliche Gefilde einbricht. Er iſt nicht zu faſſen. Daß ſie mir vorangehen könnte! O Herrgott, bin ich ein Egoiſt! Was ich nicht ertragen kann, ſoll ſie ertragen! Immer nur denke ich an mein Sterben, nie an ihr Leid. Jetzt erſt, o Jeſus Chriſtus, ſehe ich die ganze Gräßlichkeit deſſen, was uns bevorſteht. Wenn ſie mich ſo lieb hat als ich ſie — o mein Gott! o mein Gott!

* * *

Iſt es nicht merkwürdig, daß man einen Menſchen als fahlen Lehm oder braune Erde anſehen kann, ohne

wahnſinnig zu werden? Ein junger Mann ſtand auf dem Kirchhof, hatte in der Hand ſchwarze Erde und rieb ſie zwiſchen den Fingerſpitzen. Erde, gewöhnliche Erde, nichts weiter.

„Nichts weiter?“ bemerkt der Schnabel. „Mein Lieber, es ſcheint, du weißt nicht, was Erde iſt!“

* * *

Läuft heute Konrad zur Thür herein und ſagt, er hätte mich lieb und mir zuliebe juſt die ganze Schüſſel Reisbrei ausgegeſſen. Und der Onkel habe geſagt, nun werde er groß, viel größer wie ein Baum, ſo groß, daß man ihn auf einen Zwirnknäuel haſpeln müſſe, um ihn zur Thür hereinzubringen.

„Laß die Poſſen und gehe!“ ſagte ich. Will allein ſein, muß nachdenken, was Erde iſt. — Das junge Leben weiſe ich von mir, der Tod bleibt neben mir ſtehen.

* * *

In vergangener Nacht träumte mir, ich hätte Speckklöße mit Sauerkraut gegeſſen. Als ich erwachte, lag mir die Koſt ſo ſehr im Magen, daß „doppelkohlenſaures Natron“ genommen werden mußte. „Schnabel!“ ſage ich, „wenn man im Traum ſich den Magen verderben kann, dann ſtehe ich für nichts.“

„Freilich,“ lacht er, „nimm im Traum doch einmal eine Handvoll Dukaten aus der Kiſte und ſieh beim Er-

wachen nach, ob du sie in der Hand hast. Und du willst die Freuden dieses Lebens mit hinübernehmen in ein anderes?"

* * *

Während Konrad heute seinem Unterricht im Rechnen oblag, ging ich im Garten umher und sah, worin der Junge vorher unterbrochen worden war.

Am Raine unter dem Birnbaum war in der Erde ein Loch ausgewühlt. Auf dem Kieswege dahin war der Konduкt aufgestellt. Vorne Mutters grüner Kaffetopf, in welchem mit aufragenden Spießen eine Tischgabel stak. Hinter demselben das neue Paar Schuhe Konrads. Diesem reihten sich an die Kalblederschuhe Fridas und die Stiefeletten Richards. Dann Onkel Sonnenscheins Bierkrug, dessen Henkel mit einem schwarzen Florfetzlein behangen war. Hernach der hölzerne Fußschemel, der sonst unter Mutters Nähtisch steht. Darauf lag das rote Kopfkissen Fridas, und auf diesem war etwas Längliches und Eckiges gebettet und mit einem blauen Sacktüchlein zugedeckt. Hinter solchem Katafalk kamen meine großen Röhrenstiefel, dann Mutters Hausschuhe und ganz hinten die Filzpatschen der Magd. Und das alles stand in einer Reihe auf dem Kieswege des Gartens.

Also ein Leichenzug! Hm, hm! — So, so! — Wer ist dir denn gestorben, Konrad, wenn man fragen darf? — Meine Frage bestand darin, daß ich das blaue Sacktüchlein mit zwei Fingern an der Ecke faßte und es aufhob.

Die Sanduhr! — Die Sanduhr ist tot. Da lag sie auf dem Bahrkissen. Einer der Trichter in Scherben, Zeit und Ewigkeit ausgeronnen.

„Wenn die Kinder so spielen, da nimmt's nachher allemal einen!" sagte das alte Moidle, dieweilen es scheuern ging.

„Es nimmt einen!" Natürlich nimmt's einen, das Moidle, einen Waschlappen, wenn es die Zuber scheuern soll!

* * *

Heute früh ist Doktor Balsam gestorben. Plötzlich, während des Ankleidens. Der starke, lebensfrische Mann, der für ein Jahrhundert gebaut schien. Der immer so behaglich saß an meinem Krankenlager und der mir bloß — ein paar Monate gegeben hat.

Wann war denn das?

* * *

Als sie vom Begräbnis kamen, drückte der Schnabel mir munter die Hand. Just, als wollte er gratulieren.

Nachher wankte ich auf den Friedhof zu meinem Doktor Balsam. Weiß nicht recht, war's der Abschieds- oder Antrittsbesuch. Dabei sah ich, daß der Friedhof ein anderer wird. Er belebt sich mit leuchtenden Marmorgestalten. Teils sind sie aus klassischer und germanischer Mythe, teils aus dem christlichen Himmel. Der Blick wendet sich ab von den düsteren, schauerlichen Bildern des Jammers und des Todes, und auf den Grab-

ſtätten ſtehen künſtleriſche Sinnbilder von Auferſtehung, Leben und Freude. Beſonders rührte mich ein ſchöner, weißer Engel, der mit einem Arm gegen den Himmel weiſt, mit dem anderen ſich beugend anſchickt, den Gruftdeckel zu öffnen. Statt des Kreuzes ſieht man den Auferſtandenen, oder die Erweckung des Lazarus, oder ein Sinnbild aus den Offenbarungen. Auf der Ruheſtätte eines jungen Mannes ſchläft ein bildſchöner Jüngling, bewacht von Genien, die ihren Finger an den Mund legen, gleichſam als ſolle der Schläfer aus ſeinem ſüßen Frieden nicht geweckt werden. Der Friedhof wird ein Ort des frohen Glaubens und der tröſtenden Liebe. Und das thut mein frohgemuter Bruder Sonnenſchein!

Auf dieſem Friedhofswege habe ich auch etwas anderes erlebt, das aufgeſchrieben werden muß.

An der Totenkammer vorüberſchreitend, hörte ich drinnen laut ſprechen und lachen. Die Fenſterecke iſt gerade ſo tief, daß ich gucken konnte. Saßen in der Kammer der Totengräber und der Stephan Eſchbaumer, penſionierter und jubilierter Stadtſchreiber. Zwiſchen ſich hatten ſie die ſchwarzangeſtrichene Tragbahre und auf derſelben ein Brett liegen. Und das war der Tiſch, auf dem ſie Karten ſpielten. Dem Totengräber ſchien es aber an Luſt zu fehlen, er ließ die ausgeworfenen Blätter vor ſich liegen, ſtemmte den Ellbogen an und den Kopf auf die Fauſt, klöpfelte mit den Fingern der anderen Hand und ſagte nachdenklich: „Um den Mann thut's mir leid. Er hat mir viele Kunden zugeführt!“ Dann lachte er auf. Von wem nur die Rede ſein mochte!

Der Eſchbaumer ſtrich ſeinen langen weißen Bart, ſtarrte wie traumverſunken vor ſich hin und gröhlte plötzlich auf: „Es iſt zum Lachen!“ Wie durch dasſelbe aufgeſchreckt, fuhr er empor und ſagte: „Beinlkramer, weißt! Zum Karteln haben wir jetzt zwei beide keinen Löffel. Ich bin eigentlich wegen etwas anderem zu dir gekommen.“

Der Totengräber raffte die Blätter zuſammen.

„Du,“ ſagte der Stadtſchreiber, „ſteht es nicht geſchrieben, der Tod iſt der Sold der Sünde.“

„Mir ſcheint.“

„Aber Narr, von dieſem Sold kann ja keiner leben!“

„Da haſt recht.“

„Du haſt's gut, Lochſchaufler, bei dir wird's alleweil größer, je mehr du wegnimmſt. Sei ſo gut, ſchaufle meiner Alten auch eins aus.“

„Deiner Alten? Deiner Alten, ſagſt du?“

„Willſt du den heiligen Leib anſchauen? Die Seel iſt ſchon ausgeflogen — heut bei der Nacht.“

Einem Totengräber iſt das ſonſt nichts Beſonderes. „Witwer biſt du, Eſchbaumer!“ rief er, „aber das iſt, aber das iſt!“

„Ja, das iſt,“ antwortete der Stadtſchreiber gelaſſen. „Achtundzwanzig Jahre haben wir die Ehefreuden miteinander gelitten. Ich hab in dieſer langen Zeit, wenn ich zur heiligen Beicht gegangen, nicht ein einziges Mal mein Gewiſſen zu erforſchen gebraucht; ſie hat mir jeden lieben Tag alle meine Sünden vorgehalten.“

„Na, und haſt du ſie nicht —?“ ſagte der Toten-

gräber und machte eine ſcharfe Bewegung mit dem Arm.

„Nur im erſten Jahr," antwortete der andere verſtändnisvoll. „Iſt aber nichts. Dem Weibe ſchlägt man allemal drei Feiertage und ſich ſelber drei Faſttage. Na, und thut man nichts, ſo heißt es: Mann, ich bin dir gleichgültig. Widerſprechen thun ſie ſchon allemal, nur ein Wunder, daß ſie beim Altar ja ſagen."

„Von Engeln iſt halt kein Menſchenverſtand zu erwarten," lachte der Totengräber.

„Engel meinſt, Beinlkramer! Und ich hab immer gedacht, die Weiber wären unſterblich, weil ſie keinen Geiſt aufgeben können. Und jetzt iſt ſie doch dahin. So ſanft und lieb iſt ſie geweſen in letzter Zeit, daß ich geſagt hab: Brigitta, bei dir iſt was nicht in Richtigkeit. Und heut nacht auf einmal —. Na, ſie wird jetzt in die Erden wollen, ſonſt macht ſie mir wieder andere Geſchichten. Alſo, ſei ſo gut, alter Maulwurf." —

Das habe ich ihnen abgelauſcht und mich baß gewundert über die merkwürdige Leichenrede. Stark ſäuerlich ſoll ſie ja geweſen ſein, die kleine Frau des Stadtſchreibers, und ſo hat er ſich ſtets mit einer luſtigen Philoſophie getröſtet. Diesmal iſt's ihm aber allem Anſchein nach nicht ernſt damit. Er ſoll nicht eſſen und nicht ſchlafen können und will mit dem Cynismus nur ſeine Traurigkeit herumkriegen.

Umgekehrt wie bei anderen, die ſich bei Todesfällen die Traurigkeit auswendig hinaufhängen, ſo viel nur Platz hat, krampfhaft und oft erzwungen jegliche Zerſtreuung meiden, gerade wo ſie manche am nötigſten

hätten. Trauer auf Termin. Iſt das halbe Jahr aus — die Flore weg, iſt das Jahr aus — ein großer Ball.

Ich möchte im Herzen der Meinigen weiterleben, aber nicht als traurige Geſtalt.

Jetzt ſtirbt der Balſam, und ich lebe noch. Es iſt doch komiſch!

* * *

Nur einmal noch den Frühling erleben! So weinte ich auf vor wenigen Monaten. Er kam und — rührte mich nicht. Der Sommer iſt da, alles leuchtet und blüht, unendlich flutet das Leben. In mir bleibt es kalt. Das heißt ja ſchon geſtorben ſein! möchte man glauben, wenn nicht anderſeits jeder lebhafte Schritt im Vorhauſe, jeder friſche Ausruf eines Kindes, jedes Hundegebell auf der Gaſſe mich in Aufregung verſetzte. Wenn ausgefahren wird, darf nie ein Kind mit, weil jede lebhafte Bewegung desſelben mich in Schreck verſetzt, es falle aus dem Wagen. Jedes helle Lachen iſt mir zuwider, jeder leichte, noch ſo harmloſe Widerſpruch verſetzt mich in Unmut, zum Aufbrauſen iſt mir; doch anſtatt des kräftigen Zornausbruches ſinkt allemal alles wieder ohnmächtig zuſammen. Fahre ich mit Steinſchnabel allein, ſo ſehne ich mich nach Gunde, und fahre ich mit dieſer, ſo finde ich es unerträglich ohne den Schnabel. Der, wenn er mit mir allein fährt, läßt den Wagen manchmal beim Forſthauſe halten, und wir ſteigen auf den Hochanger. Er ſchleppt mich am Arm, und aus ſeinem breiten, geröteten Antlitz lacht eitel Freude, wenn's paſſabel geht. Geſprochen wird dabei wenig, wir dürfen

uns nur anſehen, um zu wiſſen, was wir meinen. In ſeinem Auge Wohlwollen, Luſt, Übermut; in dem meinen —?

Der Hochanger iſt im Halbrund umſtanden von alten, verwitterten Tannen. Sie ragen mit ihrem dunklen Gezacke und ihren grauen Bärten in das lautere Himmelsblau. Nach der anderen Seite hin iſt der kahle Abhang. Im weiten Keſſel liegt die Stadt mit ihrem zarten Rauchſchleier. Die Seitenthäler führen ins Waldgebirge, das im ſommerlichen Äther ſchlummert, herüberſchweigend aus der Ferne. Und doch alles ſo lebendig und vogelſangdurchklungen.

So ſind wir auch geſtern wieder geſeſſen da oben. Über junges Gras das Wollentuch gebreitet, und die warme Sonne auf uns nieder. Im Schatten fröſtelt mich. Auch mein Schnabel ſtreckt ſich lieber im Lichte aus, legt ſich gern hin und öffnet Weſte und Hemd um ſich die Sonne ſo recht ans Herz glühen zu laſſen. Davon kommt die Wärme und die Sonnenheiterkeit dieſes Menſchen. Auch geſtern legte er ſich ſo hin und ſagte, ich möchte wie er die Bruſt aufthun und doch einmal den Himmel hineinlachen laſſen.

„O Freund," antworte ich traurig, „bei mir vergeht ihm das Lachen. In mir wird's nimmer warm!"

Er ſchweigt. Erſt nach einer Weile ſitzt er ein wenig auf, wendet ſich zu mir und ſagt mit veränderter Stimme: „Dagobert, laß das. Du treibſt deinen Totentanz jetzt ſchon zu weit. — Ich will dir von einem Kameraden erzählen, den ich in Rom kennen gelernt hatte. Wenn du jedoch hier auf dem ſtillen Anger ein

wenig ſchlafen willſt, ſo iſt es noch beſſer. Du magſt dabei nach Belieben den Mund aufthun, damit einmal ordentliche Luft in deine Lunge rinnt. Daß dir keine Eidechſen und Lindwürmer hineinkriechen, will ich getreulich wachen.“

Darauf meine Antwort: „Ich werde noch ſchlafen genug. Erzähle mir von deinem Kameraden in Rom.“

„Giuſeppe Cypreſſo habe ich ihn genannt, und das hörte er nicht ungern. Der hatte an ſich eine Guitarre hängen, die nahm er vor, kniff die Saiten, ſchlug ſein ſchwarzes Auge auf und ſang vom Sterben. Er blühte wie eine Pfingſtroſe ſo üppig und hatte Backen wie Kaiſeräpfel, ſo derb und rot, und ſang vom Sterben. Elegien hatte er gedichtet, voller Sehnſucht nach Ruhe und Grab, und in ſeiner keckſten Burſchenlaune hob er das Glas und ſtieß mit Freund Hein an: Auf Bruderſchaft, alter Schelm! Er beſuchte Sterbende und ſah ihnen zu, er wachte bei Toten und ſchaute ſie an, faſt vergnügt. Den Friedhof nannte er das letzte Eden, weit wertvoller als das erſte, das wir verloren hätten. Wenn andere vor dem Tode ſchauerten, lächelte er überlegen: Was wollt ihr? Der Tod iſt die größte Gnade, die der Himmel dem Menſchen gegeben.“

„Wenn dieſe ſchönen Worte auf mich zielen ſollten, erſpare dir ſie, Schnabel, ich bin längſt reſigniert.“

Er fährt ruhig fort: „Als mein Giuſeppe Cypreſſo im dreißigſten Lebensjahre war, zeigten ſich bei ihm die erſten Spuren eines Bruſtleidens. — Das iſt die gerade Straße, ſagte er gelaſſen. Doch war die Straße

lang, viele Stufen des Leidens hatte er durchzumachen bis zu jener, wo er in ſchlafloſen Nächten mit wunder Bruſt nach Atem rang. Hatte er Luft, ſo ſprach er vom Sterben. Er teſtierte, er ordnete ſein Begräbnis an und kam ſich als Mittelpunkt der Feier gar intereſſant vor. Die Ärzte meinten, das ſei nicht wohlgethan, ſich ſolchen Phantaſien hinzugeben, ſo ſchlimm ſtehe es nicht, und Wille und Mut zum Leben ſei die halbe Geneſung. Nein, er blieb bei ſeiner Lieblingsbeſchäftigung und vertrieb ſich in den ſchlafloſen Nächten die Zeit damit, ſich kalt und ſtarr auf der Bahre zu ſehen, den ſchlanken Leichnam mit dem ſchönen blaſſen Geſicht; die Umſtehenden ſchluchzen zu hören, hinter ſeinem eigenen Sarge einherzugehen und ſein dumpfes Hinabrollen zu vernehmen. Er ſetzte ſich einen ſchönen Denkſtein mit tiefſinniger Inſchrift, er bepflanzte das Grab mit Roſen und ließ jeden Abend eine liebe Maid, die früher ſpröde geweſen, hinausgehen und an ſeinem Grabe weinen. — Aber er ſtarb nicht, und er genas auch nicht. Eines Tages beſtellte er ſich beim Tiſchler den Sarg, genau nach der Länge ſeines Körpers. Er ließ ihn in ſeine Wohnung ſchaffen, zog das ſchwarze Gewand an und legte ſich hinein. Die Hände über der Bruſt gekreuzt, die Augen geſchloſſen — aber nur halb, ſo daß er zwiſchen den Wimpern durch noch in den ſchiefhängenden Wandſpiegel blicken konnte.“

„Und hat ihn der Herr nicht mit dem plötzlichen Tode beſtraft?“

„Nein,“ ſagt Steinſchnabel. „Wenn auf Dummheit die Todesſtrafe ſtünde, da träte mancher Kluge nicht

zwei Paar Stiefel zu Schanden. Mein Cypreſſo lebte noch Jahre. Da ſetzte ſein Leiden plötzlich von neuem und ganz ſeltſamlich ein. Der Arzt unterſuchte ihn genau und machte ein bedenkliches Geſicht. Giuſeppe bat ihn mit ſchwacher Stimme, kein Hehl zu machen, er blicke dem Tod ruhig ins Auge. So ſagte der Arzt: Ich weiß es, lieber Herr, Sie ſind Philoſoph und erwarten das, was uns allen bevorſteht, mit Würde. Wenn Sie vielleicht eine letzte Angelegenheit zu ordnen haben — thun Sie's heute!"

„Nun?" In ſo großer Spannung, daß ich mich aufſetzen muß. Das Herz pocht bis an den Hals herauf. Mein Erzähler ſieht völlig verändert aus, die Mähne ſträubt ſich, aus den Augen geht ein mondlicher Glanz.

„Giuſeppe Cypreſſo — als er ſo den Arzt vernommen — iſt totenblaß geworden. Auf der Stirn große, kalte Tropfen. Taumelt in die Ecke und wimmert: Sterben?! — Wirklich ſterben? Nein, das iſt nicht möglich. — Das iſt Unſinn, Doktor! Bin oft ſchon viel kränker geweſen als jetzt, ſolche Leute werden alt. Ich will nicht ſterben, helfen Sie mir! Irren kann man ja, ſelbſt der beſte Arzt. Prüfen Sie mich noch einmal, ſtrenge, ſtrenge, Sie werden finden, daß ich geſund bin — faſt geſund. Sehen Sie, Herr! Fühlen Sie mich doch einmal ordentlich an! — Wir alle erſchraken ob ſeiner faſt raſenden Verzweiflung. Dagobert, dann iſt er nach Hauſe gekommen, hat zu eſſen verlangt, zu trinken. Ein Rekonvaleszent habe Hunger! Und während des Eſſens — ich bin dabei geweſen, Dagobert — Soll ich noch ſagen, was geſchehen iſt?"

„Nicht nötig, Roderich.“
„Na — dann ſage ich's eben nicht.“

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn dieſer Schnabel einmal ernſthaft wird, dann iſt er wirklich unangenehm. Seinen Cypreſſo habe ich in Verdacht, daß er nur für mich gelebt hat und geſtorben iſt. Mit dem Tode ſo lange kokettieren, ſpielen, als man ſich vor ihm ſicher fühlt; dann aber, wenn er plötzlich brutal in Sicht kommt — Pfui! Ich will geſund werden.

* * *

Heute ſammelte ich dieſe Blätter. Und bei ihrer Durchſicht ſcheint es, als wäre ich zuweilen noch leidender geweſen als jetzt. Was ſind das ſtellenweiſe für hippokratiſche Schriftzüge! Die Hand geht nun ſicherer, der gekrümmte Rücken droht nicht zu brechen; innerlich jedoch iſt mir ekelhafter als je. Der Gleichmut der Ergebung iſt dahin. Ich will geſund ſein und bin's nicht. Die fliehende Seele wird feſtgehalten an den Strängen des Fleiſches, hat ſich durch die Befreiungsverſuche nur verwundet, zerriſſen, aber nicht gerettet. Leben wollen, das iſt zu wenig. Was will ich denn ſonſt? Ich weiß nicht was. Ich bin unausſtehlich. Mein Weib erträgt meine Launen und ſchweigt, meine Kinder nahen mir nicht mehr ſo häufig als ſonſt. Nur wenn Onkel Sonnenſchein da iſt, kommen ſie heran und entfalten ihre Blüten, wie am Maimorgen die Margariten.

Aber ſelbſt der Schnabel iſt anders. Er plaudert nicht mehr ſo harmlos wie ſonſt, nur ſein Angeſicht

lacht, und aus ſeinen Nachtaugen leuchtet der ewige Tag, ſprüht Freude ob allem, was ihn umgiebt, Wohlwollen für alle, die ihm nahe ſind. Mir ſcheint, daß er auch mit Gunde endlich auf gutem Fuße ſteht und ſie mit ihm. Obſchon ... Ich weiß nicht ...

In ſeinem Berufe hat er einen Sieg errungen. Ein Teil der Preſſe und mit ihr des Volkes hatte ſich lange ablehnend verhalten gegen ſeine klaſſiſche Richtung, die das kirchlich düſtere verdrängen wolle, um heitere Bilder oder freventlich gar weltliche Geſtalten an ſeinen Platz zu ſtellen. Als dieſer „Heide" aber trotzdem aufkam, als ſeine Geſtalten ſachte einzogen in Kunſttempel, Kapellen und Kirchen, als ſie auf öffentlichen Plätzen ſtanden, an Brunnen und Brücken und auf den Grüften, und als die Menſchen ſich daran erfreuten und erbauten und ſtolz darauf waren, wenn Fremde ihren Meiſter lobten — da ſchwieg jene Partei und begann gelegentlich ſelbſt Beſtellungen zu machen bei dem fröhlichen Heiden, der Licht aus dem Steine ſchlug, ſo wie es aus ſeinem Auge blitzte.

Und nicht allein ſeine Gebilde bewundern die Leute, auch ſchon ſeine Perſon. Angeſehene Häuſer ſuchen ihn in ihre Kreiſe zu ziehen; er hat dafür ſtets ein frohſinniges Dankwort, einen feſten Händedruck, geht aber — zu Dagobert. Weil er noch Junggeſelle iſt, ſo ſuchen ſie für ihn Bräute, finden ihrer auch in allerbeſter Geſellſchaft — ſchöne, reiche, liebenswürdige Jungfrauen. Er ſcheint aber nur die Schönheit zu ſehen, die ſeinem Meißel aus dem Marmor entgegenſteigt. Ein Modell mag noch ſo reizend ſein, er verliebt ſich erſt in die Ge-

ſtalt, wenn ſie in weißem Steine vor ihm ſteht. Kunſtliebende Damen, die ſeine Werkſtatt bisweilen beſuchen, finden, daß er ſchon graue Locken und grauen Bart hat. Sie ahnen nicht, wie jung er ſein kann. Nein — er ſollte heiraten.

* * *

Der Rahmen meines Zimmerſpiegels iſt hergeſtellt, er iſt ſehr ſchön geworden. Die Glastafel dunkelt klar wie ein Bergſee. Das beſte daran aber iſt der Kerl, der mir daraus entgegenſchaut. Faſt mußte ich ihn anrufen, wie vortrefflich er ausſehe. In der That — unberufen — viel beſſer als das letzte Mal. Kein Vergleich! — Ich hielt zurück, wohl wiſſend, daß leidende Menſchen es nicht gern haben, wenn man ihnen Wohlbefinden nachſagt, von dem ſie nichts ſpüren.

Neben dem Spiegel ſteht ein anderes Bild. Es war mir immer klar geweſen, daß meine Gunde ſchön iſt. Aber daß ſie ſo ſchön iſt, das ſehe ich erſt jetzt an ihrer Marmorbüſte.

„Man braucht ihr nur einen Kuß zu geben, und ſie wird lebendig!“ ſagte der Schnabel und legte ſeinen Arm um den ſchlanken Hals der Büſte. Ich ſtieß ihn zurück.

Und jetzt iſt mir lebhaft darum zu thun, daß dieſes Bildnis ein Seitenſtück bekomme. Ein rechtmäßiges . . .

* * *

Und deshalb haben die Sitzungen heute begonnen.

Eine Stunde vorher hatte er den schweren feuchten Lehm um das Gerüste gebaut mit emsiger Hand, und als ich dazu kam, war Dagobert fast schon zu erkennen. Ich muß doch wohl in ihm drinnen sein, weil er mich aus sich, aus dem Gedächtnisse geformt hat. Ob er denn bei Gunde das auch so gemacht hat?

Und dann begann das Fliegen seines leuchtenden Auges zwischen meinem Haupte und der Thonbüste und das flinke Graben, Streichen und Staupen seines Griffels, seiner Finger, die, kaum den Thon berührend, einen charakteristischen Zug um den anderen hervorriefen. Dabei that er heitere Bemerkungen und manch ernsthaftes Sprüchlein über allerlei, so daß es war, als brauche er an seine Arbeit gar nicht zu denken, als vollziehe sich die Schöpfung ganz von selbst.

„Halte dich nur gut, Dagobert," sagte er. „Dieses Bild wird dich überleben und deine Tugenden oder Unarten beim Sitzen in die spätesten Zeiten tragen."

Da fiel mir ein, daß ich wohl eine Bestimmung würde treffen müssen, welchem der Meinen die Büste gehören soll, wenn sie sich einmal zerstreuen.

„Triff keine," sagte der Schnabel, „außer etwa die, daß der Stein in vier Stücke zerschlagen werden soll —"

Den Schnabel verstehe ich auch, wenn er seine Sätze nicht zu Ende spricht. Drei der Lieben zu kränken, um eines zu bevorzugen! Dieser große Gerechtigkeitssinn in ihm, mit ewigem Frohmut verklärt, macht ja den ganzen herrlichen Kerl aus.

„Roderich," sage ich, aber nicht ganz unbefangen,

„zu den wenigen klugen Thaten meines Lebens gehört deine Ernennung zum Generalbevollmächtigten für meine Familie.“

Er hält einen Augenblick still mit seinem Griffel, legt mir einen forschenden Blick zu und beginnt wieder zu modeln. Er ist just bei der Nase.

„Es bleibt also dabei?“ sagt er leichthin und thut mit seinem Griffel an den Nüstern herum. „Dagobert, ich muß dir noch einmal etwas erzählen.“

Sein Auge drang nicht so ins Innere wie sonst, wenn er mir ins Gesicht schaut, es blieb äußerlich an der Form haften. Da ward mir plötzlich mein Doppelwesen bewußt: der Leib ist ihm eine Sache, nur die Seele ist ihm der Mensch, mit dem er spricht, um ihn hervorzuholen und in den Thon zu bannen.

„Schnabel,“ sage ich, „daher ist es kein Wunder, daß man beim Modellsitzen so geistlos wird, um nicht zu sagen leblos. Wenn du so die Seele nimmst. Denn ich bin vor Erschöpfung dem Tode nahe. Deine Absicht, mich mit Geplauder zu konservieren, macht die Sache nur noch schlechter.“

„Na,“ lacht er, „wenn es schon so schlecht ist, wollen wir's gut sein lassen — für heute. Morgen will ich dir eine Geschichte erzählen, die dich ergötzen wird.“

* * *

Nun, und heute? Es war ein Regentag. Die Kinder beim Lernen, Gunde in der Wäschekammer.

Jetzt schreibe ich. Aber merkwürdig! Meine Hand

iſt ſo feſt und ruhig wie ſeit lange nicht. Ach Gott, war das ein Tag! War das ein Tag!

„Heute will ich mit dem Mund ins reine kommen,“ hatte mein Bildhauer geſagt.

„Das heißt, ich ſoll den Mund halten,“ gab ich noch launig bei.

„Bitte, das habe ich nicht geſagt. Wenn du jedoch die Gehörwerkzeuge ein wenig gebrauchen willſt, ſo iſt es zweckmäßig, denn ich muß dir eine Geſchichte erzählen. — Nicht wahr, du biſt ſo gut und hebſt den Kopf ein klein bißchen höher. So, gut. — Wenn wir ein halbes Stündchen ungeſtört bleiben, ſo iſt es mir recht. Wir haben heute die wichtigſte und die ſchwierigſte Partie.“

Nachdem er den Thürſchlüſſel von innen umgedreht und den Fenſtervorhang vollends in die Höhe gezogen hatte, begann er zu arbeiten und gleichzeitig zu erzählen.

„Es war einmal —“

„Ah, die Geſchichte kenne ich.“

„Um ſo beſſer. Alten Bekannten begegnet man bisweilen gern. — Es war alſo einmal ein alter Bekannter. Auch ſo einer wie der Cypreſſo und doch anders. Er ſiffelte noch ſo ein bißchen herum, ſein Arzt hatte ihm das Leben abgeſprochen. — Gelt, Dagobert, du thuſt mir den Gefallen und läſſeſt den Kopf nicht ſo hängen. Es quatſcht mir den Unterkiefer zu breit. — Nun, daß ich fortfahre. So benutzte der kranke Mann das Reſtchen Zeit, um ſich allerhand Gedanken zu machen, wovon etliche ein bißchen krauſe waren. Er begann ſich bei

noch lebendigem Leibe einzubalſamieren und beſtellte als braver Familienvater einen Gerhab für Frau und Kind. Nun war dieſer Gerhab in spe ein Rappelkopf. Anfangs wollte er ſich durchaus nicht drein finden, ſpäter jedoch — Aber ich muß dich ſchon wieder plagen. Der Kopf iſt jetzt zu hoch. Ein bißchen tiefer, bitte ich. So, gut. — Er war nämlich, iſt zu ſagen, ein guter Freund des Kranken. Das Hinſiechen und die Traurigkeit gingen ihm zu Herzen. Zuerſt, wie geſagt, wollte er nicht, durchaus nicht, allein der Kranke ließ nicht ab und that alles, um den Freund ans Haus zu feſſeln. Die Frau wollte auch nicht. Der Menſch war ihr zuwider wegen ſeiner beſtändigen Heiterkeit, dieweilen ihr weh ums Herz war. Doch das änderte ſich. Weil ſie in eine immer tiefere Betrübnis ſank, ſo haben ſich die beiden bisweilen zuſammengeſetzt und gemeinſame Trauer gehalten um den Freund und Gatten. Das mußte natürlich heimlich geſchehen. Und bei ſolcher Heimlichkeit begann — ganz unvermerkt anfangs, allmählich jedoch — Es wurde natürlich abgewieſen. — Dieſes Weib, ich ſage es dir . . . Und er iſt auch kein . . . Sie huben an, voreinander ſich zu fürchten. Denn die Gefahr . . . Ich weiß nicht, ob . . . Kurz und gut, oder vielmehr — lang und ſchlecht —"

Jetzt bin ich aufgeſprungen: „Ich glaube, er lebt zu lang, der alte Bekannte!"

„Noch mehr, Dagobert, er wird geſund. Und wird keine geringe Mühe haben, die Frau und den Gerhab, die er anfangs ſo ſchwer zuſammengebracht hat, wieder auseinander zu bringen."

Mir ſtockt der Atem in der Bruſt. Und kann nur noch ſagen: „Alſo, das iſt's! Alſo, das iſt's! Und darum muß ich fort!“

Ich taumele zur Thür, reiße ſie auf. Dann — dunkel. Wie ich wieder zu mir komme, iſt er nicht mehr im Zimmer. — Jetzt ruhig Blut, denke ich, und gehe hinaus gegen die Wäſchekammer. Mich wundert es unterwegs, daß ich auf einmal ſo ruhig gehen kann, da doch alles in mir kocht zum Überſprudeln, zum Zerplatzen. Dieſer unerhörte Verrat! — Nur ruhig Blut. — Ich ſchleiche an die Kammerthür und drücke die Klinke. Die weicht nicht. Die Thür verſchloſſen. Ich lege mein Ohr an. Flüſtern. Eine weibliche Stimme — und eine andere.

Was wird nun geſchehen? Jetzt wird der Onkel Sonnenſchein erſchlagen! Eine ſo ſüße, grauſe Wut habe ich in meinem Leben noch nicht gehabt als in dieſem Augenblick. Meine Glieder ſind leicht wie Flügel. Feuerfunken muß ich geſprüht haben, ſie tanzten mir vor den Augen. Im Hofe ſteht ein Holzſtock mit eiſernem Amboß, auf dem der Gärtner die Sicheln zu dängeln pflegt. Dieſen erfaſſe ich mit beiden Händen, ſtürze gegen die Kammerthür. Mit einem Schwung hebe ich das ſchwere Gerät zum Schlag. Die Thür ſpringt in Scherben auseinander. Ein Schreckſchrei der Gunde. Am Wäſchetiſch ſteht ſie, und neben ihr — ſei tapfer und ſchreibe es nur hin, du alter Thor. Schäme dich nicht fürs Wort, ſchreib es nur hin! — neben ihr ſteht der Junge — der Richard.

Lieber Leſer! Ich ſpreche nämlich zu mir ſelber, der

ich wahrscheinlich nach vierzig oder fünfzig Jahren diese Blätter lesen werde. Also lieber Leser, du willst wissen, wie das kam? Das kam so: Der Gymnasiast war mit einem zerrissenen Beinkleid nach Hause gekommen, und weil das kein Censurschein ist, so hatte er bei der Mutter Zuflucht genommen, die hinter verschlossener Thür den Schaden schlichtete. — Diese Erkenntnis hat mir jedoch nichts geholfen, in der nächsten Minute wußte es die ganze Nachbarschaft, daß der halbverrückte Dagobert vollends übergeschnappt sei.

Mag ja sein — einen Schnapper hat's gemacht.

* * *

Was habe ich seit fünf Tagen versucht, geleistet und gelacht! Und nicht geglaubt und doch erlebt! Hell zum Aufkreischen wäre es bei solch beispiellosem Schicksalswirbel! Daß ein glühender Zorn fressenden Rost aus dem Leibe brennen kann, soll ja wohl vorkommen können. Die Ärzte bringen es bei einem Kranken allerdings häufig bloß zu einem schleichenden Ärger. Ein weit größeres Wunder ist's, wenn man durch eine gewaltige Dummheit — gescheit wird.

Ich schließe mein Tagebuch. Weiß mir nun Besseres.

Es ist auf einmal ganz anders wie sonst. Als ob in einer jahrelang verschlossenen Kammer plötzlich die Fenster aufgerissen worden wären. Frische Luft, frische, kühle Luft. Wenn nun auch noch Sonnenschein hereinkommt!

Ein Brief, der heute mit dem Eilboten abgeschickt wurde, hat folgenden Wortlaut:

Lieber Freund Roderich Steinschnabel!

Mache dir zu wissen, daß ich, Gott sei Dank, so weit gesund bin — und zwar seit fünf Tagen, da ich den Onkel Sonnenschein töten wollte. Aus welchem Grunde immer du mich eifersüchtig gemacht hast — es ist dir gelungen. Die Wut, die so groß war, daß sie kein Mensch beschreiben könnte. Gerettet, geheilt! Ein Sturm, der die faulen Dünste hinweggefegt. Wie wohl mir nachher gewesen, gar nicht zu sagen. So gut wie in diesen Nächten habe ich seit meiner Jugend nicht mehr geschlafen. Die höchste Zeit. Es ist ja immerhin möglich, daß du dieses Weib liebst, wer's nicht thäte, wäre ein siebenfacher Esel. Doch wenn Untreue dabei im Spiele wäre, hättest du mir's sicher nicht auf die Nase gebunden. Jetzt auf einmal kann ich klar denken.

Verzeihe mir, daß ich so krank gewesen bin. Die Wolke ist vorüber. Komm zu uns, du unentbehrlicher Kamerad, du heller Sonnenschein meines Hauses. Liebe die Meinen, wie du willst. Dagobert sitzt wieder fest im Sattel. Amen.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Zwölf aus der Steiermark.

Roman

von

Rudolf Hans Bartsch.

8. Tausend.

Broschiert M. 4.50, in Originalband M. 6.—.

Kurt Aram in der **„Frankfurter Zeitung“:**

„. . . So oft ich in dem Buche blättere und lese, fällt mir ein Name ein: Mozart! Alles rauscht so leicht und graziös in einem harmonischen Strom dahin. Geboren aus einer Innigkeit des Empfindens und einem schönen Reichtum des Herzens, der sich an Wald und Wiese, Baum und Strauch, Mensch und Zeit, dieser unserer Zeit mit einer Wärme, einem inneren gütigen Verstehen hingibt, wie es in unserer Literatur seit langem nicht da war . . . Es ist ein Glückstag, wenn uns einmal wieder der Duft so holder, süßer Anmut entgegenweht, wie aus diesem Werk. Und seine liebliche Romantik ist keine Wald- und Wiesenstaffage, sondern quillt aus dem Herzen. Dabei nirgends süßlicher Nebel und sentimentaler Dunst um uns her, sondern alles sicher und glücklich, zuweilen vielleicht noch ein bißchen zu überschwenglich gestaltet. Es wäre täppisch, die Fabel dieser Dichtung der grünen Steiermark, eine Dichtung, die nicht abseits, sondern mitten im Leben unserer Zeit steht, zu erzählen. Genug, hier ist ein Dichter, wie ihn sich wohl junge schöne Mädchen — sie sind nicht alle Gänse — erträumen mögen. Ein Dichter, wie ihn sich reife Männer für gute Stunden wünschen.“

Der König und der Tod.

Roman

von

Rudolf Heubner.

2. Tausend.

Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—.

„Mit großem Geschick hat der Dichter diesen Stoff zu einem der interessantesten Romane verwebt, die in den letzten Jahren erschienen sind. Der völligen Beherrschung des geschichtlichen Materials entspricht eine meisterhafte Beherrschung der Form. Mit straffer Hand führt er das Drama ohne einen Moment der Entspannung zum Ende. Die einzelnen Kapitel, in denen das Leben auf der Burg zu Ofen, der ungarische Reichstag, die Gärten Stambuls, das Land Siebenbürgen und zahlreiche köstliche kleine Episoden geschildert werden, sind von einem Kolorit, das sie wie frische, leuchtende Bilder im goldenen Rahmen wirken. Ganz plastisch sind die vier Hauptpersonen des Werkes, und wohl die beste Figur nach dem König ist Johann Zapolya, der — historisch allerdings weniger sympathische — Woiwode von Siebenbürgen. Fleisch und Blut, keine Schablone, erfüllt den ganzen Roman, den ich mit Vergnügen gelesen habe und meinen Kindern als schönstes Geschenk auf den Ferientisch legen werde."

(Augsburger Abendzeitung.)

„. . . Im ganzen ein Buch von großer Farbenpracht, reichen Schönheiten der Formgebung und weiser Beschränkung. Eine wohlabgewogene, reife und reiche Gabe, die ich mit den Sudermannschen Romanen vergleichen möchte. Auch die Ausstattung, die der Verlag dem liebenswürdigen und feinen Buche hat angedeihen lassen, steht auf der Höhe der erfreulichen Gabe, die nachdrücklichst zur Lektüre empfohlen sei. Sie wird viel Genuß bereiten."

(Jenaer Volksblatt.)

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Jakobus und die Frauen.

Eine Jugend

von

Franz Karl Ginzkey.

3. Tausend.

Broschiert M. 3.50, in Originalband M. 4.50.

„Ein Roman so voll echter und herzlicher Poesie, ein Buch so voller Sonne und Frische ist schon seit vielen Jahren nicht geschrieben worden. (Münch. N. Nachr.)

„Dieses Buch mit dem altertümlichen poetischen Titel stellt seinen Verfasser in die vorderste Reihe der jungdeutschen Dichter. Es ist eine Arbeit von größtem künstlerischen Ernst, voller Poesie und voller Einsicht in die Dinge des Lebens, dabei ungleich „mehr schön als geschmückt" . . . Die Dichtung wirkt wie ein feierliches Geläute am Sonntag, das, längst verklungen, seltsame Freude und Befangenheit in uns zurückläßt." (Augsburger Abendzeitung.)

„. . . Innerlich ist es die Geschichte eines feinen, leidenden Dichterherzens. Äußerlich spannend, innerlich gemütstief: eine Synthese, die nur wenige Romanschriftsteller heute erreichen. Jakobus leidet daran, woran wir alle leiden, die wir, jung, einen Rest von Herz oder „Poesie" und einen Beruf mit Standesrücksichten haben: an der Frau. An der Frau, die das Schicksal des Mannes ist. Wunderschön heben sich die vier oder fünf Frauengestalten des Buches vom Hintergrunde der Fabel wie von einem milden, rosiggefärbten Abendhimmel ab . . ." (Grazer Tagespost).

Weihnachten 1908 erschien:

Alpensommer

von Peter Rosegger

ca. 420 Seiten — brosch. M. 4.—, geb. M. 5—, Halbfrz. M. 5.50

Aus dem Vorwort:

Alpensommer! — Wie wird einem bei diesem Wort! Man fühlt sich tausend Meter erhöht und höher schlägt das Herz. Eine Welt von Erinnerungen sprudelt auf in frischen, klaren Quellen. Wer schon Alpensommer erlebt hat, der hört und sieht und riecht und fühlt sie wieder. Wer ihrer noch nicht erlebt hat, der träumt sie in märchenhaften Ahnungen. Man hört klingende Reigen auf den Matten, Wasserrauschen in den Schluchten, man hört den Juchschrei des Hirten und das Schnaderhüpfel der Sennin. Man sieht über dämmernden Waldbergen hochgehoben die Gletscherschilder, die ein starkes, treues Volk beschirmen. Und in den frischgrünen Wiesentälern die baumlosen Dörfer mit ihren schindelbedeckten Blockhäusern, spitzen Kirchtürmen und mit ihren kernigen Älplergestalten in der Vätertracht. An den kalkweißen Sträßlein die geweihten Bildstöcke, auf felsigen Höhen altersgraue Burgen und darüber hoch und still der schwebende Adler. —

Ich sehe noch mehr. Ich sehe durch das steinbeschwerte Dach in des Älplers Haus, durch den roten Brustfleck in sein Herz. Ich sehe Leben und Gestalten, Regungen und Merkmale, die keiner gezeichnet und beschrieben hat. Und noch mehr. Meines Nachsommers Alpensommer, sind köstlich über die Maßen, sie haben mir Jugend aufbewahrt, dreifache, selige Jugend. Da bin ich jung im Traum von meiner eigenen Waldkindheit, jung in Erinnerung an meine Kinder, jung im Spiele mit meinen Enkeln.

Denn sie ist dort, diese meine Nachkommenschaft, sie schickt sich an, von der Stadt sich zurückzuretten zur Natur — und wenn der Sommer kommt, gehe ich zu Kindern und Enkeln ins Gebirge.

Und ich finde nicht sie allein. Meine Weltlust ist das Wandern gewesen und geblieben, das Wandern in den Bergen. Die einst so enge Waldheimat hat sich ausgeweitet über die deutschen Alpen, während sie mir schon verloren schien. Nach langem Siechtum — einer wahren Kreuzschule des Verzichtens — hat mein Weg statt in die dunkle Gruft, mich noch einmal, ja viele Male in den letzten zehn Jahren, hinangeführt zu lichten, weitschauenden Gipfeln.

Illustrierte Prospekte bitte zu verlangen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06445 2595